

# NDL

## NEUE DEUTSCHE LITERATUR

MONATSSCHRIFT FÜR SCHÖNE LITERATUR UND KRITIK

HERAUSGEGEBEN VOM DEUTSCHEN SCHRIFTSTELLERVERBAND

Redaktion: Christa Wolf, Helmut Hauptmann, Helmut Kaiser  
Achim Roscher (Sekretär)

Beirat: Willi Bredel, Wieland Herzfelde, Wolfgang Joho  
Hans Koch, Eva Strittmatter, Max Zimmering

## INHALT

Notizen vom Schriftstellerkongreß in Moskau / <i>Erwin Strittmatter</i> . . .	3
Kindheit der Armen / <i>Anna Metze-Kirchberg</i> . . . . .	15
Meine Urgroßmutter / <i>Martha Weber</i> . . . . .	45
Ich / <i>Martha Weber</i> . . . . .	51
Anna Seghers über ihre Schaffensmethode . . . . .	52
Vom wackeren Schwaben, der auszog, das Gruseln zu verlernen <i>Ehm Welk</i> . . . . .	58
Nur ein Kaffeeservice / <i>Gerhard Bengsch</i> . . . . .	71
VOM START ZUR NEUEN LITERATUR	
Einiges aus meiner Jugend / <i>Helmut Pas</i> . . . . .	84
Heldinnen des Alltags / <i>Elfriede Brüning</i> . . . . .	87
Nachahmen oder Nachstreben? / <i>Eva Strittmatter</i> . . . . .	93
WESTDEUTSCHE GEGENWART	
In der Bombenschenke / <i>Georg Schwarz</i> . . . . .	100
Vier Gedichte / <i>Robert Wolfgang Schnell</i> . . . . .	101
Conditio sine qua non / <i>Georg Widmaier</i> . . . . .	102
Zerbrochene Briketts / <i>Lothar Streblow</i> . . . . .	105
Der neue Wagen / <i>Jochen Ziem</i> . . . . .	108
Fünf Gedichte / <i>Arno Reinfrank</i> . . . . .	112
Ruhr 1959 / <i>Kurt Römer</i> . . . . .	117
Der Mann, der die Bombe werfen sollte / <i>Günther Schwarberg</i> . . .	118
Drei Gedichte / <i>Gerd Semmer</i> . . . . .	123
Ein General fiel um / <i>Stefan Scherpner</i> . . . . .	125
Zwei Gedichte / <i>Stefan Scherpner</i> . . . . .	130

## NEUE BÜCHER

*Rosemarie Heise*: Die Bürde der Vergangenheit (Franz Fühmann, „Stürzende Schatten“), S. 132; *Max Walter Schulz*: Das Pferdchen und sein Herr (Erwin Strittmatter, „Pony Pedro“), S. 134; *Dieter Schlenstedt*: Traumpassagier in die sozialistische Wirklichkeit (Günther Deicke, „Traum vom glücklichen Jahr“), S. 137; *Gert Hillesheim*: Historischer Roman oder soziologische Typenmalerei? (Günter und Johanna Braun, „Krischan und Luise“), S. 140; *Peter Goldammer*: Theodor Storm in neuer Sicht (Fritz Böttger, „Theodor Storm in seiner Zeit“), S. 142; *Wolfgang Jobo*: Das Vermächtnis der Anne Frank (Joachim Hellwig und Günther Deicke, „Ein Tagebuch für Anne Frank“), S. 146.

## UMSCHAU

*András Diószegi*: Literarisches Leben in Ungarn, S. 148; *Jo Schulz*: Überraschende Entdeckungen . . . , S. 152; *Max Zimmering*: Dem Roten Morten zum neunzigsten Geburtstag, S. 154; *Lothar Kusche*: Streifzug durch eine lächerliche Brecht-Monographie, S. 157; *Adelbert Reif*: „Lolita“, S. 160; Informationen u. a.

## NOTIZEN VOM SCHRIFTSTELLERKONGRESS IN MOSKAU

**M**oskau ist für mich die jüngste Stadt der Welt. Das Alter einer Stadt wird nicht von ihren Mauern bestimmt, sondern von ihren Menschen. Da ich das Leben und das Lachen liebe, liebe ich Moskau. Literarische Probleme hat man häufig, lachende Menschen sind rarer.

Man ist jetzt früher in Moskau, wenn man vom Flugplatz herkommt. Vor den Toren Moskaus entstand in vier Jahren eine riesengroße Wohnstadt. Moskauer Einwohner, die den älteren Stadtteil eine Weile nicht verließen, finden sich nicht mehr zurecht.

Als wir eines Morgens vom Hotel „Moskwa“ in den Konferenzsaal gingen, fuhren Lastwagen mit Bauzäunen an. Als wir mittags aus der Konferenz kamen, standen die Bauzäune bereits auf dem Platz vor dem Hotel. Kompressoren brummt, Preßluftmeißel knatterten. Zehn Arbeiter begannen, sich in die Erde einzuwühlen. Moskauer Arbeitstempo. Man baut Unterführungen für Fußgänger. An den Brennpunkten des Verkehrs, wo sich die Autos auf den breiten Straßen in vier oder fünf Linien staffeln, wird es immer gefährlicher und umständlicher, die Straßen zu überqueren. An solchen Stellen werden die Fußgänger die Straßen unterirdisch passieren. Der Mensch verschwindet von der Straße. Nicht schön. Der „Untergang“ für die Fußgänger aber ist nur ein Übergang zur Hubschrauberzeit. Das ist so sicher wie der Friedenswillen der Moskauer.

Moskauer Tempo. Sind die Schriftsteller einbezogen oder stehen sie, Papirossy rauchend, Abstand gewinnend daneben? Die Antwort soll ich auf dem 3. Allunions-Kongreß der sowjetischen Schriftsteller bekommen. Ich bin Gast, Gast, dem diese Frage im Herzen rumort.

Die Antwort gab mir Genosse Chruschtschow: „Die Taten des Sowjetvolkes sind jedoch so grandios und so herrlich, daß, teure Freunde, selbst wenn bedeutend mehr getan worden wäre, als es der Fall ist, auch das noch zuwenig wäre, um das Leben des Sowjetvolkes in seiner ganzen Fülle, seinem Schaffen und seiner Vielfalt zu zeigen . . .“

Da dachte ich an die unbeschriebenen Taten unserer Helden in der Deutschen Demokratischen Republik, dachte an unseren gemeinsamen ersten Ver-



such in Bitterfeld, mit einigen unserer Helden der Arbeit ins Gespräch zu kommen. Wieviel schriftstellerisches Neuland liegt da vor uns! Wieviel Forscherneugier, wieviel Liebe, wieviel ernsthafte Arbeit ist noch aufzubringen! „Wir reden hier hin und her; inzwischen aber wird der Siebenjahresplan schon erfüllt“, sagte der Schriftsteller Twardowski, und seine Bemerkung war nicht von ungefähr.

„Teufel noch mal“, sagte ein Bekannter des Schriftstellers Gribatschow, „ihr versammelt euch im Kreml wie die Regierung. Da wird man jetzt mehr von euch verlangen.“

Richtig, der Schriftstellerkongreß fand im Kreml statt. An allen Kongreßtagen gingen wir durch die großzügigen Anlagen des Kremls und versammelten uns im Saal des Obersten Sowjets. An der Stirnwand des Saales, hinter den Präsidiumsbänken, befindet sich eine Skulptur von Lenin. Lenin, als ob er durch die Wand in den Saal hineinschreitet. Immer, wenn man aufschaut, sieht man diesen mitreißenden, feurigen Lenin, in der Geste, mit der er einst zum Rednerpult gegangen sein mag.

Als die Stunde bekannt wurde, da ich sprechen sollte, versuchte man mir Lampenfieber einzureden. Ich hatte keines, weil das, was ich den sowjetischen, den Schriftstellerfreunden aus aller Welt mitzuteilen hatte, mit vielen unserer heimischen Freunde besprochen war. Erst eine Weile nach meiner Rede wurde mir bewußt, von welchem Rednerpult ich da gesprochen hatte. Es war jenes Podium, auf dem viele in der Welt berühmt gewordene Reden gehalten worden waren. Reden, die geholfen hatten, die Welt zu verändern.

Ein Moskauer Kraftfahrer sagte: „Soll man auf der Sitzung im Kreml dafür sorgen, daß manche Schriftsteller nicht so langweilige Bücher schreiben!“ Wir lachten. Später hörten wir ähnliches vom Genossen Chruschtschow: „Da liest man Bücher, und die Augen fallen einem zu. Man will so ein Buch lesen, weil die Genossen, die es gelesen haben, von diesem Buch sprechen. Man will sich eine eigene Meinung über das Buch bilden, man liest es mit Mühe, und die Augen fallen einem wieder zu. Man reibt sich die Augen, beginnt wieder zu lesen, und wieder schließen sich die Augen. Um das Buch trotzdem zu lesen, pikt man sich zuweilen mit einer Nadel, um sich aufzumuntern und so das Buch zu Ende lesen zu können.“ – Der Fahrer sagte es auf der Straße. Der Genosse Chruschtschow auf dem Kongreß. Kein Zufall. Die Partei ist der Mund der Massen. Jener Fahrer also, der uns durch Moskau fuhr, hat mich verführt, mit einem Problem zu beginnen, das auf der Konferenz durchaus nicht die Hauptrolle spielte, obwohl es nicht von der Hand zu weisen ist. Man soll seinen Leser nicht für sein gutes Geld, für die Zeit, die er einem opfert, langweilen. „Wer ist schuld, wenn man sich bei einem Buch langweilt?“ fragte Genosse Chruschtschow. „Der Schriftsteller sagt, der Leser, der Leser sagt, der Schriftsteller. Wer ist der



Richter? Richter ist das Volk!“ Gewinnt die Mehrheit der Leser eine Meinung über ein Buch, ist das bereits eine Beurteilung des Buches. Ähnlich ist's mit dem Reden.

Der Delegierte Biktschentajew sagte, in Baschkirien gäbe es eine Sitte, während einer Rede auf einem Bein zu stehen, damit die Rede nicht zu lang würde.

Jetzt pocht so etwas wie der methodische Mensch bei mir an: Wie lange willst du noch über ein Problem sprechen, das auf dem Kongreß nicht im Vordergrund stand? Hast dich wohl in dieses Problem verliebt? Mit der Antwort verkrieche ich mich hinter dem Genossen Chruschtschow: „Wenn ich etwas nicht so gesagt habe, wie es hätte sein müssen, bitte ich Sie, dies zu entschuldigen ... ich plaudere lieber.“ Stürmischer Beifall belohnte den Genossen Chruschtschow für dieses Eingeständnis. Ein Aufatmen ging durch den Kongreß. Ich bin sicher, daß sich mancher unserer Schriftsteller schwor, hinfort nicht mehr gestanzte Reden zu halten, sondern das, was er zu sagen hat, individuell, in eigene Worte gemantelt, mit dem Glanz der Dichtung versehen, vorzutragen.

„Manche Schriftsteller fürchten die Beschäftigung mit der Gegenwart wie der Teufel das Weihwasser“, sagte der Delegierte Soboljew. Und es war gut, daß er „manche“ sagte, denn Andrej Lupan (Moldau) berichtete: „Unsere Schriftsteller fangen an, in die Betriebe zu gehen, sie haben dort schöpferische Begegnungen und helfen den Werktätigen, die Ziele des Siebenjahresplans bewußt zu machen.“ Ich war froh, in meiner Rede ähnliches von einem Teil unserer Schriftsteller berichten zu können. Den Schriftstellern nämlich, die die Beschäftigung mit der Gegenwart „wie der Teufel das Weihwasser fürchten“, rief ein Volkskünstler zu: „Es wird dir verziehen, was du nicht kannst; was du nicht willst, wird dir niemand verzeihen.“

Alexej Surkow: „Unsere Literatur muß zur kommunistischen Ethik erziehen. Es ist nötig, daß wir die neuen ethischen Qualitäten beobachten und beschreiben.“

Jeanne Stern erzählte mir: Kaum war die erste Mädchenbrigade der sozialistischen Arbeit im Kunstseidenwerk in Premnitz gegründet, da hatte sie schon ihre ethische Funktion. Eines der Mädchen aus der Brigade fuhr nach Westberlin und kaufte sich dort ein Kleid. Das war früher in diesem Betrieb nichts Ungewöhnliches. Jetzt aber zeigte man mit dem Finger auf jenes Mädchen; und zwar taten das nicht nur die Brigademitglieder, nein, auch andere Arbeiterinnen aus dem Werk. Mit der Zugehörigkeit zur Brigade war dieses Mädchen eine für alle sichtbare Verpflichtung eingegangen, nämlich die Verpflichtung, sozialistisch zu leben.

„Künstler, die unfähig sind, die Gegenwart zu schildern, wählen sich

zuweilen zeitlose Themen“, hieß es. Man kennt das, konnte es auch bei uns beobachten. Jene „literarische Insel“, auf die man sich zurückzog. Dabei wohnte man im großen Mietshaus Wand an Wand mit einem Arbeiter. Neben der Nachtlampe aber hing unsichtbar zu Häupten des Phantasten die Atombombe. Er fand keine Worte gegen sie. Er zog den Kopf ein und siehe, auf seiner „Gedankeninsel“ war nicht einmal Platz für seine Nase. –

„Talent, ohne gründliches Studium der Wirklichkeit, gibt schlechte Werke“, sagte Surkow. Ich dachte dabei an einen unserer Schriftsteller, der sagte: „Was heißt Studium der Gegenwart? Mein Talent wird beweisen, daß ich ohne allzu tiefes Studium der Gegenwart ein solches Thema besser bewältige als all die Gegenwartsstudierer.“ Vorige Woche lasen wir jenes Werk. – Es gelang ihm nicht.

Den großen Stoff findet der Romanschriftsteller nicht auf Anhieb, selbst wenn er sich intensiv mit der werktätigen Gegenwart beschäftigt. Der Stoff muß jeweils untersucht, muß auf seine Güte abgeklopft werden. Während der Stoffsuche, während der Bearbeitung des großen Stoffes lebt der Schriftsteller über Jahre von seinen Lesern getrennt. Muß das so sein? Nein. Auf der Suche nach dem großen Stoff begegnen ihm die kleineren Stoffe, die für den Tag zugeschnittenen Stoffe, die nach Monaten schon runzeln. Wenn der Schriftsteller sie in Form von Skizzen oder literarischen Reportagen als Gruß und Lebenszeichen an seine Leser schickt, so hat er denen das Gefühl gegeben: Sieh da, mein verehrter Schriftsteller lebt mit mir zusammen im Heute!

Von der Skizze, von der sogenannten Skizze, von der literarischen Reportage, von der literarischen Publizistik wurde auf dem Kongreß viel gesprochen. Surkow nannte sie die „literarische Nahkampfwaffe“ des Schriftstellers. Der Genosse Chruschtschow verglich die größeren Werke der Schriftsteller mit Kanonen. Allerdings forderte er ausschließlich weittragende Geschütze.

„Wo soll der Schriftsteller leben?“ fragte der Vertreter Baschkiriens, Biktschentajew. „An der vordersten Front soll er leben“, sagte er. „Beim Leben zu lernen, heißt gegen den Strom schwimmen. Sobald man aufhört zu rudern, wird man zurückgeworfen.“ Ist das nicht schön gesagt?

„Der Künstler lebt im Leben, aber jetzt machen sich einige auf, das Leben zu studieren“, sagte der Delegierte Daghestans, Gamsatow. Er hatte die Lacher auf seiner Seite. Seine Rede war sehr poetisch. „Man vergleicht die Dichter mit den Nachtigallen. Das ist unrichtig. Die Nachtigall wartet auf den Frühling. Wir aber singen den Völkerfrühling ein.“

„Warum fährt ein Schriftsteller, um über Arbeiter zu schreiben, nicht dorthin, wo die Arbeiter leben und arbeiten, und studiert, wie sie arbeiten?“ fragte Genosse Chruschtschow. „Ist es nicht besser, mit ihnen zusammenzuleben, ist das etwa schlecht?“



Der Schriftsteller Malischkow aus der Ukraine wandte sich gegen die supernationale Poesie. Ich hörte diesen Begriff zum ersten Male. Was ist gemeint? Nach meiner Ansicht eine kosmopolitische Feinschmeckerei, Formales, Sensationelles, originelle Form mit düftigem Inhalt, Seelenklauberei, Bauchnabelbetrachtung. Ich dachte an jene Artikelserie in der westdeutschen Zeitung „Die Welt“. Sie wird von dem polnischen Renegaten Ranicki geschrieben. An jedem schönen Sonntag, der heraufzieht, verunglimpft dieser vom Springer-Konzern angekaufte Mensch einen unserer Schriftsteller aus der Deutschen Demokratischen Republik. In diesen Artikeln taucht von Zeit zu Zeit der Begriff „intellektuell-armselig“ auf, und das besonders, wenn er über volkstümliche Schriftsteller geifert. Hans Marchwitzas kraftvolle und einfache Poesie, die alle Leser anrührt, wird von Ranicki als intellektuell-arm bezeichnet, weil eben jeder, auch der einfachste Leser versteht, was Hans Marchwiza ihm zu sagen hat. Aber gerade das wollen die Brotgeber von Ranicki nicht. Die Menschen an der Werkbank und die Schriftsteller sollen sich fern bleiben. Es werden intellektuelle Schranken aufgerichtet. Der Schriftsteller Arno Schmidt, ein Joyce-Epigone in Westdeutschland, wurde von einem Zeitungsvertreter darauf aufmerksam gemacht, daß er doch eigentlich wenige Leser habe. Der Schriftsteller erklärte, er hoffe, daß es nicht mehr würden. Ein Kunstwerk, das das Volk verstünde, müsse dem Autor bedenklich erscheinen.

Der Delegierte Malischkow sagte auf dem Moskauer Kongreß: „Parteilichkeit und Volkstümlichkeit sind eins. Eine gewisse intellektuelle Überheblichkeit aber schwingt sich auf und spricht von bauerlicher Primitivität, wenn es sich um Volkstümlichkeit handelt. Fehlt es einer Literatur an Volkstümlichkeit, so droht in der Regel Entartung.“

Was also ist unter Volkstümlichkeit zu verstehen? Ganghofer? Nein, nicht diese glatte, süße kitschige Volkstümlichkeit. Einfachheit in der Sprache und in der Form ist nicht Billigkeit und Düftigkeit. Die meisten von uns wissen, wieviel Arbeit hinter Einfachheit steckt, daß Einfachheit erschwitzt und errungen ist. Ist Bruno Apitz' Buch, das doch einen hochpolitischen Stoff behandelt, etwa nicht in einem Jahr zu einem Volksbuch bei uns geworden? Obwohl von manchen Seiten her behauptet wurde, man wolle solche Abhandlungen von Konzentrationslagern nicht mehr lesen. Apitz hat mit seiner künstlerischen Meisterschaft all diese Argumente außer Kurs gesetzt. Ich bin geneigt, Malischkows Maxime zu erweitern: Künstlerische Meisterschaft, Parteilichkeit und Volkstümlichkeit sind eins. Wir haben bei uns in der Deutschen Demokratischen Republik gute Vorbilder in bezug auf die Volkstümlichkeit. Denken wir an viele Gedichte von Johannes R. Becher, denken wir an Gedichte und Aphorismen von Brecht, die mit lutherischer Sprachklarheit und Einfachheit in die Herzen des Volkes dringen.



Es gab bei uns eine Zeit, und es muß sie auch in der Sowjetunion gegeben haben, da lächelte man, sobald jemand vom positiven Helden sprach. „Kommt uns nicht mit dem positiven Helden! Es gibt ihn nicht“, so hieß es. „Es ist langweilig, vom positiven Helden zu reden.“ Reden wir aber nicht auch vom Frieden? Hätten wir jemals aufgehört, vom Frieden zu reden, so bestünde keine Aussicht mehr, ihn eines Tages durchzusetzen. Was also mit der Langweiligkeit des positiven Helden? Da sitzt der Feind an der Schnur seiner Marionetten, läßt sie den Mund bewegen, und spricht dazu: „Nieder mit dem positiven Helden! Er stört mich!“

Hören wir noch einmal den Delegierten Malischkow: „Bei den alten Griechen hat es auch nicht nur schöne ideale Menschen gegeben und doch sind ihre Statuen schön und haben die Zeiten überdauert.“ Das will besagen, selbst wo der positive Held im Alltagsleben nicht so rein sichtbar ist, wie man sich ihn vorstellt oder wünscht, besteht kein Grund, seine Anwesenheit unter uns jetzt und in der Zukunft zu leugnen. Lew Kassil sagte: „Die Heldentat, das ist immer etwas, was über der Norm liegt. Die einfache Arbeit ist noch keine Heldentat. Heldentat ist immer Verzicht auf einen Teil menschlichen Wohlergehens.“ Und hören wir noch einmal Malachin zum Thema des positiven Helden: „Alle Helden in der Weltliteratur tragen den Geruch ihrer Zeit.“ Der Delegierte Soboljew ergänzte ihn: „Während des Großen Vaterländischen Krieges brauchten wir uns nicht über den positiven Helden zu streiten.“ Jetzt also scheint die Suche nach dem positiven Helden schwerer. Nicht, daß es weniger positive Helden gäbe, aber im alltäglichen Leben sind sie scheuer und nicht allen so sichtbar wie im Kriege, wo aller Augen auf dem Helden ruhn. Aber der Schriftsteller darf nicht aufgeben, den Helden des Alltags zu suchen, ihn seinen Lesern vorzustellen.

„Die Kraft unserer Literatur muß darin bestehen, nicht nur die Heldentat, sondern auch den Weg zur Heldentat zu gestalten“, sagte der uns allen bekannte Delegierte Dymshitz aus Leningrad. Ich glaube, damit hat er das Wichtigste über den positiven Helden gesagt. Den Weg zur Heldentat beschreiben, heißt, den Leser mit dem positiven Helden verwandt machen.

Hören wir noch einmal den Genossen Chruschtschow in dieser Sache: „Ist nicht ein Werk schön und nützlich, wenn der Autor darin die positiven Helden wahrheitsgetreu zeigt? Solche Autoren billigen nicht alles an ihrem positiven Helden. Sie sehen die Menschen so, wie sie im Leben, im Kampf und in der Arbeit, im Kampf um die Festigung des Neuen sind. Und das ist gesetzmäßig und richtig. Die Menschen müssen an guten Beispielen erzogen werden; dadurch, daß das Positive im Leben gezeigt wird, muß der Weg in die Zukunft gebahnt werden.“

Die Westzeitungen sind jetzt voll von ironischen Bemerkungen über den Schriftstellerkongreß in Moskau. Man liest solche Überschriften: „Also doch

wieder positiver Held“ oder „Es geht weiter mit dem sozialistischen Realismus“ oder „Chruschtschow tritt auf die Seite der Schönfärber“. Lassen wir den Genossen Chruschtschow auf die letzte Artikelüberschrift selber antworten: „Genossen, in einigen literarischen Kreisen ist in den letzten Jahren das Wörtchen ‚Schönfärber‘ aufgetaucht. Diesen Beinamen will man jenen Schriftstellern anheften, die die lebensbejahende Kraft des Neuen, Kommunistischen zeigen ... Ich bitte Sie, Genossen, mich richtig zu verstehen. Ich will keineswegs Menschen in Schutz nehmen, die in ihren Werken Erscheinungen so darstellen, daß sie sich vom pulsierenden Leben lösen. Nehmen Sie zum Beispiel einige Bücher, in denen das Leben so schöngefärbt dargestellt ist, daß es nicht der Wirklichkeit entspricht. Derartige Werke können kaum Nutzen bringen. Doch ich will auf die Seite solcher Schriftsteller treten, die ‚Schönfärber‘ genannt werden, weil sie ihren Werken positive Helden zugrunde legen.“ Ist das nicht klar gesagt?

Der Genosse Chruschtschow distanziert sich von den wirklichen Schönfärbern, aber er läßt nicht zu, daß die, die positiv über unseren Aufbau berichten, mit solchen Schönfärbern in einen Topf geworfen werden. Man verdreht die Dinge im Westen jedoch, reißt einzelne Textstellen aus dem Zusammenhang, kurzum: man färbt feindlich und desorientiert die unkritischen Leser.

Des öfteren wurden in den Diskussionsbeiträgen auf dem Kongreß die Begriffe revolutionäre Romantik und Pathos gebraucht. Ich muß ehrlich gestehen, daß ich nicht in jedem Falle ergründen konnte, was gemeint war. Handelt es sich in manchen Fällen nicht vielleicht um das Poetisieren schlechthin? Manchen unserer Bücher mangelt es einfach an Poesie. In unserem Zeitalter wird es dem Schriftsteller nicht leicht, die Technik, überhaupt alle neuen Produktionszweige in die Poesie einzubeziehen. Poesie entsteht oftmals erst beim längeren Anschauen der Dinge, beim Verweilen an einem Platze. Unser Leser aber lechzt nach Poesie. Er will seinen Arbeitsplatz, auch wenn er noch so unherkömmlich ist, poetisiert sehen. Deshalb auch die verschiedenen Leserwünsche aus verschiedenen Betrieben.

Ich erinnere mich eines Buches von Rybakow: „Menschen am Steuer“ und möchte behaupten, daß es Rybakow gelungen ist, den Beruf, die Atmosphäre, in der die Männer am Autosteuer leben, zu poetisieren. Als ich das Buch aus der Hand legte, hatte ich große Lust, selber Kraftfahrer zu sein. Ich kann mir vorstellen, daß Kraftfahrer, Fernfahrer, Lastfahrer, die dieses Buch lesen, ihren Beruf in einem schönen poetischen Lichte sehen. Nicht, daß sie die Poesie ihres eigenen Berufes nicht selber empfinden; doch es fehlt ihnen an Worten dafür. Sie wollen, daß der Schriftsteller sich zu ihrem Munde macht. Tut er's, so fühlen sie sich verstanden und ihre Herzen fliegen ihm zu.



Einmal war auch die Wassermühle eine enorme technische Errungenschaft, doch wer will behaupten, daß sie nicht Eingang in die Poesie, Eingang in das poetische Vokabular der Dichter gefunden hätte? Vielleicht sollte man das Poetisieren der Technik von heute nicht ganz dem Zufall und der Zeit überlassen. Ich jedenfalls sehe im schnellen Poetisieren des Neuen eine unserer vordringlichsten Aufgaben.

Im neuen Statut des Sowjetischen Schriftstellerverbandes heißt es unter anderem: „Die erprobte Methode der sozialistischen Literatur war und bleibt der sozialistische Realismus.“ Es gab eine Zeit, da ging's mit dem Begriff sozialistischer Realismus nicht anders als mit dem Begriff positiver Held. Man wollte ihn nicht mehr erwähnt haben. Man lächelte. „Realismus, ja! Aber wozu gerade sozialistischer Realismus? Ist es überhaupt eine Methode? Wo steht was davon bei Gorki? Hat er es so gemeint, wie es ausgelegt wird?“ Und was dergleichen Fragen noch mehr waren. Ganz „Kluge“ traten sogar mit Umbenennungsvorschlägen auf. Immer wieder mußte betont werden, der sozialistische Realismus sei keine verödete Methode in der Literatur, er schlosse die Vielfältigkeit nicht aus. „Unter der Flagge der Vielfältigkeit jedoch wurden uns modernistische Kuckuckseier ins Nest gelegt“, sagte ein Delegierter. Ich dachte unwillkürlich an eine Reihe von Bändchen, die vor zwei Jahren bei uns erschienen. Man nannte sie „tangenten“. Sie liefen unter dem bezeichnenden Motto: „Die Tangente berührt den Kreis nur in einem Punkte.“ Das waren solche Kuckuckseier.

Wenn man vom modernen Schriftsteller verlangt, er möge sein Haus nah am Alltag seines Volkes bauen, so muß man das gleiche vom Kritiker und vom Lektor verlangen. Die Kritik, so wurde gesagt, müsse der Organisator der Literatur sein. Das scheint mir im Hinblick auf den Siebenjahrplan von besonderer Wichtigkeit zu sein. Kann man bei uns schon von einer solchen organisierenden Literaturkritik sprechen? „Die Literaturkritik muß noch sehr aufleben“, sagte der Genosse Rurikow. „Sie darf nicht nur gleichgültig beobachten, sondern muß Partei ergreifen.“ Der Delegierte Smirnow ergänzte ihn: „Der Kritiker muß sich aufmerksam zum Kritisierten verhalten. Den Kritisierten erziehen lernen, auch lernen, gütig zu sein.“ Sich aufmerksam zum Kritisierten verhalten, das fehlt zuweilen auch unseren Kritikern. Sie kritisieren ein Einzelwerk, ohne das Woher und Wohin des Kritisierten zu betrachten. Vor allem sollte die Kritik sich nicht im Nachtrab befinden. Sie muß eine Atmosphäre der hohen Ansprüche entwickeln.

Bei allen Forderungen nach einer breiten Front von Literaturschaffenden wurde in vielen Reden zur künstlerischen Meisterschaft aufgerufen. Das zeigt, wie gut die Diskussionsbeiträge einander ergänzten. Der Delegierte Daghestans, den ich seiner poesievollen Rede wegen schon erwähnte, drückte die Forderung nach künstlerischer Meisterschaft so aus: „Bei uns war es



früher so: Wer ein gutes Lied schrieb, bekam ein Pferd, wer ein schlechtes Lied schrieb, dem wurde ein Ochse aus seiner Herde geschlachtet, wer wiederholte, was andere gesagt hatten, wurde auf einen Esel gesetzt. Wenn er auf ihm durch das Dorf ritt, riefen die Kinder: „Es ist ein Dieb gefaßt worden.“

Der Delegierte Tscherbabajew aus Turkmenien wußte ein anderes Gleichnis: Ein Schriftsteller, der einen Bauern im hohen Norden nach seinem Eindruck von der Literatur befragte, erhielt vom Bauern diese Antwort: „Es gibt in unserem Hause viel Geschirr und wenig zu essen.“

Bemerkenswertes über künstlerische Meisterschaft sagte der Schriftsteller Twardowski: „So können wir nicht weiterleben‘, müssen wir zu unserem literarischen Gestern und sogar zu unserem Heute sagen, und so werden wir auch nicht weiterleben . . . Auf dem Gebiet des geistigen Schaffens, insbesondere der Literatur und Kunst, muß man immer der Qualität den Vorzug geben. Mehr noch, die Quantität ist hier überhaupt in ihrer Ausdehnung beschränkt. Sie hat Grenzen, die die Qualität nicht kennen darf. Was brauche ich, der Zuschauer, siebenhundert Theaterstücke in der Berichtsepoche? Mir reichen sieben wertvolle Bühnenstücke, von denen ich jedes einzelne gern wieder und wieder sehen möchte. Und selbst wenn ich ganz versessen auf Gedichte wäre, was sollte ich mit den Hunderten von Gedichten anfangen, die in eben dieser Berichtsperiode erschienen sind? Wozu brauche ich, der Leser, dreihundertfünfundsechzig Romane im Jahr? Trotz aller Verschiedenheit des Geschmacks, und wenn auch Auswahl vorhanden sein muß, ist das unnatürlich viel.“

Ich glaube, Twardowski ließ sich hier sehr von seinen persönlichen Wünschen leiten. Uns allen ist bekannt, daß die Menschen eines jeden Berufszweiges ihr Alltagsleben in einem Kunstwerk beschrieben haben möchten. Nicht zu Unrecht. Wir müssen den Berufsgruppen der Werktätigen unbedingt entgegenkommen, wenn wir sie ernst nehmen, und das tun wir doch. Jeder Mensch möchte gerade seine Arbeit, seinen Beruf, vom Schriftsteller erhöht und herausgehoben, in einem Buche wiederfinden. Deshalb brauchen wir viele verschiedenartige Bücher. Alle aber sollen gut sein. Darin stimme ich Twardowski aus vollem Herzen zu.

„In unserem Handwerk, in der Literatur“, so sagte Twardowski, „kommt doch nicht irgendwelchen ‚organisatorischen Maßnahmen‘ die entscheidende Bedeutung zu, sondern allein dem Vorbild, dem konkreten Beispiel hoher Meisterschaft. Das Vorbild hat in seiner Bedeutung den Vorrang und ist durch nichts zu ersetzen.“

Das scheint mir wiederum sehr einseitig gesehen. Es gibt in unserem literarischen Leben Augenblicke, Stationen, wo von organisatorischen Maßnahmen viel abhängt. Man denke nur an unsere Bitterfelder Konferenz. Hat

man mit dieser „Versammlung“, man nehme das Wort in seiner ursprünglichen Bedeutung, den schreibenden Arbeitern das Eingangstor zum Schriftstellerverband nicht wirklich mit einem Ruck geöffnet? Nein, dem Vorbild allein gebührt der Vorrang nicht. Das gute Vorbild und von Zeit zu Zeit die richtige organisatorische Maßnahme.

Wer durch einen Hochwald geht und dabei nie auf Jungwald, Schonungen oder Gestrüpp trifft, fragt berechtigt, wo denn der neue Wald herkommen wird, wenn die alten Bäume sterben.

Wenn man die Delegierten des sowjetischen Kongresses betrachtete, so sah man sehr wenig junge Gesichter unter ihnen. Der Bericht der Mandatsprüfungskommission gab Aufschluß darüber. Die Jüngsten der Delegierten waren zwischen dreißig und vierzig Jahre alt. Es waren 66 an der Zahl. Die stärkste Gruppe der Delegierten stand in einem Alter von einundfünfzig bis sechzig Jahren. Es waren 188 an der Zahl. Unter den Delegierten befanden sich nur 36 Schriftsteller, die nach 1945 zu schreiben begonnen hatten. Heißt das nun, daß es in der Sowjetunion keinen Schriftstellernachwuchs gibt? Beileibe nicht. In vielen Referaten wurde betont, daß ein guter Schriftstellernachwuchs vorhanden sei. Die Arbeiten der Jungen seien in Zeitschriften und Zeitungen zu finden.

Die Vertreterin der Gewerkschaft, Nikolina Nikolajewa, erzählte von den Tausenden von Arbeitern, die in letzter Zeit in der Sowjetunion sich an literarischen Wettbewerben beteiligten. Es ist also durchaus nicht neu, nicht einmalig, nicht eine Marotte von uns, was wir mit der Konferenz in Bitterfeld in die Wege leiteten.

Der junge Baum wird die besten Früchte dort tragen, wo er sich zur Üppigkeit entwickelt hat. Der Delegierte Smolitsch warnte: „Die jungen Schriftsteller müssen weiter aktiv am Leben der Nation teilnehmen. Sie müssen tätig sein und gewissermaßen an ihrer eigenen Biographie mitarbeiten.“

Hören wir noch einmal, wie der Delegierte Twardowski über den Schriftstellernachwuchs denkt: „Viele junge Leute kommen zur Literatur, ohne vom Leben viel Ahnung zu haben, ohne sich selbst hart geprüft zu haben, ob sie nun berufen sind oder nicht. Sie kommen einfach aus dem naiven Wunsch heraus, das schöne und leichte Leben eines Schriftstellers zu führen. Wir dürfen ihnen kein leichtes Leben in der Literatur versprechen. Das gibt es nicht für einen Literaturschaffenden, der auch nur etwas wert ist, kann es auch gar nicht geben. Dem Schriftsteller kann aus seiner Arbeit Freude bis zum Entzücken erwachsen, aber ein leichtes Leben hat er nicht, kann er auch nicht haben, nicht einmal im Kommunismus.“

Diese Worte Twardowskis muß ich unterstreichen, wenn ich einen Blick auf die Mitglieder unserer jetzigen Arbeitsgemeinschaften werfe. Es gibt mir da allzu viele, die schreiben wollen, nicht allzu viele, die schreiben müs-

sen. Bei vielen finde ich auch eine sogenannte Verbraucherhaltung, das heißt, unausgesprochen denken sie so: Ich bin Bürger der Deutschen Demokratischen Republik und habe Anspruch darauf, daß man aus mir einen Schriftsteller macht. Ich halte mich einfach für ein Talent. Ich glaube, daß wir in dieser Hinsicht sehr genau prüfen müssen, daß wir nicht Zeit und Geld an talentlose Menschen verschwenden.

Solche Berichte, wie sie der Delegierte Saltschak Toka gab, nahmen unser Interesse in Anspruch. „Bis zum 20. Jahrhundert gab es bei uns keine Kultur, kein Theater, keine Schulen. Wir lebten in Zelten, und unser Volk war dem Aussterben nahe. Jetzt, da wir fünfzehn Jahre der Völkerfamilie der Sowjetunion angehören, gibt es bei uns keine Analphabeten mehr. Es erscheinen Zeitungen, Zeitschriften, und wir haben Hochschulen. Im letzten Jahr erschienen einundzwanzig Bücher von tuwinischen Schriftstellern. Wir, die Schriftsteller von Tuwa, sind die jüngste Gruppe des sowjetischen Schriftstellerverbandes.“

Ebenso interessant war der Bericht des turkmenischen Delegierten Abdumomunow. „Um zu lesen, was auf einem Zettel geschrieben war, mußte früher ein turkmenischer Bauer viele Meilen wandern, einen Lesekundigen zu finden. Jetzt gibt es bei uns Bauern, die Epen schreiben. Vor fünfunddreißig Jahren erschien die erste turkmenische Zeitung. Fast aus dem Nichts heraus hat sich in der gleichen Zeit die Literatur aller Gattungen entwickelt.“ Der Redner sprach von Shakespeare, Goethe und nannte große Titel der Weltliteratur. Alle diese Werke sind jetzt in Turkmenien bekannt und wurden in die turkmenische Sprache übersetzt.

Ist erst eine Blüte aufgeblüht, so blüht bald der ganze Baum. Auf dem Kongreß wurde man gewahr, wie der frühlingsfrische Duft der Sowjetliteratur sich in fast allen Ländern der Erde ausbreitet.

„Die Liebe der chinesischen Leser gehört der Sowjetliteratur deshalb, weil sie konsequent den Befreiungskampf des Proletariats zum Inhalt hat“, sagte der chinesische Delegierte. Der tatarische Delegierte Amirow warnte jedoch vor einer unkontrollierten Anbetung der Sowjetliteratur. „Manchmal werden schwache sowjetische Werke als Beispiel herangezogen und mittelmäßige Schriftsteller verstecken sich hinter ihnen. Das geht nicht; wir haben bei aller großen Gemeinsamkeit auch gemeinsame Krankheiten.“

Der sowjetische Kritiker Rurikow sagte, die sowjetischen Schriftsteller dürften zuweilen durchaus von den besten Werken, die in den Volksdemokratien entstanden seien, lernen. Vielleicht darf ich erwähnen, daß der Genosse Rurikow an unserer Bitterfelder Konferenz teilnahm. Er wies auf die Ergebnisse dieser Konferenz hin und stellte sie als durchaus beachtlich heraus.

Schriftsteller sind nicht immer die besten Redner. Bei manchen Reden



konnte man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß sie sehr einseitig waren. Wenn man aber die Reden des ganzen Kongresses nimmt, so pendelte alle Einseitigkeit sich schließlich wieder aus.

Die große Sensation, auf die man im Westen lauerte, trat nicht ein. Natürlich hätte der Feind gern gesehen, wenn die sowjetischen Schriftsteller sich wegen des einen oder des anderen Werkes, das in der Vergangenheit erschien und nicht nach den Prinzipien des sozialistischen Realismus entstand, in die Haare gefahren wären. Was aber sind diese einzelnen Werke im Strom der großen und starken sowjetischen Literatur! Der große Strom flutet dahin; was bedeutet ein Häufchen Unrat auf seinen Wellen! Es sinkt herab, und der große Strom geht in großer Reinheit darüber hinweg.

Ich werde den letzten Konferenztag nicht vergessen, an dem der Genosse Chruschtschow sprach und mit seiner poesievollen Rede manchem Schriftsteller ein Beispiel gab. Es war keine Phrase, wenn er sagte, er sei vorher unruhig gewesen, weil er nachts noch seinen Konzeptbogen für den nächsten Tag an die Seite geworfen habe. Genosse Chruschtschow betrat das Präsidium viel früher als die anderen Mitglieder des Politbüros, und man konnte ganz deutlich merken, wie er etwas aufgeregt hin und her rutschte. Das Präsidium hatte sein Erscheinen zunächst nicht einmal bemerkt. Noch sprachen zwei Diskussionsredner, bis man den geschäftsführenden Präsidenten darauf aufmerksam machte, daß Genosse Chruschtschow sich bereits in einer Ecke auf dem Platz des Politbüros befände. Darauf großer Beifall, große Begeisterung. Keiner der Delegierten – und wir sprachen nachher mit vielen von ihnen – konnte sich der warmherzigen Rede dieses großen Kommunisten entziehen. Ich will deshalb mit seinen Worten schließen: „Genossen, schildern Sie in Ihren Werken die großen Taten, die vom Volk, von den einfachen Menschen vollbracht werden.“

## KINDHEIT DER ARMEN

### I

**D**as ist das Dorf. Fünf, sechs wohlhabende Bauernhöfe, dreimal soviel armselige Häuslerkaten, ein Wirtshaus, von einem riesigen Nußbaum überschattet, neben dem Wirtshaus die Kirche, massiv und das Dorfbild beherrschend, dahinter ein niedriger Lehm- als Schule, Heiligenbilder an allen Ecken und Enden, eine krumme Straße, mit Kuh- und Geflügeldreck bepflanzt, Wiesen, Bäche, Wassertümpel, auf denen sich Rudel schneeweißer Gänse tummeln, sanft ansteigende grüne Hügel und Hänge mit Kühen und, noch mehr, Ziegen.

Dahinter Wald, dunkel und dicht und reich an Beeren und Pilzen. Die Äxte der Holzfäller dröhnen sommers wie winters in ihm.

Die nächste Eisenbahnstation ist viele Stunden entfernt, fast eine Tagesreise zu Fuß.

Die wenigsten Einwohner kennen diese Station oder den Dampfzug, der die Reisenden in die große, weite Welt trägt. Die großen Städte Prag, Pilsen, Budweis kennen sie ebenfalls nur durch die Erzählungen derer, die ihre militärische Dienstzeit bei den österreichischen Regimentern ableisten müssen, und durch das gute Bier, das man sonntags nach dem Gottesdienst aus dicken Bierseideln in sich hineingießt, bis man umfällt.

Zu rohen Schlägereien kommt es bei dieser Trinkerei selten. Man wird eher sentimental und singt rührselig die schwermütigen Weisen des Landes, die etwas vom Raunen und Rauschen der Wälder an sich haben, vom Wiegen des Korns und des Grases, vom Purpurrot der Beeren, vom Knistern der Heide auf sonnigen Blößen und vom Glockengeläut der Ziegen, wenn man sie ein- oder austreibt.

Neues findet kaum Zugang zu diesen Menschen. Sie tragen die gleichen Röcke und Mieder wie ihre Ahnen, die gleichen Hüte und Halstücher, stampfen den Rahm zu Butter im hölzernen Faß, feiern wie eh und je ihre Feste mit Mohnstriezeln, mit geselchtem Schweinefleisch, mit Sauerkraut und Hefeknödeln, tanzen dieselben Tänze und singen dieselben Lieder.

Freilich kommt es vor, daß einer, der vom Militär zurückkommt, es nicht mehr im Dorfe aushält, sein Bündel schnürt und fortwandert. Meist nach Sachsen, um dort Ziegel zu brennen, Straßen zu bauen, in Plauen das Spit-

zenmachen oder in Chemnitz das Strumpfwirken zu lernen. Es geschieht kaum, daß einer zurückkehrt. Und wenn, dann kommt er nur besuchsweise. Aber dann ist er schon ein Fremder, der mit seinem modischen Anzug, mit Schlips und Kragen die Grenze zwischen sich und der Heimat zieht.

Wie lange und wie schwer er für diese Sachen gearbeitet hat, braucht ja keiner zu wissen. Und was Wahrheit, was Prahlerei ist, wer will es ihm beweisen?

Vor den Augen der Zuhörer läßt der Erzähler die Häuser der sächsischen Industriestädte bis in den Himmel wachsen; riesige Menschengeschlangen wälzen sich morgens und abends durch die vom Gaslicht flirrenden Straßen. Tanzsäle und andere Vergnügungsstätten tun sich vor den Staunenden auf; goldene und silberne Goldstücke mit dem Bildnis des deutschen Kaisers Wilhelm I. rollen sagenhaft aus den Händen der Arbeiter in die Taschen der Gastwirte und Ladenbesitzer ...

Abschätzend wiegen die begierig Lauschenden ein solches Geldstück in ihren erdverkrusteten Händen und vergleichen es mit ihren Kronen und Kreuzern. Kornschnaps und Bier brennen Lichter des Begehrens in ihren dunklen Augen an, die jedoch wieder erlöschen, sobald der Erzähler fort ist. Das Dorf, der Gutsherr, der Pfarrer haben ihre duldsame Herde wieder. Erneut geben sie ihre ganze Kraft hin beim Schwingen der Sense und der Axt, beim Ackern an den steilen, beschwerlichen Hängen und beim Einbringen der Ernte.

Ihre Nahrung ist nicht die kräftigste. Sie lieben allzu weiches und weißes Brot, die Striezel, die Mehlknödel und den starkgesüßten Kornkaffee, den sie selber brennen.

Die letzte Kate des Dorfes gehört dem Häusler Anton Waber. Gleich einer großen Hundehütte hockt sie niedrig und baufällig inmitten eines schadhaften Zwingers. Verwirrtes Holundergebüsch, an dem schwarz und glänzend die reifen Beeren schaukeln, bis sie die Vögel wegholen, scheint die Hütte an der fensterlosen Seite zu stützen. Ebenso den aus Lehm und Steinen bestehenden Stall. Die entgegengesetzte Schmalseite und die vordere Hausfront haben je zwei Fenster, deren einziger Schmuck fette Aloe- und Myrtenstücke sind.

Daß in dem ärmlichen Anwesen eine ordnende Hand fehlt, sieht man auf den ersten Blick. Mürbe und braun, wie vertrockneter Pfefferkuchen steht der Zaun, aus dem Dutzende von Latten herausgebrochen sind. Das Türchen hängt schief in seinen ledernen Angeln. Die hölzerne Rinne des Steintroges, durch die das Wasser dünn tröpfelt, ist verfault und bemoost. Vor der Hütte die Bank, auf der umgestürzte Holzzuber ihren Platz haben, neigt sich bedenklich zur Seite.



Der Wind, der von heute auf morgen den Herbst ins Land bringt, hat es leicht, die Dinge bei Wabers zu zerbrechen und zu stürzen. Wie ein Tob-süchtiger kommt er vom Gebirge her, treibt eine Wolke von Staub und Strohhalmen, Geflügelfedern und bunten Blütenblättern, die er den naiven Sträußen der Heiligenbilder entrissen, vor sich her. Sogar eine späte ziegelrote Nelke treibt er mit dahin und wirft sie wie ein stürmischer Liebhaber auf die steinerne Schwelle der Waberschen Tür.

Und weil die Tür nur angelehnt ist, stößt er sie auf, fährt hinein in die große verräucherte Stube, klimpert über dem Herd mit den verrußten Tiegeln und Pfannen, verjagt eine Schar Fliegen von dem rohen Holztisch, wo sie sich ein Gütliches an groben Zuckerbröseln tun, und fährt wieder hinaus. Mit Gepolter wirft er die Zuber von der Bank und stürzt, bevor er dem nahen Walde zurast, ein Stück von dem morschen Zaun. Die Nelke läßt er als Gruß zurück.

Barbara Waber läßt sich nicht stören. Sie steht hoch und hager, nur den Kopf leicht geneigt, hinter dem Haus und zerkleinert auf einem wuchtigen Wurzelstock Fichtenäste. Die siebenjährige Marie, genannt Maritsch, und der sechsjährige Johannes schleppen die Äste den ganzen Tag schon aus dem Walde heran. Nie kann Barbara genug von dem Zeug kriegen.

„Das ist Holzwetter“, sagt sie, „da braucht ihr keinen Reißhaken mitzunehmen.“

Aber die Kinder haben es satt. Sie maulen: „Wir mögen nimmer! Alles tut uns weh, die Arme, die Füß' – und der Buckel auch.“ – „Gut – na gut, so erfriert halt im Winter eure Rotznasen, dann werdet ihr's bereun, daß ihr nicht genug Holz rangeschafft habt“, wettet Barbara, ohne ihre raschen, kurzen Beilhiebe zu unterbrechen. „Oder habt's ihr vielleicht Geld, welches zu kaufen? Ach, ihr ahnungslosen Bälger! Hört ihr mich so ein Lamento machen, wenn ich mich tagein, tagaus und bis in die Nacht hinein abschinden muß? Und für wen? He? Bloß für euch!“

Wenn die Mutter einmal in Fluß ist, hört sie nicht gleich wieder auf. Das wissen die Kinder und ziehen es vor, lieber wieder in den Wald zu gehen.

Die vierzehnjährige Berta, die bei der Mutter bleiben und das zerkleinerte Reisig bündeln muß, bekommt noch eine lange Litanei zu hören:

„Wo ich so alt war wie ihr, da hab ich ganz anders zupacken müssen. – Hach, meine Mutter hätt mir was gegeigt, wenn ich mich dermaßen vermauliert hätt. Die hat da nicht lang gefackelt – hi, da gab's ordentlich Pfeffer hinten drauf!“

Barbara spuckt in die große hornige Hand und macht eine weitausholende, unmißverständliche Bewegung.

„Hui!“

Ohne von dem Wortschwall Notiz zu nehmen, tut die Kleine ihre Arbeit.

Geschickt windet sie die zurechtgelegten Strohbander um die störrischen Bündel, kniet mit ihrem spitzen, fleischlosen Knie darauf, wenn sie die Enden zu einer Schlaufe zusammendreht und diese unter das Band schiebt. Mit schiefgelegtem Kopf prüft sie jeweils das fertige Bündel, bevor sie es zu den anderen an die Hauswand schichtet. Kein Stück Holz darf auf dieser Reisigwand herausragen. „Sie muß sein wie rasiert“, ist Barbaras Rede.

Wie ein Eichhörnchen kletterte Berta an der unsicheren Holzwand hinauf und müht sich, noch eine Reihe Bündel unter das vorspringende Dach zu bringen. Der Wind fegt ihr dabei unter den kurzen ausgefranzten Rock und streicht ihr kalt über das nackte Hinterteil. Aber das stört sie keineswegs. Sie ist, wie alle Häuslerkinder, von klein auf an jede Witterung gewöhnt. Denn vom zeitigen Frühjahr an bis in den späten Herbst hinein nehmen die Mütter ihre Kinder mit aufs Feld, auf die Wiese, in den Wald, zum Dreschen auf die Tennen und zum Gänserupfen in die zugigen Ställe.

Die Kleinen lernen beizeiten, sich selber zu helfen. Wenn sie frieren, kriechen sie einfach unter die leeren Säcke, auf die die Mütter sie zu setzen pflegen. Oder sie krabbeln aus ihren niedrigen Kastenwägelchen heraus und purzeln spielend umher.

Zierlich, doch zäh und braun gleichen sie den Kindern der Zigeuner, die durch die böhmischen Dörfer ziehen mit tanzenden Bären und Affen und kartenschlagenden Frauen, die mit dem Tamburin klingeln und locken wie der Rattenfänger von Hameln mit seiner Flöte.

Alle Kinder des Dorfes laufen dem Klingeln nach. Auch Berta, obgleich sie es hinterher bitter büßen muß. Am liebsten führe sie bis ans Ende der Welt mit dem lustigen, fiedelnden Volk in dem kleinen Planwagen, vor den ein struppiges Pferd gespannt ist.

Das Tanzen hat sie längst den Zigeunerkindern abgeguckt und hinter dem Wald auf der Wiese geübt. Und wer sie dabei so beobachten würde, wie zierlich sie ihr schäbiges Röckchen hebt und mit der anderen Hand tut, als klinge sie mit dem Tamburin, der könnte wirklich glauben, sie gehöre zu dem fahrenden Volk.

Noch mehr aber liebt sie die Harfenweiber, die zu allen kirchlichen Festen und Jahrmärkten in Dorf und Stadt anzutreffen sind. Die Harfe hängt ihnen auf dem Rücken wie ein großer silberner Engelsflügel, den sie herunternehmen und zarte Weisen darauf zupfen können.

Berta scheinen diese silbernen Töne direkt vom Himmel zu kommen, unwirklich und zauberhaft. Sie verwirren ihr Herz und Sinne und ziehen sie kilometerweit hinter den klimpernden Frauen her. Mag die Mutter hernach noch so wütend sein und ihr den Buckel grün und blau schlagen mit dem ledernen Pantoffel.

Nur der Vater zeigt Verständnis für sein Federle, für sein Kratzbürstel,

seine Spitzmaus und Gott weiß, wie er die Kleine noch nennt, die ganz sein Ebenbild ist. Er lacht ein eigentümliches, aufreizendes Lachen, wenn er sagt:

„Gelt, Bertl, die Musik ist schuld – ja, ja, die Musik, tirallala, tirallala bum, bum!“

„Die Musik – die Musik“, äfft dann die Mutter ihm zornig nach, von dem Lachen aufgestachelt, und läßt um so heftiger den Pantoffel auf dem Rücken des Mädchens tanzen.

„Ich werd sie dir geben, die Musik. – Hier, und hier, und hier!“

Aber Schläge und Schmerzen sind vergessen, sobald das Tamburin wieder auf der Straße klingelt oder die Himmelsmusik der Harfen erklingt.

Bei Berta steht es fest: Sie will ein Harfenmädchen werden. Als sie es im Vertrauen einer Spielgefährtin gesteht, wissen es bald alle im Dorfe und nennen sie von da an nur noch das „Harfenmensch“.

Der Name hat keinen guten Klang. Aber Berta erträgt ihn lächelnd. Sie sieht sich schon mit dem silbernen Engelsflügel aus dem Dorfe hinauswandern, über den Kamm des Erzgebirges nach Sachsen hinein oder nach Bayern – ja, bis ans Meer oder gar bis nach Amerika.

Daß ihre Welt nicht in dem kleinen böhmischen Dorf, das auf keiner Landkarte zu finden ist, endet, ahnt sie – nein, sie weiß es. Ach, und wer singen und spielen und tanzen kann, der kommt schon nicht um! Man sieht es doch an den Zigeunern und den Harfenweibern. Jeder im Dorf gibt ihnen reichlich Kuchen und Brot und klingende Hellerstücke, auch Stroh zum Schlafen oder einen verbeulten, vielmals geflickten Topf zum Kochen. – Unrecht von den Zigeunern ist es nur, daß sie sich meistens von den Wiesen und aus den Ställen stibitzen, was in den Topf hineingeht: ein Huhn oder eine Gans. Sünde ist das, ich werde das niemals tun, denkt Berta.

Der Himmel verdunkelt sich immer mehr. Barbara schaut unwillig hinauf und dann besorgt auf ihren Reisighaufen, der wieder mal kein Ende nehmen will. Aber er muß heute noch weg, da kann es biegen oder brechen. Morgen beginnt beim Kuglerbauer das Kartoffelausnehmen. Wenn die Kartoffeln heraus sind, geht's ans Dreschen, danach kommt das Federnschleifen – ja, und dann ist auch der Winter schon da, und man guckt schließlich in den Mond, wenn das Brennholz nicht unter Dach und Fach ist.

Barbaras wasserblaue Augen ziehen sich zusammen, so daß nur noch ein gefährlicher, schwarzer Punkt zu sehen ist. Der fast lippenlose Mund kneift sich ganz nach innen. Ihre Hände treiben wütend das Beil in den Hackstock, daß es tief darin steckenbleibt.

„Könnt der Saufaus nicht heimgehen und könnt was hier mit weghacken! – Alles muß unsereiner alleine machen! – Schind dich nur, Alte, immer schind dich, bis du alle viere von dir streckst wie ein verreckter Hund! Ach, der elende Kerl, der – der – der Schmarotzer, der dem lieben Gott den Tag



stiehlt! Tschumperliedeln singen und Hallodrie treiben, weiter kann er nichts! Zu was, frag ich mich, zu was ist so einer nun auf der Welt?“

Mit hartem Ruck zieht sie das Beil wieder aus dem Hackstock heraus und holt weit aus. Mit einem einzigen Hieb zerschlägt sie vor sich den knorrigen, armstarken Ast. Dann hält sie wieder inne.

„Geh, Bertl – lauf ins Wirtshaus und hol ihn! Auf dich hört er noch am ehesten. Mach's aber geschickt, wenn der Viehhändler dabei ist – und laß dir von dem Kerl kein Bier kaufen, hörst du? Der will dem Vater doch nur die letzte Kuh abhandeln für ein Schandgeld. Hinterher wird's durch die Gurgel gejagt.“

Berta bückt sich tiefer über das angefangene Bündel, als ob sie die Worte der Mutter nicht vernommen hätte. Man kann nicht so mir nichts, dir nichts seine Reise unterbrechen, die man gerade mit dem silbernen Engelsflügel unternommen hat . . .

„Hast mich verstanden!“ herrscht Barbara sie an.

Der scharfe Ton zwingt das Mädchen, sich aufzurichten, löst jedoch auch zugleich Widerstand aus. Unwillig stampft Berta mit dem zierlichen nackten Fuß auf. „Immer und immer ich! Die Maritsch soll hinlaufen, wenn sie kommt – oder der Hannes.“

Aber gleich bereut sie ihr Aufbegehren, denn ein stachliger Fichtenzweig saust ihr über die Waden.

„Geh!“

Erschrocken über den beißenden Schmerz, springt sie zur Seite, um dem zweiten Schlag auszuweichen. Aber er trifft sie dennoch schärfer, unerbittlicher.

„Geh!“

Er peitscht ihr das Blut jäh hinauf ins Gehirn. Und was sie nun tut, hängt nicht von ihrem Verstande ab: Sie springt auf die Mutter zu, entreißt ihr den Ast – und schlägt zurück.

Barbara steht starr. Ihr Gesicht verkrampft sich zu einer schrecklichen Maske. Staunen, Schmerz, maßloser Zorn vereinen sich in ihm. Die dünne Oberlippe hebt sich leicht über den schadhaften Zähnen und legt sie bloß.

Berta bekommt es mit der Angst zu tun. Sie wirft den Ast von sich und rennt schreiend davon.

Barbara läßt das Beil fahren, rafft den langen, hemmenden Rock und nimmt die Verfolgung auf.

Wie ein gejagtes Huhn flattert das Mädchen von einer Hofecke in die andere. Sie findet keinen Ausweg, so blind ist sie vor Angst. Beinahe rennt sie der Verfolgerin von selbst in die Arme. Da wird plötzlich ihr Blick von einem leuchtend roten Punkt – die Nelke! – angezogen. Ohne zu erkennen, was es ist, stolpert sie darüber hinweg und ins Haus. Geistesgegenwärtig

wirft sie die Tür hinter sich zu und schiebt den Riegel vor. Die mageren, zerkratzten Hände auf der keuchenden Brust, steht sie mit dem Rücken gegen die Tür gelehnt und lauscht angestrengt nach draußen. Sie ist sich im klaren, daß sie besser getan, wenn sie sich ergeben hätte; ein paar kräftige Ohrfeigen, und der Fall wäre erledigt gewesen. Wenn sie mich jetzt in die Finger kriegt, erschlägt sie mich, denkt Berta.

Doch das Rütteln an der Tür kommt nicht, auch nicht der Befehl: Mach sofort auf! – Das ist kein gutes Zeichen.

Bertas Blicke irren suchend in dem fensterlosen Vorraum umher. Allmählich ordnen sich ihre Gedanken und sie beschließt, so lange auszuharren, bis die Verfolgerin das Warten vor der Tür satt hat. Allzulange kann das nicht dauern. Berta weiß, daß es die Mutter heute eiliger denn je hat und mit jeder Minute geizt.

Draußen bleibt es still – unheimlich still. Nur der Wind zischt an den Ritzen der Tür vorüber.

Berta versucht durch eine Ritze die Lage zu ergründen. Sie kann jedoch nur einen schmalen Streifen des Hofes in ihr Blickfeld bekommen, auf dem Strohhalme und Hühnerfedern sich im wilden Tanze drehen.

Der Gedanke taucht in ihr auf, daß die Mutter in ihrer Ungeduld zum Wirtshaus gelaufen sein könnte. An diesem Gedanken beruhigt sie sich. Doch leichtfertig gibt sie ihren Schutzwinkel nicht auf. Erst nach langer Zeit wagt sie es, den Riegel zurückzuschieben, um sich vergewissern zu können, ob die Luft rein sei. Vorsichtig schiebt sie sich hinaus.

Aber da tritt unvermutet Barbara, die hinter der Hauswand auf der Lauer gestanden hat, hervor. In der Hand eine von den abgebrochenen Zaunlatten, steht sie hoch und dunkel, gleich einem rächenden Engel, der mit flammendem Blick und erhobenem Schwert das Tor zur Freiheit bewacht.

Der Schreck bannt die Kleine an ihren Fleck. Sie will schreien. Aber es wird nur eine hilflose, um Erbarmung flehende Geste daraus, in dem sie die Hände hebt und die Finger ineinanderschlingt.

Der Anblick müßte Barbara rühren. Aber sie ist mit Blindheit geschlagen von Zorn und Bitternis. Das Maß ist voll. Daß Berta den entscheidenden Tropfen zum Überlaufen hinzugefügt hat, ist ihr persönliches Unglück. Ebenso hätte es Maritsch sein können oder Johannes oder sonstwer. So muß sie eben büßen für alles, was Anteil an dem galligen Inhalt des Frauenherzens hat.

Gleich beim ersten Schlag splittert die Latte entzwei. Barbara wirft sie von sich, faßt mit beiden Händen nach dem dünnen Hals des Mädchens und schüttelt es wie einen schwachen, haltlosen Baum hin und her. Die Frau könnte einen Mord begehen, so entfesselt sind in ihr die bösen, rachsüchtigen Elemente. Nicht mehr Herr ihrer Sinne, schreit sie:

„Ich kenn mich nicht mehr! Ich mach nicht mehr mit! Ich rott euch alle aus – alle, wenn das nicht anders wird! Schluß! Schluß mit dem verfluchten Elend!“

Es ist nicht mehr das Kind – es ist das Elend, das freudlose, mörderische Leben, das alles tötet: die Liebe, die Vernunft, die Kraft zum Frohsein – jetzt, jetzt hat sie es zwischen ihren Fingern! Sie gibt es nicht mehr her! Es darf ihr nicht entweichen, darf nicht heraus aus ihren Fingern, nicht, ehe es seinen letzten Atemzug getan hat. „Schluß! Schluß! Schluß!“ –

Maritsch und Johannes hören schon von weitem, daß sich etwas Schreckliches auf dem Hofe abspielt. Der Wind trägt ihnen Bruchstücke von den Worten der Mutter entgegen. Sie lassen ihre Holzbeute im Stich und laufen mit weichen Knien und zitternden Lippen herbei. Maritsch ist jedoch nicht zu bewegen, weiter als bis an das Pfortchen zu gehen. Sie hat Furcht, ebenfalls ein Opfer dieses Wahnsinns zu werden. Johannes stürzt auf die Mutter zu, hängt sich mit ganzer Kraft an ihren Rock, daß der in allen Nähten und Falten kracht.

„Laß sie los! Laß sie los!“ schreit er und stößt und trommelt mit den Fäusten auf der Mutter so lange herum, bis sie endlich von ihrem Opfer abläßt. Ihre rotgeäderten Augen sehen fremd auf die Kinder. Welch ein schrecklicher Traum, aus dem sie kommt!

Mit hängenden Schultern, als läge das Zugseil eines schweren Karrens darüber, geht sie davon und hinter das Haus, wo man kurz darauf das gleichmäßige rasche Klopfen des Beiles wieder vernimmt.

Berta liegt auf der Schwelle des Hauses. Sie wird von einem krampfartigen Schluchzen geschüttelt. Maritsch und Johannes umfassen die Schwester und versuchen ihren in den Armen vergrabenen Kopf zu heben. Sie benehmen sich wie Erwachsene dabei.

„Na, na, ist schon gut, reg dich doch nicht mehr so auf – die Mutter ist fort, hör, sie hackt schon wieder Holz. Brauchst gar keine Angst zu haben, sie kommt nicht wieder.“

Johannes läßt sich hinreißen, zu sagen: „Sie soll bloß kommen! Ich – ich schlag sie gleich tot!“

Maritsch legt ihm erschrocken die Hand auf den Mund. „Wenn das der liebe Gott gehört hat!“

„Mag er!“ trotzt der Junge. Aber es ist ihm nicht geheuer dabei.

Keines der Trostworte dringt an Bertas Ohr. Die Kleinen stehen ratlos. Hilfesuchend schauen sie sich um. Da entdeckt Johannes die Nelke im Winkel der Schwelle. In seinen großen, traurigen Augen blitzt Freude auf.

„Ah – wie schön!“ ruft er aus. „Schau doch, Bertl, was ich hier gefunden hab!“ Er zwängt ihr die Blüte dicht vors Gesicht, damit sie den Duft und das leuchtende Rot bewundern soll.



Aber Berta schiebt die kleine, vor Dreck strotzende Hand von sich und schreit: „Laßt mich in Ruh' – so laßt mich doch!“

Da tun die Geschwister mit Gewalt, was sie durch gutes Zureden nicht erreichen: Hannes nimmt den Kopf der Schwester zwischen seine Arme wie in eine Zange und hält ihn fest, und Maritsch nestelt ihr die Nelke in das verwirrte Haar.

„Schön – ei, wie schön!“ jauchzen sie gekünstelt. „Guck dich doch mal im Brunnen an, Bertl, wie fein du aussiehst!“ Sie ziehen die sich Sträubende von der Schwelle auf und hin an den Brunnen. Da reißt sie sich los und läuft wie gehetzt aus dem Hofe hinaus.

Sie läuft und läuft, sie weiß nicht, wohin. Funken tanzen vor ihren Augen, und in einem fort denkt sie: Nicht viel hat gefehlt, und sie hätt mich erdrosselt.

Der Gedanke, daß sie jetzt tot sein könnte, jagt ihr einen kalten Schauer über den Rücken. Sie stürzt sich irgendwo ins Gras und vergegenwärtigt sich das schreckliche Bild, das ihre Phantasie bis zum äußersten ausschmückt:

Starr und steif sieht sie sich im elterlichen Hof liegen und die Mutter kniet händeringend und sich anklagend daneben. „Meine gute Bertl, das hab ich nicht gewollt, weiß Gott, das nicht! So mach doch die Augen wieder auf, ich back dir auch Kipfel und Apfelstrudel, soviel du willst! Und eine schöne Harf' kauf ich dir auch – und wenn du auf der Wiese oder im Wirtshaus tanzen willst, dann zank ich bestimmt nicht mehr, Schläge kriegst auch keine mehr, das versprech ich dir ...“

„Jammer nur“, flüstert Berta und starrt den eiligen Wolken nach, die die „tote Berta“ gewiß jetzt da oben in den Himmel hineintragen. „Jammer nur – ich denk nicht daran, die Augen aufzumachen.“

Sie weiß nicht, daß sie im Geiste Erpressung an der Familie übt. Herrlich ist es, so geliebt und beschenkt zu werden! Und wundersam ist das Gefühl, wenn man langsam die Augen aufschlägt und grad in dem Moment, wo die Angehörigen nicht mehr ein noch aus wissen, man von einem zum anderen sieht und mit einem unsagbar zarten, verzeihenden Lächeln auf den Lippen sagt: „So weint doch nicht mehr – ich bin ja gar nicht tot, es ging noch einmal gut ab.“

Wie eine Heilige wächst man über Vater und Mutter hinaus, die vor lauter Glück nun nicht mehr wissen, was sie mit ihrem „auferstandenen Kinde“ tun sollen.

Wie im Märchen ist das ...

Nebel haben sich gebildet und kriechen wie knochenlose Wesen den Berg hinauf und auf die im Grase Liegende zu. Der Wind ist zahmer geworden. Er stäubt fauligen Geruch aus dem überreifen Kartoffelkraut und spielt auf den hohen, harten Gräsern der Raine ein schwermütiges Lied.

Der Geruch des Vergehens und die Melodie töten das Glücksgefühl in Berta. Trostlosigkeit überfällt sie. Da springt sie auf die Füße, schüttelt ihre braune, lose hängende Haarmähne unwillig nach hinten und setzt in hohen, weiten Sprüngen über die gebuckelten Feldwege hinweg. Ihre Füße berühren kaum den Erdboden, an dem der kommende Nachtfrost schon zu spüren ist. Sie läuft querfeldein, um recht schnell ins Dorf zu kommen.

Auf dem weiten Anger wimmelt es von Gänsen, die Zibulka, der alte Ganstreiber, über die Grenze bringen soll, nach Sachsen, wo die böhmischen Gänse begehrt sind. Sein Hund umkreist kläffend die Gänse und die Frauen, denen die Gänse gehören. Berta, die dahergebraust kommt, pflügt mitten durch die schnatternde Herde. Weiße Wolken stieben auf und nach allen Seiten auseinander. Der Hund fährt wütend nach Bertas nackten Beinen, und die Frauen heben drohend die Fäuste. „Verdammtes Harfenmensch!“

Erst vor dem Wirtshaus bremst sie ihren Lauf. Sie gibt acht, daß der Teppich aus abgefallenen Nußbaumblättern nicht sehr raschelt. Sie will nicht gehört und gesehen werden. Sie weiß, daß man von einem Stapel Holz aus, der unter dem Fenster aufgeschichtet ist, die Gaststube überblicken kann, ohne selbst gesehen zu werden. Flink erklimmt sie den Holzstapel.

Die vorgeschrittene Dämmerung und der Tabakrauch lassen sie die Männer um den großen runden Holztisch nur schwer erkennen. Doch schon an den Bewegungen und am Lachen, das sogar durch das geschlossene Fenster zu hören ist, merkt Berta, wer die Männer sind. – Der Viehhändler ist also doch dabei, von dem die Mutter sagt, daß er nur vom Betrug lebe, vom Ausbeuteln der armen Häusler, daß er ihnen ihre Kühe für einen Pappenstiel abhandele und mit seiner Geschwätzigkeit den Leuten ein X für ein U vormache. Sein spitzes Lachen sticht wie ein Messer in die Ohren. Er redet überhaupt immer so laut, als ob alle Menschen taub sind. – Der Wirt rollt ein derbes, gemütliches Lachen aus seinem Schmerbauch heraus, und die dicke silberne Uhrkette darauf windet sich dabei wie eine glänzende Schlange hin und her. – Aber das Lachen des Vaters mag Berta am liebsten. Es klingt so unbekümmert und gluckert wie Wasser in einem Brunnen. Man muß einfach mitlachen, ob man will oder nicht. Wo der Vater ist, ist immer ein lustiges Leben, und seine Rede ist ja auch: „Fidel gelebt, ist doppelt gelebt.“ Die Mutter ärgert sich schwarz, wenn sie es hört, und nennt ihn einen Schmarotzer.

Was ein Schmarotzer ist, das weiß Berta nicht, aber sie kann sich denken, daß es nichts Gutes ist.

Ihre Augen haben sich an das Zwielflicht gewöhnt. Jetzt kann sie sehen, daß außer den drei Männern nur noch der Hund des Wirtes, eine riesige schwarz-weiß gefleckte Dogge, in der Gaststube ist. Sie nimmt sich wie ein ausgewachsenes Kalb aus auf der langen Bank, auf der sie sich hingestreckt

hat. Dort hat sie genügend Platz, die massigen Glieder zu strecken. Sonntags ist das nicht möglich. Da drängen sich nach dem Gottesdienst die Männer dicht an dicht und treten einander fast die Füße weg. Der Wirt wünscht sich dann zehn Hände, um die gefüllten Bierseidel über die hitzigen Köpfe der Männer hinweg zu balancieren.

Oftmals sitzt auch der Herr Pfarrer unter ihnen, ein schöner, stattlicher Vierziger. Er überragt sie alle, und statt des Bieres trinkt er roten italienischen Wein. Jeden Schluck wälzt er andächtig im Munde hin und her wie ein Zuckerstück, das man recht lange auskosten will. Dabei schnalzt er mit der Zunge und fährt mit der Spitze über die Lippen, die voll sind und sehr rot. Sein glattes, helles Gesicht bekommt von dem Wein eine rosige Farbe, als ränne ihm die rote Flüssigkeit unter der Haut hin. Seine weitgeschlitzten Augen strahlen schwärmerisch und sind schwarz wie die reifen Beeren am Holunderstrauch. Berta muß den Mann dann immer ansehen, und sie bewundert die feine, weiße Hand, die er wie ein großes Blumenblatt aus dem schwarzen Ärmel hervorstreckt und zum Segen erhebt.

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.“

„In Ewigkeit, Amen“, murmeln daraufhin die Männer und schlagen ein Kreuz über der Brust; auch Berta, die oft neben dem Vater sitzend über die Zeremonie nachgrübelt, tut das.

Hat sich die Tür hinter dem Geistlichen geschlossen, tauen die Gemüter erst richtig auf. Der Vater zieht die Zither zu sich heran und versetzt alle mit seinen Liedern in den Himmel, mehr, als es der Herr Pfarrer in der Kirche vermag. Die Wellen schlagen hoch. Berta zappelt dann und schnellte wie ein Fisch in fremdem Gewässer umher, und nippt neugierig am Bier und an dem scharfen Schnaps, der ihr wie Feuer ins Blut fährt und sie ermuntert: tanze, Bertl – tanze!

Also, hinauf auf den Tisch, das Röckchen zierlich gefaßt und sich gedreht und verbeugt, sich und den anderen zur Freude, die in die Hände klatschen. „Hei, hei, hei!“

Das Klatschen der braunen schwieligen Männerhände ist gefährlicher Lohn . . . Drinnen steht jetzt der Wirt auf, geht hinaus und kommt zurück mit einer brennenden Wachskerze, die in einer Schnapsflasche steckt. Er stellt sie mitten auf den Tisch, und die Männer brechen in Jubelrufe aus, wie Kinder, denen man die Lichter am Weihnachtsbaum angezündet hat.

Der Viehhändler, ermuntert, hebt sein Glas und schreit: „Na, Prost!“

Die Zechbrüder leeren ihre Gläser in einem Zug. Mit dem Handrücken wischen sie sich den weißen Schaum aus den Bärten, und Berta sieht, wie der Vater seine Bartspitzen eitel nach oben dreht. Dann zieht er die Zither zu sich heran und fängt an zu singen, ein schmalziges, schwermütiges Lied, das von einem feinen Mädchen berichtet, dessen Vater ein Räuber ist.



Schön singt der Vater – zum Weinen schön. Er sieht beim Spielen nicht auf seine Finger, die wie Vögel auf schlanken Ästen auf den Saiten hin und her hüpfen. Er blickt irgendwohin in die Ferne, als ob er sich von dorthier die Wirbel und Triller holte, die Schluchzer und Juchzer.

Berta summt leise die Melodie mit.

Als das Lied zu Ende ist, wechselt der Spieler in eine flotte Tanzweise über. Sie scheint dem Viehhändler in die Beine zu fahren, denn plötzlich springt er auf, stampft mit seinen kurzen Beinen, daß Tische und Stühle wackeln, dreht und wirbelt sich um und um, zum Späße der Zuschauer. Der Wirt schlägt seine prankenähnlichen Hände aufeinander und schreit: „Hoi! Hoi! Hoi!“ – Der Hund auf der Bank erwacht von dem Lärm und hebt knurrend den mächtigen Kopf.

Berta treibt es hinein zu den fidelen Männern. In ihren Beinen zuckt es, sie kann sie kaum noch still halten. Sie vergißt, daß sie auf einem wackligen Holzstoß kniet, der bei einer unbedachten Bewegung ins Wanken gerät. Ganz plötzlich rutscht er unter ihren Knien fort und stürzt polternd auseinander.

In der Gaststube verstummen der Lärm und das Zitterspiel. Der Hund springt mit einem Satz von der Bank und auf das Fenster zu. Er schlägt rauhe, gefährliche Töne an, die Berta angst und bange machen.

Berta rennt kopflos davon.

Barbara steht noch immer an ihrem Hackstock und schwingt das Beil. Der Reisighaufen ist zusammengeschwunden, dafür türmt sich das zerkleinerte Holz.

Sie schaut nicht auf, als Berta ankommt und sich wortlos über das halbfertige Bündel beugt. Erst kurze Zeit danach fragt sie: „Na – und?“

„Er ist nicht im Wirtshaus“, lügt Berta und bückt sich tiefer über ihre Arbeit, um ihre Verlegenheit zu verbergen.

„So“, sagt Barbara scheinbar ruhig. Aber Berta merkt an dem Ton und dem Schwingen des Beils, daß es nicht an dem ist. Die Holzstücke schwirren ihr nur so um den Kopf herum und trommeln auf ihren gebeugten Rücken. Sie trommeln alle bösen Gedanken wieder wach. Wäre ich doch bloß bei dem Vater geblieben, denkt sie und weint lautlos in sich hinein.

Vor dem Schlafengehen riegelt die Mutter die Tür von innen zu. Sonst bleibt die Tür auch nachts immer offen. („Was soll man uns armem Volk schon mausen wollen, man kann uns doch nur was hereintragen.“) Maritsch und Johannes verschwinden eilig in ihrem Bettkasten, der abends unter dem elterlichen Bett hervorgezogen und morgens wieder daruntergeschoben wird. Auch Berta schläft mit in ihm. Wenn der Vater nachts seine Husten-anfälle bekommt, spuckt er einfach über die Kinder hinweg in den Dielen-sand, und tagsüber legen die Hühner ihre Eier in das schlafwarme Stroh.

Berta möchte am liebsten mit den Geschwistern unter das buntgewürfelte Deckbett schlüpfen, um der eigenartig hin und her schlurfenden Mutter aus den Augen zu kommen. Aber sie wagt es nicht, denn wenn die Kleinen zur Ruhe sind, hat die Mutter immer noch irgendeine Arbeit für die große Tochter. Außerdem hofft Berta noch auf eine Gelegenheit, dem Vater einen Wink geben zu können. Sie zieht sich in den hintersten Winkel der Stube zurück, wohin das trübe, gelbe Licht der Ölfunzel nicht reicht. Sie will noch einmal alles scharf überlegen.

Aber Barbara kann nicht mit ansehen, wenn jemand untätig sitzt, dazu ist sie selbst zu unruhig. So sucht sie aus dem Herdwinkel ein Paar alte derbe Mönnerschuhe hervor und ein Bündel verfilzten Bindfaden und wirft beides Berta vor die Füße.

„Da, knötel das Zeug auf und zieh davon Senkel in die Schuh! Ich brauch sie morgen auf 'm Feld.“

Berta bückt sich rasch nach dem Bindfaden. Um besser sehen zu können, muß sie sich unter die Lampe setzen.

Ihre Finger sind kalt und steif wie die Eiszapfen. Die Knoten unerbittlich. Sie reibt sich die Hände, um sie gefügig zu machen. Ein Seufzer kommt ihr dabei aus der Brust. Aber es ist nicht wegen der Knoten, er kommt von den schweren Gedanken, die sie sich macht. Das geht nicht gut aus, sagt sie sich und grübelt und grübelt, ohne zu einem guten Ende zu kommen. Sie seufzt tief und schwer.

Den Seufzer fängt Barbara auf. „Hast wohl keine Lust, wie? Zu was hast du schon Lust und Liebe – nur Aufmucken und mir übers Maul fahren, das kannst, und sonst nichts. Mach nur so weiter. Mach getrost so weiter, wirst ja sehn, wohin du kommst. Nur zu.“

„Die Finger sind so steif“, verteidigt sich Berta und geht an den Herd, in dem noch die Glut glimmt. Sie braucht nur ein wenig hineinzustochern und einige Stengel von dem dünnen Reisig aufzulegen, sofort entfacht sich ein kleines, sprühendes Feuerwerk, und ein warmer Hauch schlägt ihr ins Gesicht. Sie hält die Hände über die Flammen, dreht und wendet sie, bis sie gefügig sind. Die Wärme geht ihr bis ins Herz. Das tut gut.

„Jetzt geht's“, sagt sie und setzt sich wieder unter die Lampe. Doch die Knoten sind hartnäckiger, als sie geglaubt hat. Sie muß die Zähne noch zur Hilfe nehmen.

Maritsch und Johannes, die eben erst eingeschlafen sind, knurren verdrießlich, als die Schwester zu ihnen schlüpft und ihr schmales Stück Bett beansprucht. Jeden Abend der gleiche Kampf, der gleiche Wunsch: Einmal ein Bett für sich allein zu haben, in dem man sich rekeln und in die Quere legen kann, wie man Lust hat. „Scht!“ warnt Berta die kleinen Rebellen und deckt sie sorglich wieder zu. Selber macht sie sich so schmal, wie sie nur

kann, indem sie die schwächtigen Arme an den ebenso schwächtigen Körper preßt. Unter ihrer dunklen Haarmähne hervorblinzelnd, verfolgt sie die ruhlose Mutter und fragt sich, was wohl hinter ihrer zusammengezogenen Stirn vorgehen mag. Berta kann nicht Gedanken lesen, sonst erführe sie, daß die Mutter einen schweren Kampf in sich austrägt und sich, als Rechtfertigung für ihre Handlungsweise, viele bittere Begebenheiten ihrer Ehe wieder und wieder vor Augen hält. Berta sieht, wie sich das Gesicht der Mutter immer mehr verdüstert, wie sie mit der Hand scharf durch die Luft fährt. Da weiß Berta, daß die Tür zubleibt.

Die Uhr hackt die zehnte Stunde herunter. Das Öl in der Lampe geht zur Neige. Die Flamme flattert wie ein gelber Schmetterling im Glas. Die Gegenstände verlieren ihre scharfen Kanten.

Nun schickt sich auch Barbara an, ins Bett zu gehen. Ihr großer Schatten füllt fast die ganze Stube, als sie ihr Nachtgebet vor dem Kruzifix murmelt. Sie kniet heute nicht auf das kleine Holzbänkchen nieder, sie steht wie im Trotz vor dem Gekreuzigten, und ihre Stirn berührt beinahe das gequälte Gesicht des Heilands. Tritt die Betende unwillkürlich einen Schritt zurück, verliert der Schatten seinen Kopf und liegt auf der Diele wie enthauptet.

Das Bild gruselt Berta. Aber sie sieht es dennoch in einem fort an und nimmt es mit hinüber in die Träume, die die Fortsetzung ihrer täglichen bitteren Erlebnisse sind. Im Halbschlaf nimmt sie wahr, wie die Mutter über sie und die Geschwister hinwegsteigt, und es ist ihr, als wälze sich der kopflose Schatten über sie hinweg. Sie stöhnt schwer, ohne zu erwachen.

In diesem Dämmer Schlaf geht die Hälfte der Nacht hin.

Berta ist sofort hellwach, als das ersehnte Klopfen am Fenster kommt und die leicht heisere Stimme des Vaters ruft:

„Barbara! Barb!“

Doch die Mutter rührt sich nicht, obgleich Berta an ihrem Atem hört, daß sie nicht schläft.

„Mutter! Der Vater! Hör doch!“

„Halt 's Maul“, flüstert Barbara böse, „schlaf du!“

Der Vater, der wohl an einen Scherz glaubt, den man mit ihm macht, klopft noch einige Male. Dann pfeift er ein anstößiges Lied, das Berta genau kennt. Seine Fingerspitzen trommeln auf der Fensterscheibe den Takt dazu.

„Schweinigel!“ zischt die Mutter empört und schnauft laut durch die Nase. Berta wünscht sich heiß, der Vater möchte den albernen Spaß sein lassen, mit dem er die Mutter noch zorniger und unversöhnlicher macht, und zum erstenmal widert sie die Art des Betrunkenen an.

Endlich tritt Stille ein. Er scheint begriffen zu haben, daß man ihm absichtlich die Tür versperrt hat.



Was wird er jetzt tun? Berta lauscht mit offenem Munde.

Schritte torkeln über den Hof und entfernen sich. Trockener Husten bellt durch die Nacht.

„Jetzt wird er in den Kartoffelfurchen nächtigen“, wagt Berta zu sagen, „und morgen wird sein Husten noch schlimmer sein.“

„Er will's nicht anders, 's ist seine Schuld. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich“, antwortet die Mutter, und es klingt Berta, als zittere die Stimme der Mutter ein wenig.

Das Sprichwort, das Berta schon oft von der Mutter und auch von anderen gehört hat, nistet sich heute unbewußt bei ihr ein, es ist wie eine Melodie, die man in einem fort trällert, die man gern aus dem Sinn haben möchte, die aber immer aufsässiger wird, je mehr man sie von sich schiebt. Des Menschen Wille . . . Des Menschen Wille . . . Des Menschen Wille . . . Aber ein Sinn geht Berta nicht auf.

Endlich schläft sie ein, der Kinderschlaf verlangt sein Recht. So hört sie auch nicht, wie die Mutter eine Stunde später über sie und die Geschwister hinwegsteigt, den Riegel der Tür zurückzieht und hinaus in die Nacht lauscht.

Der Wind ist völlig zur Ruhe gegangen. Erster Frost beißt scharf in die Erde hinein und in die nackten Beine Barbaras, die, aus dem warmen Bett kommend, die Kälte doppelt empfindet. Dennoch geht sie, so wie sie ist, einmal ums Haus herum, tastet die Winkel und den Reisighaufen ab, in dem Glauben, daß der Betrunkene irgendwo hingesunken ist und schläft. Seinen Namen ruft sie nicht. Eher würde sie sich die Zunge abbeißen.

Enttäuscht geht sie wieder hinein. Den Riegel schiebt sie nicht wieder vor.

Berta erwacht, als die Mutter über sie hinwegklettert. Ihr erster Gedanke ist: Der Vater.

„Vater?“ fragt sie flüsternd.

„Nein!“ sagt Barbara rauh und greift nach dem Rosenkranz, der am Bettpfosten hängt.

Berta hört die winzigen Glasperlen klirren. Bitterkeit steigt in ihr auf. Sie möchte den Kranz am liebsten den Fingern der Mutter entreißen. – Wenn sie bloß nicht beten wollte!

Berta schläft nicht wieder ein. Die Nacht ist wie angestemmt. – Was wird der morgige Tag bringen? Wie wird sich der Vater verhalten, wenn er seinen Rausch ausgeschlafen hat? Und die Mutter, was wird die tun? – Und zum erstenmal weiß Berta nicht, zu wem von beiden sie halten soll.

Sie ist froh, als sich die Mutter endgültig erhebt und die Tür weit aufstößt.

Dicker, weißer Nebel wälzt sich herein wie eine Welle kalten Wassers und kämpft mit dem warmen, stickigen Dunst der Stube.

Berta kann es kaum erwarten, daß die Mutter den Melkeimer nimmt und

hinüber in den Stall geht. Unter einer halben Stunde kommt sie von dort nicht zurück. Während dieser Zeit will Berta hinauslaufen und den Vater suchen.

Geräuschlos, auf bloßen Füßen, geht Barbara hin und her, zündet das Feuer, holt ein frisches Reisigbündel herein, füllt den eisernen verrußten Wasserkessel am Brunnen, und endlich nimmt sie den Melktopf und geht hinaus. Die Tür läßt sie hinter sich weit offen.

Berta schlüpft geschwind aus dem Bett und hinein in ihre Kleider. Die Holzpantoffel klemmt sie vorläufig unter den Arm, um keinen Lärm zu machen. Ohne zu überlegen, läuft sie auf die Felder hinaus.

In dem Nebel kann sie kaum die Hand vor den Augen erkennen, und sie fürchtet sich mehr, als sie sich eingestehen will.

„Vater! Vater!“ ruft sie erst leise, dann lauter und eindringlicher. Die Rufe bleiben im Nebel hängen wie in Watte. Der Rock klatscht ihr bald schwer von Nässe um die nackten Beine. Ihr ist, als wate sie durch Eis. Als sie die Kartoffelfurchen überspringt, taumelt ein großes dunkles Tier auf und schreit: „Rah – rah – rah!“

Der Schreck lähmt Berta die Füße. Sie ist nicht mehr fähig, einen Schritt vorwärts zu gehen. Sie wimmert wie ein kleines Kind vor sich hin. Unschlüssig bleibt sie stehen und horcht in sich hinein: Was soll ich tun?

Bäume und Sträucher werden langsam verschwommen sichtbar. Sie nehmen wunderliche Formen und Gesichter an. Da bemerkt Berta, daß sie sich auf dem Weg in jenes Dorf befindet, in dem der große Bruder, der Josef, Pferde knecht ist. Vier Wegstunden ist das Dorf entfernt. Wenn ich den Weg durch den Wald nehme und ganz schnell laufe, kann ich in drei Stunden dort sein, überlegt sie und läuft auch schon los. Absichtlich klappert sie laut mit den abgewetzten Holzpantoffeln, um die Angst und die Stille zu übertönen.

Eine Stunde mag sie gegangen sein, bergauf, bergab, hineintauchend ins Dunkel des Waldes und in die graue Suppe des Nebels, dann wieder austauchend und wie über Wolken gehend, als ihr ein Kastenwagen, mit einem schweren Ackerpferd davor, entgegenkommt. Sie will von dem Mann, der das Gefährt lenkt, nicht gesehen werden; er könnte sie fragen, was sie zu solch früher Stunde auf diesem einsamen Weg zu suchen habe. Sie huscht hinter eine Gruppe niedriger Fichten und wartet, bis das Fuhrwerk heran und vorübergerumpelt ist. Mit einem unklaren Gefühl, ob es nicht besser wäre, mit zurückzufahren, sieht sie dem Wagen nach, bis er hinter einer Biegung verschwunden ist. Lange steht sie in Gedanken versunken, rupft einen Grashalm, spannt ihn zwischen Daumen und Handballen wie eine Saite und bläst darauf. Scharfe, grelle Töne zerschneiden wie Schreie die morgendliche Stille . . .

Als sie zu Hause ankommt, sieht sie schon von weitem den Kastenwagen

vor der Tür stehen. Der hintere Schieber ist herausgezogen. Im Inneren ist eine Schütte Stroh ausgebreitet. – Ohne daß man es Berta sagt, weiß sie, daß auf dem Stroh der Vater gelegen hat.

Zögernd bleibt sie an dem Pförtchen stehen und sieht mit finsterem Blick zum Hause hin, aus dem jetzt die Mutter mit dem Mann, dem das Gefährt gehört, austritt. Weiß und verschlossen ist das Gesicht der Mutter, als sie dem Mann die Hand zum Abschied gibt.

Berta bohrt ihren Blick in das undurchdringliche Gesicht hinein. Du bist schuld, du bist Schuld! schreit ihr Blick. Doch Barbara sieht starr über die Anklägerin hinweg. Ihr Mund ist nur ein schmaler Strich. Daß ihr das Kinn zittert, das kann Berta aus der Entfernung nicht sehen. Sie legt es der Mutter nicht gut aus, daß sie nicht weint, und kommt von dem furchtbaren Gedanken nicht los, daß die Mutter den Tod des Vaters gewollt habe.

Der Mann setzt seine Mütze auf, die er bisher in der Hand gehalten hat, befestigt den herausgezogenen Schieber mit wenigen Handgriffen, lockert die Bremse und wendet umständlich in dem engen Hof das Gefährt um.

Berta steht wie angewurzelt und wartet auf ein Wort von der Mutter, auf einen Ruf, einen Wink. Doch Barbara dreht sich wie eine Holzpuppe um und geht schweigend ins Haus.

Berta bringt es nicht über sich, ihr nachzugehen.

Den ganzen Tag irrt sie im Walde umher. Sie weint, bis sie völlig leer und trocken inwendig ist.

Währe nicht der Tote nebenan und der süßliche Geruch von Weihrauch und brennendem Wachs, so glaubten Maritsch und Johannes an ein Fest. An ein großes sogar. Denn nicht einmal zum Fronleichnamstag geht die Mutter so üppig um mit Mehl und Butter und Zucker. Ganz zu schweigen von dem Batzen geselchten Fleisches, das inmitten des grobgeschnittenen Sauerkrautes sattert, und dem Fäßchen Bier, das sie – Maritsch und Johannes – aus dem Wirtshaus haben holen müssen.

Appetitlich durchzieht der säuerliche Geruch die Stube, die geschrubbt und mit frischem Sand bestreut ist. Den Hühnern ist der Eintritt heute verwehrt und Johannes sagt: „Die wissen gar nicht, was los ist. Sie stehn ganz verdattert vor der Tür.“

Doch ihm und Maritsch geht es nicht anders. Sie wissen – in den sauberen Kleidern, die Haare ordentlich gekämmt und mit Öl geglättet – nichts mit sich anzufangen. Die Mutter in ihrem schwarzen Kirchengangskleid erregt bei ihnen noch mehr das Gefühl des Besonderen, und sie trauen sich nicht einmal von dem Strudelteig zu kosten, den die Mutter wie ein Stück Wäsche in den Händen dreht und windet.

Berta indessen muß das Feuer in Gang halten. Sie kniet vor dem Herd,



füttert ununterbrochen sein rotglühendes Maul mit dürrer Reisig und starrt in das Funkengesprüh und die Flammenzungen, die an der verrußten Rundung des Krautkessels lecken. Das grausige Bild in der Kirche ist ihr vor Augen: Eine Gruppe Menschen, alte und junge, schöne und häßliche – bis zu den Knien solchen Flammen ausgeliefert. Erbarmungslos. Sie haben die verzerrten Gesichter dem sternenübersäten Himmel zugewandt und flehend die Arme hinaufgestreckt: Gnade! Gnade! – Der Geistliche und der Lehrer behaupten, daß diese Menschen sich den Himmel verscherzt haben durch ihre Sünden. Mein Gott, aus diesem Feuer kommt doch keiner mehr heraus, kann denn das ein Gott mit ansehen? Und was wird einem nicht alles als Sünde angerechnet: Das Pflücken eines Apfels, der allzu handgreiflich hängt; das Mitnehmen eines Eies, das ein fremdes Huhn auf der Wiese verloren hat; das Abreißen einer Blume, die durch den Zaun winkt: nimm mich! Sünden, nichts als Sünden von früh bis in die Nacht. Nichts als Sünden. Und was für eine Glut – mein Gott, diese Glut!

Verlangen überkommt Berta, die heißen, trockenen Augen mit dem eiskalten Wasser des Brunnens zu kühlen.

Sie beauftragt Maritsch, solange das Feuer in Gang zu halten, und geht hinaus.

Das Öffnen und Schließen der Tür läßt die Kerzen neben dem Gesicht des Toten flackern. Die Reflexe machen es seltsam lebendig. Der rechte Mundwinkel scheint heruntergezogen, wie bei einem, der Schadenfreude in sich hat. Es ist ein boshafte Lächeln.

Berta geht rasch vorbei. Die Lichter flackern davon noch mehr und zerhacken das Gesicht des Toten ganz und gar in Licht und Schatten.

Der Frost hat eine hauchdünne Eisdecke über das Wasser gezogen. Nur dort, wo es dünn in den Trog hineintröpfelt, ist ein handgroßes Loch. Berta beugt sich über den stumpfen Eisspiegel. Er gibt ein übernächtiges, spitzes Gesicht wieder. Augen, dunkel und fremd, schauen sie an und scheinen zu fragen: Wer bist du?

Ich?

Ja, du.

Ich – ich bin doch die Berta, die Tochter vom Häusler Waber, dem Zitherspieler.

Man sieht's auf den ersten Blick.

Ja?

Ja.

Aber, ich will nicht so elend sterben wie er – ich will in einem richtigen Bett sterben – einem ordentlichen, warmen Bett.

Er hat's nicht anders gewollt. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Des Menschen Wille? Des Menschen ...

Berta stößt mit der Faust mitten in das verschwommene traumhafte Gesicht und zertrümmert es.

Das Eis splittert. Das zersprungene Gesicht schwankt wie betrunken im Wasser hin und her. Sie weiß nicht, daß es jetzt dem des Toten ähnelt, zerstückt in Licht und Schatten.

Sie wirft sich mit beiden Händen das eisige Naß gegen die brennenden Augen. Die Kälte zieht ihr die Kopfhaut zusammen. Wie Ameisen kribbelt es ihr den Rücken hinab. Viele Male wiederholt sie die Prozedur, bis ihr das Gesicht schmerzt. Als sie sich endlich aufrichtet, um in die Stube zurückzukehren, sieht sie Josef, den großen Bruder, über den Hof daherkommen. Sie stürzt ihm entgegen und wirft sich ihm, haltlos schluchzend, an den Hals.

„No, no, no“, sagt er, „sei ruhig – ganz ruhig...“

Es sind die gleichen Worte, die er zu seinen Pferden sagt, wenn sie Unruhe im Blut haben. Die Kreaturen wissen genau, wer es gut mit ihnen meint. Warum soll da der Mensch nicht darauf reagieren?

## II

Die Welt ist nicht stehengeblieben. Weihnachten und der Winter sind mit Spinnen vorübergegangen. Die Tage nähern sich dem Osterfest und der Schulentlassung. Berta weiß, daß sie nach dem Fest ihren Dienst als Jungmagd bei dem reichen Kuglerbauer antreten soll. Das ist schon seit langem bestimmt, vielleicht schon, als sie noch in den Windeln lag. Es heißt ja, daß die Großbauern sich ihre Jungmägde und -knechte schon im Mutterleib sichern. Jungmägde und Jungknechte kosten nicht viel Lohn, nicht mehr als das Essen, das ja auf den Feldern der Bauern wächst, ein Bund Stroh zum Schlafen, ein paar rauhe Pferdedecken zum Zudecken, zum Namenstag ein Hals- oder Kopftuch, zu Weihnachten ein neues Hemd, wenn es hochkommt, ein Paar rindslederne Schuhe und einen derben Wollrock, die man im Laufe des Jahres abzarbeiten hat. Doch wer kann in diesem Alter Leistung und Lohn abwägen? Berta kann es nicht und hat sich, ohne Murren, dem Beschluß der Mutter gefügt. Was ist auch dagegen zu machen? Den Traum vom silbernen Engelsflügel hat Berta mit eingesargt, als man den Vater einsargte. Sie will nicht auf der Landstraße sterben. Der Tod des Vaters hat sie erschreckt.

Auch die Mutter ist eine andere geworden. Sie ist ruhiger, ist nicht mehr so hitzig und so rastlos, als ob sie die Welt an einem Tag einreißen und wieder aufbauen müßte. Sie nimmt sich sogar die Zeit, hin und wieder auf den Gottesacker zu gehen, um das Grab des Vaters zu schmücken und das Weihwasserkesselchen zu füllen.

Zwar wundern sich Berta und die Leute im Dorf darüber. Aber Barbara verschweigt nicht, warum sie es tut und sie dem toten Anton anhänglicher ist als dem lebenden.

„Jetzt weiß ich wenigstens, wo ich ihn zu suchen hab. Solang er gelebt hat, hat er doch nur den andern im Wirtshaus gehört. – Er ist gut aufgehoben jetzt und kann mir keinen Ärger und nichts mehr machen. Besser kann so einer, wie er, gar nicht aufgehoben sein.“

Ihr Gesicht, grobknochig und braun auch im Winter, ist weicher also sonst bei solcher Rede, und man kann sich gut vorstellen, daß Barbara einmal ansehnlich gewesen ist und dem „schönen Anton“, wie man ihn nannte, gefallen hat.

Barbara bringt einen Arm voll gräulicher, unversponnener Schafwolle herbei. „Das ist die letzte“, sagt sie, „dann haben wir’s geschafft. Vielleicht kriegen wir sie heut noch auf die Spindeln.“

„Wenn nichts dazwischen kommt, dann schon“, meint Berta und dreht geschickt die Wolle zwischen den Fingern. Sie spinnt einen gleichmäßigen Faden, wie ihn die Bauern lieben.

Barbara freut sich darüber, aber sie sagt es nicht.

Durchs geöffnete Fenster scheint eine warme Vorfrühlingssonne. Ein Vogel schaukelt auf dem Holunderstrauch und zwitschert. „Zwii – itt. Zwii – itt!“

Berta spitzt die Lippen und ahmt das Zwitschern nach. Sie vergißt, daß die Mutter das Pfeifen nicht leiden kann. Die schlägt auch gleich unwillig das Fenster mit dem Ellenbogen zu und sagt: „Madeln, die pfeifen, und Hühner, die krähn, denen sollt man gleich die Köpfe umdrehn.“

„Was ist schon dabei, wenn ich pfeife?“ widersetzt sich Berta.

„Das schickt sich nicht für ein Mädcl.“

Berta liegt eine böse Erwiderung auf der Zunge. Zum Glück wird sie von dem Ausruf der Mutter daran gehindert:

„Horch!“

Berta hält das Spinnrad an und lauscht. Wagengerassel ist zu hören, das näher kommt und im Hof endet.

„Na, so was – der Josef!“ ruft Berta erfreut aus.

„Nanu, so außer der Zeit?“ wundert sich Barbara, der man ebenfalls die Freude ansieht, die der Besuch des großen Sohnes auslöst. Rasch versetzt sie dem Spinnrad einen heftigen Stoß, um den Rest Wolle zwischen den Fingern noch auf die Spindel zu bringen, bevor der Sohn in die Stube kommt.

Beim Eintreten muß er den Kopf unter der niedrigen Tür einziehen. Die beiden, die ihm entgegensetzen, fragen sich staunend: Na, wo der noch hinwächst, der Josef?

„Ihr steht ja da wie die Küh’, wenn’s donnert“, sagt Josef statt einer Be-



grüßung und gibt zuerst der Mutter, dann der Schwester die große rotbraune Hand. Er bringt einen Geruch von Pferd und Stallung und frischer Luft mit herein, der im Nu die ganze Stube füllt.

Berta rümpft ihre Nase, die aus dem schmalen Gesicht etwas zu kräftig hervorspringt, und Barbara, deren Augen nichts entgeht, weiß gleich eine von ihren Spruchweisheiten anzubringen: „Was ziehst für Gesicht? Mit was einer umgeht, das hängt ihm an – das ist halt so.“

„Müßt ihr schon wieder streiten?“ sagt Josef und läßt sich schwer auf den Schemel am Tisch fallen.

Maritsch und Johannes, die den Wagen vor der Tür haben stehen sehen, kommen hereingestürzt und hängen sich wie die Katzen an den seltenen Besucher. Josef hat seine liebe Not, sie von sich zu schütteln. Er lacht gutmütig dabei und zeigt seine unregelmäßigen, gelben Zähne bis zum letzten.

Barbara treibt die Kleinen an, ein Bündel Reisig hereinzuholen und den eisernen Kessel mit Wasser zu füllen: „Flink, flink – der Josef hat sicher Hunger und Durst.“

Während die Mutter die Glut im Herd aufstochert und geschäftig mit den Kaffeetassen hantiert, neckt sich Josef mit der Schwester, hält mit seinem Knie ihr Spinnrad an und zieht ihr die Wolle fort.

„Da soll einer nun was Gescheits machen können“, sagt Berta und lacht. „Na, schau dir das an, was du angestellt hast.“ Sie zeigt ihm das Stück unregelmäßigen Faden, das sie nun gesponnen hat.

Da springt Josef auf, faßt die Schwester unter den Armen, hebt sie leicht im hohen Bogen vom Stuhl und setzt sich darauf. „Das werden wir gleich haben“, meint er und fängt an, das Spinnrad zu treten.

Darüber muß sogar die Mutter lachen. Stolz ist in ihren kleinen blassen Augen zu sehen, als sie sagt: „Guck an – sogar spinnen kannst? Na, was kannst du denn nicht. Da kann einer noch lernen von dir.“

Berta weiß, daß das auf sie gemünzt ist. Sie zieht den Mundwinkel spöttisch herunter. Muß sie denn immer gleich zuhacken? denkt sie. Ihre Freude ist dahin.

„So“, sagt Josef aufspringend, „in Ordnung!“ Und sachlich werdend: „Tscha – um's kurz zu machen, ich komm, die Berta zu holen.“

Das kommt wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Barbara und Berta begreifen nicht gleich. Sie sehen sich verdutzt und fragend an.

„Mich?“ fragt Berta. „Aber, ich – ich muß doch noch zur Schul’!“

Josef fährt sich mit den starken Fingern durch das farblose Haar, das er von der Mutter geerbt hat, und meint geringschätzig: „Schul’ – Mein Gott, die paar Tag’ Schul’, die machen dich auch nicht gescheiter.“

Bertas Blicke bleiben fragend an der Mutter hängen. Das Fortgehen vom Dorf, von den Geschwistern, ja selbst von der Mutter, wie einfach und ver-

lockend es ihr auch immer erschienen war, kommt ihr nun doch zu plötzlich. Sie spürt einen schmerzhaften Stich in der Herzgegend.

Ihren Augen, die zu fragen scheinen: Du wirst das doch nicht zulassen?, weicht Barbara aus. Sie richtet ihr Augenmerk auf das große runde Brot, das sie auf den hohen Leib gestemmt hält, und auf das dolchartige Messer, mit dem sie starke, holprige Stücke abschneidet.

Es ist ein frisches Brot. Seine Rinde ist rissig und splittert beim Schneiden. Josef pickt mit dem angefeuchteten Zeigefinger die umherspritzenden Krümel auf und kaut sie wie Nüsse zwischen den vorderen Zähnen.

Endlich sagt Barbara: „Und was soll ich dem Kugler für Ausred' sagen? Er wird's mir übelnehmen und mir irgendwie anhängen, daß ich mein Wort nicht gehalten hab.“

Josef fegt in weitem Schwung mit der flachen Hand die Krümel vom Tisch und meint: „Der gibt sich auch wieder zufrieden. Hier kommt's doch drauf an, wer dir mehr bietet: der Kugler oder der Köppel.“

Barbara schlägt mit dem Messer nach einer Fliege, die auf dem schwärzlichen Zwetschgenmus sitzt. „Biest!“ sagt sie ärgerlich. Und drauf: „Der Köppel und der Kugler werden sich im Geiz nichts nehmen; einer ist soviel wert wie der andre. Wenn's ums Geld geht, sind sich die Reichen immer einig. Was will er denn auspacken, der Köppel?“

„Das, was alle geben: frei Essen und Trinken und Schlafen und das übliche zu Weihnachten und so, und alle vierzehn Tag' einen freien Sonntag, vom Lohn hat er nichts gesagt.“

Barbara geht, das Angebot überdenkend, zwischen Tisch und Herd hin und her, brüht den Kaffee auf und stellt die angeschlagenen flachen Steinguttassen auf den Tisch.

Bertas Blicke lassen die Mutter nicht los, die schließlich das Umschlagtuch vom Nagel nimmt und es entschlossen um die Schultern wirft und sagt: „Ich will's gleich beim Kugler ins reine bringen . . ., du kannst inzwischen deine Sachen zusamm'packen, Bertl. In einer halben Stund bin ich wieder zurück.“

„Halt dich aber nicht länger auf“, ruft Josef ihr nach, „das Pferd wird heut noch zum Ackern gebraucht.“

Als er sich der Schwester zuwendet, sieht er, wie sich ihre Augen mit Tränen füllen. „Grein doch nicht, du kommst doch nicht außer der Welt“, tröstet er. „Und ob du heut oder morgen fortgehst, das spielt doch keine Rolle bei unsereinem. Arbeiten muß überall, geschenkt wird uns nirgends was – und mit der Margret ist ein gutes Auskommen, sie ist ein gut's dumm's Luder, das sagen alle.“

Als die Mutter wieder zurückkommt und berichtet, daß die Sache in Ordnung gebracht ist, daß zwar der Kugler seinen Ärger nicht habe unterdrücken können und gesagt habe, daß er so eine wie die Berta immer noch kriege, hat

Berta ihre paar Habseligkeiten schon in ihr Kopftuch geknüpft: Hemd und Strümpfe, die Holzpantinen, die Sackschürze, das Gebetbuch und den Rosenkranz aus getrockneten Hagebutten. Und Josef treibt zur Abfahrt: „Na, steig schon auf, Bertl, hopp! Hopp! Servus, Mutter! Servus, ihr zwei Rotznaserln! Hüh!“

Berta schaut die Mutter nicht an, als sie ihr die Hand zum Abschied vom Wagen herabreicht. Der kleine blanke Tropfen im Augenwinkel der Mutter entgeht ihr.

Barabara sagt: „Geh mit Gott – und mach mir keine Schand.“ Sie bleibt unter der Türe stehen, bis sie den Wagen nicht mehr sehen kann. Ein leichter Wind trocknet ihr den Tropfen im Auge.

Die eisenbeschlagenen Räder rattern laut auf der holprigen Dorfstraße. Sie locken die Leute an die Fenster. Die Kinder laufen laut grölend dem Wagen nach: „Harfenmensch, Harfenmensch, wo hast denn deine Harf, he? Wo hast sie denn?“

Das tut weh, sehr weh.

Josef verjagt schließlich die aufsässige, grausame Bande mit der Peitsche. Als sie aus dem Dorfe hinaus sind, sagt er: „Mach dir nix draus, Bertl – paß auf, mit Musik ziehst trotzdem fort.“ Er greift in die Hosentasche und bringt seine Mundharmonika heraus, klopft sie auf seinem strammen Schenkel aus und fängt an, eine lustige Melodie zu spielen.

Das treibt Berta erst recht die Tränen in die Augen.

Da hält ihr Josef das kleine blanke Instrument hin und sagt: „Magst ihn?“

Bestürzt und ungläubig schaut sie den Bruder an; sie weiß, daß er sehr an seinem Mundhobel hängt und noch nie die kleinen Geschwister darauf hat spielen lassen, stets hat er ihren Wunsch mit den Worten abgewehrt: „Ihr bringt mir doch nur Brotkrümel in die Löcher und spuckt 'nein – dann geht sie nimmer.“

Deshalb fragt sie: „Wirklich – für immer?“

„Wenn ich dir's sag – für immer“, erwidert Josef und lacht gutmütig. „Zum Ostermarkt kauf ich mir sowieso eine andere – eine doppelseitige . . .“

Bertas Gesicht hellt sich auf. Aber gleich zweifelt sie: „Ob ich auch so schön spielen kann, wie du?“

„Mußt halt probiern und immer wieder probiern. Dir sitzt doch die Musik mehr noch im Blut als mir.“

Da nimmt sie das Instrument an sich, reibt es zärtlich an ihrem Jackenärmel und freut sich kindlich, wie blank es dadurch wird. Dann setzt sie es zaghaft an die Lippen und entlockt ihm zarte Töne. Ihr Gesicht nimmt einen ernsten, innigen Ausdruck an. Sie merkt nicht, wie sich der Wagen weiter und weiter von dem Heimatdorf entfernt. Sie kommt sich vor wie der Vogel in der Luft, dem Himmel und Erde gehören.



Schleierwolken blähen sich weiß am blauen Himmel. Rechts und links der schmalen Feldwege dehnen sich die nackten Äcker, die Wiesen. Wildbeerenbüsche grenzen sie voneinander ab. Die Weiden, noch blattlos und braun, zeigen schon winzige Warzen, aus denen bald die silbernen Kugeln hervorspringen werden.

Berta fallen die weißen Gänseblumen, die Himmelschlüssel und der buttergelbe Löwenzahn ein. Maritsch und Johannes werden in diesem Jahr allein aus ihnen Ketten und Kränze winden müssen und sie dem Zigeunerpferdchen um den Hals hängen. Ach ja, die Zigeuner werden wohl bald durchs Dorf fahren und mit dem Tamburin klingeln: Wir sind da! Und die alte Zigeunerin, deren eisgraues Haar zeit ihres Lebens nur vom Wind gestrahlt worden ist, wird fragen: „Wo ist denn eure Spielgefährtin – wißt ihr, die so hübsch tanzen kann?“ – „Die ist weit fort“, wird es dann heißen, „die kommt nicht wieder – die muß jetzt nach einer anderen Pfeife tanzen, nach der des reichen Köppelbauern und seiner geizigen Frau, die die Auszehrung hat...“

Nicht daran denken, Bertl – nicht daran denken; der Köppelhof ist noch weit, drei ganze Stunden weit. – Drei Stunden, die man hinschaukelt durch den keimenden Vorfrühling, der alles schon ahnen läßt: das Zwitschern der Vögel, das junge Grün der Birken, die jungen Gänse und Enten, die Küken, die roten Bauernrosen, das junge Korn und den Klee ...

Schläft etwa die Schwester? Josef versetzt ihr einen sanften Stoß in die Seite. „Du – wir sind gleich da!“

„Ach je!“ sagt sie, den Traum abschüttelnd.

„Ich glaub gar, du hast die ganze Zeit über geschlafen“, sagt Josef und lacht. Aber gleich wird er, wie die Mutter, belehrend: „Das Dösen mußt dir fein abgewöhnen auf 'm Köppelhof; Saumselige kann der Bauer für 'n Tod nicht leiden – da kannst was erleben, wenn er dahinterkommt.“

Berta fröstelt. „Huh – mich friert!“

„Frostzicken, ihr Weiber“, spottet Josef und läßt seinen Blick über die zusammengekauerte, schauernde Gestalt gleiten. Er kommt sich wie ein Riese daneben vor und denkt: Der Bauer wird enttäuscht sein von ihr und wird sagen: Was soll ich mit so einem spilligen Ding ... Na, ich bin ja auch noch da, beruhigt er sich und läßt die Peitsche auf den Rücken des Pferdes niederfallen. „Hüh, jopp!“

Daraufhin setzt sich das Tier schwerfällig in Trab.

Berta schiebt ihre Mundharmonika, da sie keine Tasche im Kleid hat, zwischen Brust und Oberarm und klemmt sie fest. Dann wischt sie sich mit dem Handrücken über die wundgescheuerten Lippen und richtet sich kerzengerade neben dem Bruder auf. Sie reicht ihm trotzdem nicht bis an die Schulter.

Bevor sie in den Köppelhof einschwenken, sieht sie sich noch einmal um. Hinter ihr steht der Wald, dunkel und undurchdringlich den Blicken, und bildet gleichsam die Grenze, die ihre Kindheit abschließt.

### III

Das Dorf unterscheidet sich kaum von ihrem Heimatdorf, nur daß es noch eine Schneidemühle und ein abseits liegendes Kloster hat. Aus der Mühle, die verwildert und nicht mehr im Betrieb ist, stammt die Köppelbäuerin. Jeder im Dorf weiß, daß der Köppel, verschuldet wie er war, die Frau nur wegen des Geldes geheiratet hat und ihm auch kein Pferdeschwanz auf dem Köppelhof gehört. Daß er der Herr ist, sieht man an seinen breiten, wuchtigen Schritten und hört man an dem Ton seiner lauten, grollenden Stimme. An seiner Kleidung sieht man es nicht. Sie ist ebenso oft geflickt und schäbig wie die seiner Knechte, und der Strohhut, den er trägt, ist ebenso verbeult und alt wie der ihre. Des Mannes Augen darunter sind finster und jagen den Ängstlichen, den Feigen Schrecken ein, selbst seiner Frau, zu der er genauso grob ist wie zu seinem Gesinde. Sie wirkt neben ihm blutleer und trocken, wie eine überwinterter Kartoffel. Man nennt sie heimlich „die Krähe“. Ihr Geiz ist sprichwörtlich, und daß sie die „Auszehrung“ hat, gönnt man ihr. Auszehrung nennen die Leute jede Krankheit, von der sie nicht recht wissen, was es ist. Die Glas- und die Perlmutschleifer haben die Auszehrung, die Zigarrenmacher, die Lehrer, von Anton Waber hat man es auch gesagt.

Der Bauer ist der erste, dem Berta begegnet, als sie leicht wie eine Feder vom Wagen herunterhüpft und sich neugierig in dem großen, von vielen Gebäuden umgebenen Hof umsieht.

„Grüß Gott“, sagt sie unbefangen, „da wärn wir also.“

„Das seh ich“, erwidert er grob und betrachtet sie mit zusammengekniffenen Augen. So mag er die Pferde und Rinder auf dem Viehmarkt abschätzen. Sein eckiges Kinn schiebt sich hin und her, und die vorgeschobene Unterlippe gleicht einer mit Blut gefüllten Blase. Zwischen den buschigen, engstehenden Augen ist eine tiefe Falte, wie bei einem Rechner, der mit seinem Ergebnis nicht zufrieden ist.

„Hm“, sagt er, und noch einmal „hm“, und reibt sich das mit schwärzlichen Bartstoppeln gespickte Kinn.

„Kannst vielleicht schon melken?“ fragt er unvermittelt.

Berta steht verlegen. Sie weiß nicht, was sie gleich darauf antworten soll. Der Blick verwirrt sie. Die Begrüßung ist so ganz anders, als sie sich gedacht hat. Sie schaut sich ratlos nach dem Bruder um, der im Pferdestall verschwunden ist und sie ihrem Schicksal überläßt.

Sie sieht, daß der Mann vor ihr auf eine Antwort wartet. So stottert sie: „Die – die Zieg’, die kann ich melken, bloß die Küh’ noch nicht, das hat bisher die Mutter getan.“

„Soso, die Zieg’. Und was kannst außerdem?“

Sie ist dem Weinen nahe.

„Hast die Sprach’ daheim im Tischkasten gelassen? He?“ Der Mann faßt hinein in ihre Haarmähne und biegt ihren Kopf nach hinten. „Red! Und schau mich an dabei!“

Eine kleine böse Flamme tanzt in ihren Augen, die der Wabersche Stolz in ihr entfacht. Aber sie schweigt hartnäckig.

„So eine Kröt’ bist also?“ sagt er und läßt das Büschel Haare fahren. „Stimmt’s?“

„Ich weiß nicht“, sagt sie kleinlaut und zuckt hilflos mit den Achseln.

„Na gut, wir werden ja sehn“, meint er, „jetzt scher dich hin zur Margret und laß dir sagen, was du zu tun hast.“

Mit steifen Knien geht Berta auf die Altmagd zu, die an der Pumpe die Wäsche spült. Ein altes, verschrumpeltes, einfältiges Gesicht schaut ihr von unter herauf entgegen.

„Grüß Gott!“ sagt Berta.

Margret nickt freundlich und sagt: „Da, geh her, bück dich und hilf mir die Wäsch’ auswinden – der Bauer guckt auf uns.“

Da legt Berta ihr Bündel auf die Erde, krepelt geschwind ihre Ärmel bis zum Ellenbogen auf und taucht die Arme in das glasklare, eisige Gebirgswasser. Sie fühlt die Blicke des Bauern auf sich gerichtet. Da schwenkt sie die Wäschestücke allzu lebhaft hin und her. Dabei schwappt das Wasser über den Brunnenrand, so daß Margret gutmütig nörgelt: „Mußt denn so platschen? Kriegst ja einen ganz nassen Bauch.“

Berta schenkt ihr ein dankbares Lächeln, das der alten Magd eigenartig warm durch das Herz geht. Und wenn sie auch gleich sagt: „Flederwisch – dir wird das Lachen schon noch vergehn“, so sagt das doch soviel wie: „Was will man machen – man muß dich halt gern haben.“

Und Berta denkt: Der Josef hat recht, mit Margret läßt sich auskommen.

Noch einen Freund gewinnt Berta am gleichen Abend. Es ist Daniel, der Hütejunge. Er ist elf Jahre alt und ein Findelkind. Im Kloster von den „Lieben Frauen“ erzogen, bis er sich sein Brot durch Ziegenhüten selber verdienen konnte, ist er seit seinem sechsten Lebensjahr Eigentum des Köpplbauern. Berta und Daniel finden gleich Gefallen aneinander. Er kommt ihr vor wie ein von Wind und Wetter gerupfter Spatz, durch dessen zerzaustes Gefieder das nackte Fleisch schimmert. Ein Hemd scheint der Junge unter dem Wams, das unzählige Löcher aufweist, nicht zu haben. Für sein Alter ist er zu klein und zu dürrt. Obwohl er den ganzen Tag an der



frischen Luft ist, macht sein Gesicht einen krankhaften Eindruck. Es ist gelblich und voller Grind, die Augen sind entzündet und verklebt durch die immer wiederkehrenden Gerstenkörner. Die Ohren stehen weit ab und sind gemacht, alles zu hören, auch das, was sie nicht sollen. Das störrische, von Regen und Sonne ausgelaugte Haar scheint ein Brutnest für allerlei Ungeziefer zu sein. Vom Frühjahr bis in den Herbst hinein haust und schläft Daniel in der elenden Holzhütte oben am Berg. Im Winter ist sein Platz im Stall bei den Ziegen, die ihn als ihren Herrn und Hüter anerkennen und lieben, ihn wärmen und ihm das grindige Gesicht sauber lecken. Zur Schule geht er nur im Winter, wo er, gehänselt, gestoßen, verachtet, sich zurückseht in seine Hütte und zu den Ziegen. – Berta, die beim Essen neben ihm sitzt, fährt mit ihrem spitzen Zeigefinger in eins der Löcher seines Wamses hinein und fragt mitleidig: „Frierst da nicht hindurch?“

„Im Sommer nicht – aber im Winter schon“, antwortet Daniel.

„Flickt es dir niemand?“ forscht sie hartnäckig weiter.

Daniel, der mit dem Holzlöffel nach den Brotbrocken in der Suppe fischt, schüttelt den Kopf. „Wer soll’s denn? Ich hab doch keinen.“ Doch voller Stolz zeigt er ihr ein mit Bindfaden zusammengezogenes Loch. „Das da, das hab ich selber geflickt.“

Berta lacht schallend auf beim Betrachten und sagt: „Das sieht auch danach aus.“

Daniel ist gekränkt von dem respektlosen Lachen und fragt böse: „Kannst du denn überhaupt flicken? Mach’s doch erst mal.“

Berta macht ein schnippisches Gesicht, als sie erwidert: „Ich werd’s dir beweisen, gleich nachher werd ich mir von der Margret Nadel und Zwirn geben lassen.“

Daniel sieht das Mädchen mißtrauisch von der Seite an und fragt: „Was willst dann aber dafür haben, hm?“

Sie sieht ihn verwundert an. „Was soll ich denn schon haben wollen? Gar nichts will ich.“

„Das glaub ich dir nicht – und außerdem laß ich mir nichts schenken, von niemandem“, meint er streitsüchtig. Warum, weiß er selber nicht. Im Innern freut er sich, daß das Mädchen sich mit ihm abgibt, und in Gedanken schnitzt er ihr schon eine hübsche Weidenflöte, die ganz leicht zu blasen geht. Niemand kann so schöne Flöten schnitzen wie er.

Margret klopft endlich mit dem Löffelstiel energisch auf die Tischplatte. „Seids ihr nun fertig mit Schwatzen, ihr zwei Elstern? Ich werd euch gleich ein Pechpflaster auf das Maul kleben.“

Da tauchen Daniel und Berta geschwind ihre Löffel in die Tonschüsseln und besiegeln ihre Freundschaft unter dem Tisch mit einem blauen Fleck am Schienbein.

Das Bett und die Kammer muß Margret mit der neuen Jungmagd teilen. Die Bäuerin, die dahinsieht, rückt die Schlüssel zur Federkammer nicht heraus. „Ihr zwei habts in dem großen Bett Platz genug“, sagte sie und krächzt dazu, als Margret fragt, wo denn die Neue schlafen soll.

Margret gönnt dem Mädchen wohl ein gerechtes Maß des wurmstichigen Bettes, doch ihr rundlicher, wabbeliger Leib rollt immer wieder ungewollt über die Grenze hinaus und verdrängt Bertas Fliegengewicht. Berta kann beim besten Willen kein Auge zutun, obgleich sie an alles mögliche denkt, was den Schlaf bringen soll: An wehendes Korn, an wellenbewegte Teiche, an Bienengesumm und an das Rauschen der Wälder. Es nützt nichts. Gegen Mitternacht beschließt sie, sich ein Lager im Pferdestall bei dem Bruder zu suchen.

Josef knurrt unwillig, als sie ihn weckt und sagt, daß sie hier bei ihm schlafen will. Doch tastet er bereitwillig nach einem Bund Stroh und breitet es neben seinem Lager aus. Auch eine der nach Dung und Pferd stinkenden Decken gibt er ihr. Zufrieden kuschelt sich Berta in das knisternde Stroh und bildet sich ein, ein Kalb zu sein oder ein junges Pferd. Sie schläft sofort ein und träumt tatsächlich, sie sei ein junges rabenschwarzes Pferd, das man vor einen mit Federbetten hochbeladenen Leiterwagen gespannt hat. Trotz der leichten Fracht bringt es den Wagen nicht von der Stelle. Peitschenhiebe sausen auf den wie schwarze Seide glänzenden Rücken nieder, und eine Stimme, die ihr bekannt vorkommt, schreit: „Ho! Ho!“ Von den schnaubenden, dampfenden Nüstern flocken weiße Schaumfetzen. Sie heben sich hoch in die Luft und flattern als kopflose Vögel umher. „Madeln, die pfeifen und Hühner, die krähen, denen sollt man gleich die Köpfe umdrehn!“ Jemand klatscht in die Hände. „Gsch! Gsch!“ Fort sind die Vögel.

Josef weckt die Schwester, bevor es im Hofe lebendig wird. Sie pumpen sich gegenseitig das Wasser in die Hände und waschen sich mit dem eiskalten Wasser den Schlaf aus den Augen. Der Schwengel quietscht dabei und scheint die Uhr zu sein, die die Knechte und Mägde zum Tagewerk ruft.

Aus jeder Stalltür kommt einer oder eine hervor, verschlafen, sich dehnend und gähnend: der Wastel, der alte Schäfer; der krumme Frieder und die hüftlahme Vroni, die man das „ewige Brautpaar“ nennt; der lange, dürre Besenbinder und seine dicke Frau, die den Leuten und den Viechern die Krankheiten besprechen und die Zukunft voraussagen kann; dann Margret mit einem leeren Holzzuber, zuletzt der Bauer, der Berta zuruft:

„Geh her, du Kröt', und pump mir das Wasser in die Händ'!“

In großen Schwüppen wirft er sich das Wasser ins Gesicht, prustet und sprudelt, daß die Tropfen weit in der Gegend umherspritzen. Ohne sich abzutrocknen, stakt er über den Hof und treibt sein schläfriges Gesinde zur Arbeit an: „Ho! Ich soll euch wohl die Mistgabel in euer faules Fleisch

jagen! He! Unnütze Fresser kann ich nicht brauchen! Ho! Vorwärts! Vorwärts!“

Komisch, daß man solches träumen und zugleich erleben kann, denkt Berta und sieht sich nach Daniel um, den sie vermißt.

„Hast nix zu tun?“ schreit der Bauer sie an. Da läuft sie flink, einen Bogen um ihn schlagend, zu Margret in die Küche. „Wo ist denn der Daniel, Margret?“ fragt sie die alte Magd.

Margret legt den rissigen, krummen Zeigefinger auf die Lippen. „Pst!“, und zeigt auf die offene Kammertür, hinter der die Bäuerin ruht. Dann neigt sie ihren nach Knoblauch riechenden Mund an Bertas Ohr und flüstert: „Der ist schon mit den Ziegen unterwegs. Der hat seine Senge heut schon weg.“

Berta versteht nicht. „Schon fort? Aber . . .“

„Geh, geh und hol Stockholz aus der Scheune und frag nicht soviel“, drängt Margret. „Und komm dem Bauer nicht in die Quer heut – dicke Luft! Geh! Geh!“

Daniels Platz bleibt zum Abendessen leer. Berta schmeckt die Milchsuppe nicht ohne ihn. Sie fühlt sich einsam unter den älteren Leuten, die abergläubiges Zeug schwatzen, das einen zum Fürchten bringt. Josef ist von unterwegs noch nicht zurück. „Wo kann bloß der Daniel sein?“ forscht sie wieder bei der alten Magd.

„Wo soll er schon sein – in der Hütt’n oben natürlich“, antwortet Margret borstig und zwinkert mit dem rechten Auge.

Was soll das heißen? Doch dann versteht Berta: Margret will ihr etwas sagen. Unauffällig folgt sie ihr in die Küche, wo ihr die alte Magd einen Knust Brot und ein Stück Speck zusteckt und flüstert: „Bring das dem Daniel, Bertl – der hat heut noch nichts ’gessen. Geh über die Wies und dann um die Mühl rum, damit dich keiner sieht. Und halt dich nicht lang auf, hörst du?“

„Ja“, sagt Berta und rennt wie ein Wiesel davon.

Daniel sieht sie schon den Berg heraufhetzen und möchte sich vor Scham am liebsten irgendwohin verkriechen. Aber ein guter Hirte läßt seine Herde nicht im Stich. Er beißt die Zähne zusammen und dreht sich auf des Mädchens Ruf nicht um.

„Bist wohl taub?“ sagt Berta mit keuchendem Atem und dreht ihn, an der Schulter packend, zu sich herum.

„Oh!“ sagt sie erschrocken und starrt in das blasse Gesicht des Freundes, über das quer hindurch ein roter, dicker Strich läuft, wie ein Sprung mitten durch einen Teller.

„Wer – wer war das?“ stammelt sie.

„Wer, wer – der Alte, wer denn sonst. Ach geh, laß mich. – Geh doch!“



schreit Daniel und reißt sich von ihr los. Seine Stimme zittert von den zurückhaltenden Tränen.

Betäubt von dem Anblick, läßt sich Berta auf dem Stein neben Daniel nieder.

„Warum – mein Gott, warum denn nur?“ fragt sie.

Daniel gibt keine Antwort. Er kämpft mit den Tränen. Den ganzen Tag über hat er sie mit seinem Haß zurückgehalten. Dem Mitleid halten sie nicht mehr stand.

Berta reicht ihm das Brot und den Speck hin. „Da – von Margret“, sagt sie.

Daniel nimmt nur das Brot, zerbrockt es in kleine, gerechte Stücke und hält sie auf der flachen schmutzigen Hand den Tieren hin. Sie drängen sich um ihn, und er paßt genau auf, daß keines mehr als das andere bekommt. Die warmen, feuchten Mäuler sind Liebkosung für ihn. „Die sind gescheit“, sagt er, „die verstehn mich ganz genau.“

„Erzähl mir doch, Daniel“, bittet Berta. „Ich muß gleich wieder runter – es darf niemand wissen, daß ich hier herauf bin.“

Da sagt er grob: „Na, weil ich ein Ei ausgesoffen hab – der Bauer hat mich dabei erwischt. – Sauf Wasser, du Bankert! hat er geschrien und mir halt mit der Peitsch' eins drüber gezogen. So, nun weißt du's.“

„Der Hund!“ sagt Berta erbost und ballt die kleine Hand. „Dieser Hund!“

Als sie in der Nacht neben dem Bruder liegt und ihm den Vorfall unter Schluchzen erzählt, sagt sie: „Ich bleib nicht hier, Josef – ich geh fort, ich reiße aus, irgendwohin.“

Josef lacht verächtlich kurz auf und meint: „Du wirst nicht weit kommen, du Grünschnabel. Werd erst mal trocken hinter den Ohren.“ Damit ist der Fall für ihn erledigt. Gleich darauf schläft er traumlos und tief.

Berta lauscht noch lange dem Wind, der über das klapprige Dach hingert wie über ein riesiges Instrument. Die Kirchturmuhre verkündet die zwölfte Stunde.

Mitternacht.

Von Bertas neuem Lebenskalender fällt lautlos das erste Blatt.

## MEINE URGROSSMUTTER

Die Revolution von 1848 hatte die Lage der erzgebirgischen Bauern nicht verändert. Nach wie vor mühten sie sich auf steinigem, hochgelegenen Hängen, wo mageres Getreide wuchs, spürten sie die langen Winter, die späten Frühjahre und die kurzen Sommer mit allen ihren Folgen. Das Korn reifte in den meist kühlen und regnerischen Sommern schwer. Oft keimten die Körner schon in der Garbe auf dem Felde. Die Kartoffeln mußten manches Mal aus dem Oktoberschnee gegraben werden. Auf der Weide schrie hungrig das Vieh. Alles mußte von Hand gemacht werden. Wenn Bauer und Bäuerin mit ihrer Arbeit allein nicht fertig wurden, mußten die halbwüchsigen Kinder mithelfen. Niemand fand übrigens etwas dabei, daß sie nur im Sommer zur Schule gingen.

In solchen Verhältnissen lebten meines Vaters Großeltern mütterlicherseits. Die Urahnin Karoline war groß und kräftig, eine schöne Frau nach landläufigen Begriffen. Die schwarzen dicken Zöpfe trug sie kranzförmig um den Kopf geschlungen. Sommers ging sie in dunkelblauen Beiderwandkleidern und halben Schürzen, die handgedruckte Muster zeigten, im Winter in den üblichen schwarzen Röcken und grauen Barchentjacken. Sie hat fünf Söhne und fünf Töchter geboren. Ihr Mann war einen Kopf kleiner als sie und oft krank. Diese Anfälligkeit hat er seiner Tochter Minna vererbt, von ihr kam sie auf meinen Vater, und von dem auf mich.

Man schrieb das Frühjahr 1853. Karl August Wagner hatte wieder sein Kopfreißer. Es litt ihn nicht auf dem alten Lederkanapee. Er rannte von einem Fenster zum andern und sah bekümmert ins Grüne, dann wandte er sich seiner Frau zu, die dem anderthalbjährigen Ernst das benähte Kleidchen auszog, und bat: „Karlinel, ich tu's nicht gern, daß ich dich plag, wo du grad genug zu tun hast! Aber du mußt doch mal auf den Acker fahren! Der Hafer muß raus, 's ist höchste Zeit, und grad heute hat's mich wieder am Wickel! Tu mir die Liebe, Frau!“ Er machte die Augen auf und zu vor Verlegenheit.

Karlina schirrte also die gelben Simmentaler Ochsen ein, fuhr im Kastenwagen auf den Acker, der weit von der Wirtschaft entfernt lag, und begann zu pflügen. Sie seufzte, schob ihr schneeweißes Kopftuch tiefer in die Stirn,

um sie vor den grellen Strahlen der Aprilsonne zu schützen, und dachte an die Arbeit im Hause, die sich zu Bergen häufte.

Stundenlang ging sie hinter dem Pflug, die Ochsen trotteten schneckenlangsam von einem Ende des Felds zum andern und verfielen auch dann nicht in schnelleren Schritt, wenn die Peitsche auf ihren Rücken ziepte. Karline dachte an daheim, wo es auch knapp zugegangen war und ebenfalls viele Kinder um die Schüssel gesessen hatten. Lange hatte sie damals überlegt, als Karl August Wagner aus Dörfel sich um sie bewarb. Sie mochte ihn gut leiden. So war sie schließlich doch als Zwanzigjährige nach Dörfel gekommen. Wenn sie es recht bedachte, war es überall das gleiche: Schinden und Placken bis in die sinkende Nacht; heute zum Beispiel wartete noch das Buttern auf sie. In elf Jahren fünf Kinder, und das sechste auf dem Wege. Dazu mußte sie oft ihren kränklichen Bauern auf dem Felde vertreten und Männerarbeit verrichten . . . Das Kind in ihrem Leibe regte sich. Widerwille gegen das werdende erhob sich in der schwarzhaarigen Frau, die den Schweiß rinnen ließ, wie er wollte, weil der Acker bis zum Mittagläuten fertig sein mußte. Sie dachte an das kommende Kind und berechnete alle Ausgaben. Aufgehen wollte die Rechnung nicht. Ach, sie würden schon irgendwie durchkommen! Das Kleine sollte nicht schwach auf die Welt kommen, weil die Sorgen schon jetzt an ihm zehrten. Zu guter Letzt fiel ihr ein, daß ihr eine wohlhabende Kundin abgelegte Kindersachen heraussuchen und schenken wollte; diese Aussicht machte ihre Augen glänzen und den Mund lächeln.

Abends hatte sie eine Auseinandersetzung mit August, der ihr kalt auf den Kopf zusagte, daß sie an dem kommenden Kind schuld sei. Sie sah ihn so erstaunt an, daß er anfang zu stottern und sich in Redewendungen zu verhaspeln, bis sie entschieden sagte: „Laß! Weil du so fein bist mit mir, säe ich dir morgen den Haber, und du legst dich!“

Sie drehte ihm den Rücken zu und antwortete nicht auf seine Reden, daß nach dem sechsten kein weiteres Kind kommen dürfe, weil sie sonst in Schulden gerieten.

Sie brachte es fertig, den Stall, die Kinder und den Haushalt bis um sieben Uhr zu besorgen, und sie fuhr, ohne August zu sprechen, mit dem Ochsen fort, nachdem sie ein paar Säcke mit Saathafer aufgeladen hatte. Als August spät aufstand, zog er trotz der noch immer bohrenden Schmerzen die Leinenhosen an und warf den Feldrock über die Schulter. Schon von weitem sah er, wie sein Weib mit weitausholendem Arm säte und die Körner auf die braune Erde fallen ließ, wie sie wieder und wieder in den Samenvorrat griff und mit langen Schritten über den Acker ging. – Oh, wie sie ihn beschämte! Er blieb auf der faulen Haut liegen und hütete sein Kopfreißer, während Karline für ihn arbeitete! – Als er sich endlich in ihre Nähe getraute, rief



sie ihn fröhlich an, als sei nie eine Meinungsverschiedenheit zwischen ihnen gewesen. Es war August auf einmal, als ob sein Kopf freier würde.

Er säte den Acker fertig und schickte Karline nach Hause.

Am sechsten August hatte Karline gerade gebuttert, da setzten die Wehen ein. Aber das Kind sollte und durfte noch nicht kommen, es mußte sich gedulden, bis sie Zeit zum Gebären hatte! Ihre Buchholzer Kundinnen sollten nicht vergebens auf die Frau Karline Wagnerin warten! Sonst war es leicht möglich, daß sie zu einer anderen Bäuerin liefen. Das durfte nicht sein, denn jeder Pfennig war im voraus ausgerechnet und die Butter konnten sie doch nicht selber essen. Während die Bäuerin die gelbe Butter knetete und salzte, überschlug sie, was sie für die nahrhaften Stücke bekommen würde. Jetzt im Sommer war die Butter so goldgelb wie die Maiblumen. Als Karline den Klumpen in Halbpfunde auswog, dachte sie an die Frau Doktor, die immer etwas an ihrer Butter auszusetzen hatte, immer nörgelte und versuchte, den Preis um einen Fünfer herunterzudrücken.

Karline nahm das Litermaß, schöpfte Buttermilch und „Gute“ in die großen Blechflaschen, die zehn Liter faßten. Eine Zweiliterkanne wurde mit abgerahmter Milch gefüllt, die nur wenig kostete und für die Frau des Waldarbeiters Münch bestimmt war. Als die Bäuerin die Stürze auf die Kanne stülpte, kam die erste Wehe. So unverhofft, daß beinahe die Milchkanne umkippte. Eisiger Schrecken überkam Karline. Ich muß noch zu Markte gehn! Ich habe noch keine Zeit, mich zu legen! In fieberhafter Eile packte sie den Tragkorb voll. Die kleine Milchkanne, die große Quarschüssel und die 25 Eier, für die sie pro Stück fünf Pfennig bekam, dazu noch die Flasche Leinöl für die kranke Frau Pelz auf der Karlsbader Straße. Mit einer rosenroten, an den Seiten ausgefranstes Tischdecke band sie den Korb zu.

Die Wehen zwickten derb. Karline unterdrückte jeden Laut und zwang ihr Gesicht zur Heiterkeit, als August zu ihr trat. „Willst wirklich gehn?“ fragte er und musterte sie besorgt.

„Die Kunden warten!“ Sie biß sich auf die Lippen und hieß ihn, ihr den Tragkorb auf den Rücken zu heben und die leinenen Bänder an den unten etwas herausstehenden Hölzern festzumachen.

August seufzte und beschwor Karlinel, von dem Marktgehen abzulassen. „Wenn's nun unterwegs kommt? Du verlierst's! Hab doch Einsehen! Ich werde keine Ruh haben, bis du wieder da bist!“

„Das Kind muß warten! Ich habe auch warten müssen die lange Zeit her!“ Karline hatte es eilig; sie wollte nicht, daß ihr Mann merkte, wie die Wehen kamen und gingen.

August Wagner hielt das Tragkorbband fest. Notgedrungen mußte Karline stillehalten, während der Mann auf ihre nackten Füße zeigte.

„Willst auch noch barfuß fort? Gleich ziehst du Schuh an!“

Sie ruckte unwirsch, und August mußte seine Hände wieder fortnehmen. „Schuh sind nur für sonntags, und ein Gesundes geht im Sommer barfußig“, sagte sie, griff sich die Kannen und verschwand aus der Tür. Der Mann sah ihr nach, wie sie auf dem Wiesenweg der Dorfstraße zueilte.

Er trollte sich schließlich ins Haus, wo seine Mutter an dem schwarzen dreistöckigen Eisenofen hockte und dem gefräßigen Ungeheuer unentwegt dürres Reisig in den Rachen schob. Eine drückende Hitze herrschte in der schmalen Küche. Aber die Saukartoffeln mußten bis Mittag weich werden. August sah selbst nach den großen Eisentöpfen, in denen das Wasser langsam anfang zu kochen und übelriechende Dämpfe abzusondern, weil die Kartoffeln alt waren. Als er sich wieder aufrichtete, begegnete er dem trüben Blick seiner vor der Zeit gealterten Mutter. Ein jäher Schrecken überfiel den jungen Bauern. Ihm war, als sähe er seine Mutter zum erstenmal in der Nähe. Sie war eigentlich noch gar nicht so alt, auch sein Vater nicht, der ihm zeitig die Wirtschaft übergeben hatte, und der nun meistens im Schuppen herumkrebste und Holz und Reisig kleinmachte. Plötzlich überkam August die Angst vorm Alter. Wenn er genug gerackst hatte, dann würde er ebenso zeitig Feierabend und seinem ältesten Sohn Platz machen müssen. Er wußte, wie sauer es seinem Vater geworden war, und er entsann sich, daß der Vater einmal, als man von der Revolution sprach, hoffnungsvoll gesagt hatte, es wäre an der Zeit, daß es ihnen auch mal besser ginge, den kleinen Bauern, die hier im Gebirge recht armselig lebten, obwohl ihnen Essen zuwuchs – und nichts war es geworden mit der besseren Zeit ...

„Ich setze einen Topf Wasser auf, daß wir was heiß haben, wenn es bei Karline losgeht“, sagte er zur alten Mutter, die wehleidig den zahnlosen Mund verzog, weil sie an ihre eignen schweren Geburten dachte. Er sah im Ofentopf nach, ob das Wasser liefe, und überlegte, ob man nicht schon jetzt die Hettelin aus Hermannsdorf kommen lassen sollte. Aber er wußte aus Erfahrung, wie hitzig Karline wettern konnte, wenn die Wehfrau zu früh geholt wurde und man sie ohne Not beköstigen mußte. Er ging in die Stube.

Karoline Wagner keuchte und schwitzte. Ein alter Hausierer, der einen hohen Holzkasten auf dem Rücken trug, trat beiseite, um die Hochschwangere vorbeizulassen. Kopfnickend sah er ihr nach, die mit bepacktem Tragkorb und schweren Milchkannen in der Hand barfuß stadztu lief.

Die Kunden wunderten sich über die Tapfere, und eine zarte Frau meinte ängstlich: „Frau Wagner, da packen Sie nur nicht unterwegs aus!“ Die Frau Wagner entblößte lachend die Zähne, während die Wehen kamen und gingen. Sie bückte sich schwerfällig und zählte Eier aus dem Korb. Gerade da mußte es ihr passieren, daß sie ein etwas klein geratenes Ei auf den Tisch

der Frau Apothekerin legte. Diese kniff ihre ohnehin sehr kleinen Augen noch mehr zusammen und nahm das Ei wägend in die Hand. „Aber das bekomme ich doch für vier Pfennige, Frau Wagner! Ein ganzer Fünfer ist zu viel!“ meinte sie mit süßlichem Lächeln und schaute abschätzend Karlines unförmige Gestalt an. In Karlina schwoll der Groll über diese Frau, die sich eine Dame nannte und mit einer armen Bäuerin um einen Pfennig zu feilschen anfang. „Nein, geben Sie es nur wieder her!“ sagte sie grob zu der Frau Apothekerin und ließ sich das Ei wiedergeben, was ein Hochziehen der dünnen weißblonden Brauen zur Folge hatte. Schon war ein anderes Ei in der Hand der schwierigen Kundin, die nun fünf Pfennig bezahlte. Als Karlina ihren Korb aufhuckte, waren die Schmerzen so stark, daß ihr schwindlig wurde und sie sich anhalten mußte. Die Kundin sollte nichts von ihren Wehen gewahr werden, so raffte sie sich zusammen und hörte noch, daß die Frau Apotheker Eberlein prüfend die Luft einsog, weil diese Frau Wagner aus Dörfel nach Kuhstall roch.

„Aber haben Sie denn gar niemand, der für Sie zu Markte gehen kann?“ fragte die Bäckersfrau Sühl und sah Karlina entsetzt an. „Wenn es nun doch schon kommt?“

„Dann kommt es eben! Ich habe die Kinder leicht. Bei mir braucht's keinen Strick wie bei den Kälbern. Ziehen braucht keins, die kommen brav!“ Sie zetzte hinzu: „Leicht kann ich's in die Schürze da rein tun.“ Sie lächelte mit blassen Lippen, während sich in ihren Augen Qual spiegelte.

„Gott sei Dank!“ murmelte sie, als der letzte Liter Milch und endlich auch der Quark verkauft war und sie die geleerten Kannen in den Korb verstauen konnte.

Kopfschüttelnd sahen Frau Schuhmachermeister Krauß und die Frau Sekretär Wilms der starken schwarzhaarigen Frau nach, die schnaufend die Bergstraße hoch ging, während die Blechkannen sich leise klappernd aneinander rieben. Es war gut, daß sie nicht merkten, daß die Bäuerin ihre Lippen fest aufeinanderpreßte, um keinen Schrei zu verlieren.

Karlina war froh, als sie die letzten Buchholzer Häuser hinter sich gelassen hatte und niemandem mehr begegnete. Sie ließ ihren Tränen freien Lauf und stöhnte oft auf, wenn sie der Schmerz fast umwarf. An sich selbst dachte sie kaum, nur daran, daß sie das Kind nicht verlieren durfte. Wenn es nun aus dem Tragsack rutschte, der es in ihrem Leib hielt? Sie wußte nichts von einer Gebärmutter, nicht, wie alles zuging, sie kannte keine Namen und Bezeichnungen, denn sie konnte nicht lesen und hätte auch keine Zeit dazu gehabt. Sie wußte nur, daß die Kuh eine Trage hatte, in der das Kalb heranreifte – und so war es eben auch bei den Menschen . . .

Mit ihrem Geschick hadernd und sich auf das Kleine freuend, lief sie auf dem Feldweg hin, torkelte wie eine Betrunkene und sah nicht die Skabiosen



und die blauen Glockenblumen, nicht den lila Quendel und die weißen Sternmieren neben den roten Steinnelken, zupfte nicht wie sonst einzelne Himbeeren von den Sträuchern und hatte nur den einen Gedanken: Heim, heim, ehe es losgeht!

Der Schmerz wurde so arg, daß sie nicht mehr weiterkonnte. Es war gut, daß ein kleines Ahornstämmchen am Weg stand, an dem sie sich festhielt. Sie schwankten miteinander im weichen Wind.

Mühselig kam sie vorwärts. Wenn die Wehen zu lange anhielten und kein Baum als Stütze zu sehen war, ließ die Bauersfrau die vereinnahmten Münzen in der Rocktasche springen und horchte auf das dünne Klingeln, wenn sie sich aneinander rieben. Der Klang zauberte ein kleines Lächeln auf ihren Mund. Manchmal schob sie sich den weißen Tuchzipfel zwischen die Lippen und biß fest darauf.

Endlich sah sie ihr Dörfel vor sich liegen. Am jenseitigen steilen Hang lehnten sich die Hermannsdorfer Häuser, dazwischen silberte das schmale Band der Zschopau. Wie von Hunden gehetzt lief Karoline. Als sie in den Wiesenweg einbog, spürte sie, daß sie wie in einer Welle von Schmerzen dahinging – alles schaukelte – in ihr zerriß etwas – es war, als verströme sie sich. Sie glaubte nicht, daß sie bis zur Haustür käme, und schaffte es doch. Sie merkte nicht, daß ihr der Korb von den Schultern glitt, sie taumelte in den kühlen, halbdunkeln Hausflur und riß, während ihre Knie wankten, die vordere Stubentür auf.

„Karl! August!“ rief sie ihren Mann abwechselnd bei seinen zwei Namen und stemmte sich gegen den Türenstock. „Komm! Ich – kann – nimmer!“ Langsam rutschte sie auf die Diele.

Polternd fiel ein Schemel in der Küche um. Der Mann rannte herein, sah seine Frau und wußte zuerst nicht, wohin mit seinen Händen. Schließlich zerrte er Karline hoch und setzte sie auf die breite Fußbank. Karline hielt sich stöhnend den hohen Leib mit beiden Händen, schloß erschöpft die Augen, öffnete sie wieder und zeigte auf die schmutzigen Füße.

„Wasser! Ich muß mir doch erst die Füße waschen. Die Kinder raus!“ befahl sie, doch nicht in dem lauten Ton wie sonst. Der Mann drängte die neugierigen Jungen und Mädels aus der Tür, holte Wasser und wusch der Frau die Füße. Er brummte: „Du weißt ja immer alles besser, bis dir’s mal verkehrt geht, Weib! Was mögen denn nur die Leute gedacht haben, daß du in dem Zustand die Butter fortschaffst!“ – Daß er den Vater, der in die Hermannsdorfer Schmiede wollte, um ein paar Wagenmuttern zu holen, schon zur Wehfrau geschickt hatte, wagte er ihr nicht zu sagen.

Der schwächliche Mann brachte es fertig, die starke Frau ins Wochenstübchen zu schaffen, in dem sie bisher alle Geburten ohne ärztliche Hilfe überstanden hatte. Alle Wagners wurden hier geboren.

Als sie ausgezogen und zugedeckt lag, war die Hellerin da. Karoline Wagnerin nickte zufrieden.

Bereits eine halbe Stunde später legte die Wehfrau dem Bauern ein schreiendes, rötlich-runzliges Wesen in die Arme. „Wieder ein Mädel! Aber bissel kleiner als die andern!“ Sie lachte.

„Wenn sie nur gesund ist! Die Küh' haben Milch, die Karline auch, da tut sie schon wachsen!“ Er wandte sich der Wöchnerin zu, die noch einen jagen-den Atem hatte und nun von der Angst erlöst war, das Kind unterwegs zu bekommen. Als die Wehfrau auf einen Augenblick die Stube verließ, streichelte August Wagner über Karlins Wange, zog aber sofort die Hand zurück, weil ein Bauer nur seine Zugtiere streichelt, und wenn es hochkommt, die Hinterbacke seines Weibes, und das auch meist verstohlen.

Der Bäuerin fielen die Augen zu. Der Mann dachte an seine Pflicht, den Kindern zu sagen, daß sie eine Schwester bekommen hatten. Leise wollte er die Tür hinter sich zumachen. Ihm fiel ein: Wie sollte das Kind denn heißen? Er beugte sich zu Karline nieder. „Wollen wir das Kind Minna taufen? Und noch Auguste dazu?“ – „Ja, ja!“

Nach zwei Tagen war Karline wieder auf den Beinen. Und nach acht Tagen trug sie wieder Milch und Butter nach Buchholz.

Martha Weber

## ICH

*Meine Bauernväter lebten in der Zeit,  
wo die Sense eine krumme Sichel war.  
Doch ich stehe in der Wirklichkeit  
der Maschinen, und sie stellen sich mir dar  
als die Helfer, die mir Lasten fahren,  
ihre Hilfe rückt mich weit nach vorn.  
Freunde wurden sie mir mit den Jahren,  
denn sie säten Hafer, droschen aus mein Korn.*

*Eisern lernte ich, und Widerstände haben  
sich getürmt und nichts mir leicht gemacht,  
habe kniend Hoffnung eingegraben.  
Und wuchs samengleich. Ließ hinter mir die Macht.  
Daß doch meine Zeit die Väter sähen  
und mich im Gemeindeparlament!  
Und daneben Gras mit scharfer Sense mähen,  
als ein Mensch, der schwere Bauernmühen kennt.*

# ANNA SEGHERS

## ÜBER IHRE SCHAFFENSMETHODE

### Ein Gespräch

*Christa Wolf:* Frau Seghers, Ihr neues Buch, „Die Entscheidung“, handelt in unserer unmittelbaren Gegenwart. Wie kann man nach Ihrer Erfahrung einen Teil des Lebens, der noch nahe liegt, richtig darstellen, so daß er beinahe wirkt wie etwas Historisches, über das man schon einen genauen, abgeschlossenen Überblick hat?

*Anna Seghers:* Man überlegt, wie sich bestimmte Menschen, die man sich genau vorstellen kann, in bestimmten Situationen verhalten haben; man fragt sich: Wie hat dieser Robert oder Richard damals reagiert, bei welchem Ereignis kommt sein Charakter, sein Wesen voll und ganz heraus? Sicher, ich werde mein möglichstes tun, um sie in entscheidende Situationen zu bringen. – Aber ich gehöre zu den Schriftstellern, die nicht gut über das reden können, was sie schreiben, und wenn ich diese Antwort lese, wird sie mir vielleicht ganz falsch vorkommen . . .

Noch einmal: Wenn man die Situationen, von denen ich sprach, genau und klar schildert, wie sie wirklich waren, auf Grund alles dessen, was man weiß, dann wirken sie wie Dokumente. Das ist vielleicht, was Sie als historisch empfinden: daß ich versuche, möglichst einfache, klare Dokumente aus Vorfällen zu machen.

*Christa Wolf:* Und wieso wissen Sie, daß der Vorfall, den Sie möglichst genau aufschreiben, so gewesen ist, wie Sie ihn sehen?

*Anna Seghers:* Ich habe den Sozialismus nicht erfunden. Er ist vorhanden, in der Wirklichkeit. Da ich selbst den Sozialismus wünsche, drücke ich aus, indem ich die Wirklichkeit richtig schildere, was zum Sozialismus drängt. Ich drücke aus, was die Menschen dazu bringt, dem Sozialismus zu helfen, und was andere dazu bringt, ihn zu hemmen.

Man findet in unserem Leben viele Erscheinungen, Gutes und Schlimmes. Im Zusammenleben der Menschen beobachtet man manches, was nur heute und nur hier möglich wäre, und anderes wieder, was schon lange existiert. Beides zusammengenommen gehört in ein Buch, damit es Saft und Kraft bekommt, damit der Leser sich in dem Buch erkennt und versteht.

*Christa Wolf:* Was würden Sie als die Grundidee Ihres Buches bezeichnen?

*Anna Seghers:* Das Buch heißt „Die Entscheidung“. Mir war die Hauptsache zu zeigen, wie in unserer Zeit der Bruch, der die Welt in zwei Lager



spaltet, auf alle, selbst die privatesten, selbst die intimsten Teile unseres Lebens einwirkt: Liebe, Ehe, Beruf sind sowenig von der großen Entscheidung ausgenommen wie Politik oder Wirtschaft. Keiner kann sich entziehen, jeder wird vor die Frage gestellt: Für wen, gegen wen bist du? – Das wollte ich an verschiedenen Menschenschicksalen zeigen.

*Christa Wolf:* Haben Sie Prototypen für Ihre Figuren oder für einige von ihnen?

*Anna Seghers:* Ich stelle nie mir bekannte Menschen genau dar. Eine literarische Gestalt setzt sich aus Wirklichem und Erfundenem zusammen.

*Christa Wolf:* Ihr Buch bringt eine Fülle von Gestalten. Wahrscheinlich werden verschiedene Leser zu verschiedenen Romanfiguren ein besonders enges Verhältnis finden. Ich habe zum Beispiel am meisten an Robert Lohse gehangen.

*Anna Seghers:* Andere Menschen sagten mir, daß ihnen die Riedls oder Thomas besonders nahe seien . . . Ich habe Lohse gern, weil er es nicht leicht hat. Menschen, die es immer leicht haben und besonders strahlend sind, mißtraut man etwas, ehe man sie nicht auf die Probe gestellt sieht. – Bei Lohse übrigens hat mich ein Thema besonders interessiert, das ich in diesem Buch vielleicht noch gar nicht genug herausgearbeitet habe. Ich möchte es später noch einmal aufgreifen, vielleicht in einer Erzählung. Ich meine das Verhältnis zwischen den Fähigkeiten eines Menschen und seinen Leistungen. Das erscheint mir ein wichtiges Thema in unserer Zeit.

Die große Entscheidung für oder gegen uns fiel für Robert Lohse schon in der Nazizeit, gehört also zur Vorgeschichte des Romans. Im Buch geht es darum, daß Robert, der sich inzwischen oft bewährt hat, nun, da seine Klasse gesiegt hat, immer noch darum kämpfen muß, oben zu bleiben, nicht abzusinken. Es geht darum, ob er imstande ist, sein Talent zu entwickeln. Wird er noch Lehrer werden? Ist er nicht schon zu alt? Hat nicht seine schwere Vergangenheit seine Fähigkeiten taub werden lassen, obwohl er sich sehnt, etwas zu leisten und sein Zurückbleiben ihn unglücklich macht? – Ob sich ein Mensch entwickeln kann nach seinem Talent und seinen Fähigkeiten oder ob er daran gehindert wird und dauernd zurückgestoßen, das ist ein wichtiger Maßstab für die Gesellschaftsordnung, in der der Mensch lebt. Damals war es noch häufig Zufall, ob ein Mensch auf die Umstände traf, die ihn wirklich weiterbrachten. Heute haben es begabte Menschen bei uns viel leichter . . . Mir scheint, auf dieses Problem lassen sich viele Widersprüche, viele persönliche Konflikte von Menschen zurückführen.

*Christa Wolf:* Auch an diesem Problem wird einem deutlich bewußt, wie schnell unsere Entwicklung in den letzten Jahren gewesen ist. Oft fragte ich mich beim Lesen des Buches: War das damals wirklich so schwer bei uns, so mühsam? Wahrscheinlich werden sich viele Leser die eigenen Erinne-

rungen zwischen die Seiten schieben. Auch wenn die Handlung abbricht, weiß man, wie es weitergehen wird: Man schreibt unbewußt, aus eigenen Erfahrungen schöpfend, mit. Daher möchte ich Sie noch etwas fragen: In Ihrem Buch müssen drei Menschen sterben: Rentmair, Katharina Riedl und Herbert Melzer.

*Anna Seghers:* Auch andere, zum Beispiel der Schwiegersohn von Castrius, der erschossen wird!

*Christa Wolf:* Ich vergaß ihn, weil ich ihn nicht bedauert habe; ich fand richtig, daß er erschossen wird. – Überhaupt haben mich in diesem Buch „unsere“ Leute durchweg mehr interessiert als „die anderen“. Um die drei Toten auf unserer Seite tat es mir leid. Zum Beispiel Katharina: *Mußte* sie sterben, als sie sich gerade entschieden hatte, zu uns zu kommen?

*Anna Seghers:* Ich sah von Anfang an das Schicksal dieser zwei Liebenden – Katharinas und ihres Mannes – als ein schweres und tragisches an. Es begibt sich im kalten Krieg. Riedl hat gedacht, als er ohne Katharina aus dem Westen wieder zurückfuhr: Wäre sie mit mir gegangen, hätte sie lange Zeit bei mir bleiben können, dann wäre sie wahrscheinlich in unser Leben hineingewachsen; aber sie konnte nicht probeweise mitgehen: es gibt nur hüben und drüben. Sie hat sich Furcht einjagen lassen. Sie ist zu spät gekommen.

Vielleicht fragt mancher: Was geht mich ihr Schicksal an? Ich glaube, der Autor darf die Menschen nie allein lassen. Jeder muß beim Lesen fühlen: sieh an, der versteht mich, selbst da, wo der eigene Mann, der beste Freund, die Mutter mich nicht mehr verstehen. Der kennt meine Sorgen und gibt mir die Hand, der weiß was von mir. – Wenn Katharina gedankenlos, vergnügt über die Grenze hüpfte – wer weiß, ob sie dadurch Menschen so helfen könnte, wie sie es jetzt vielleicht tut? Ich meine, die Gestalt in einem Buch muß selbst nicht unbedingt optimistisch sein, um Optimismus, um richtige Handlungen beim Leser zu erzeugen. – Katharina und Riedl drücken etwas für unsere Zeit sehr Typisches aus, es gibt viele Menschen ihrer Art. Es gibt auch viele, die ein ähnliches Schicksal haben, ohne daß einer von beiden sterben muß.

*Christa Wolf:* Und der Herbert Melzer? *Mußte* der auch sterben?

*Anna Seghers:* Muß? Was meinen Sie damit? Sie werden schon gemerkt haben, daß ich ungern über Menschen spreche, die mir beim Schreiben wichtig sind. – Ich denke, mit Melzer ist das so: Er ist ein Mensch zwischen den Klassen. Vielleicht hätte er nicht unbedingt zugrunde gehen müssen. Er hat geschwankt, er war schon weit abgetrieben. Nun, da er zurückfindet, geht er aufs Ganze: auf Tod und Leben. Nachdem er sich entschlossen hat, zum nichtreproduzierten, zum wirklichen Leben, zu gehen, trifft es ihn sofort mit voller Wucht.

An der Melzer-Handlung war mir auch folgendes wichtig: die drei Spanienkämpfer Richard Hagen, Robert Lohse und Herbert Melzer sind zuerst zusammen. Sie werden getrennt, ihr Leben spielt in verschiedenen Ländern und Situationen. Herbert, der in die ungünstigste Umgebung kommt, kann doch nicht aufhören, an die beiden anderen zu denken. Er glaubt, sie seien tot. In Wirklichkeit sind die zwei am Leben und arbeiten, er aber wird zugrunde gehen.

*Christa Wolf:* Die Handlung Ihres Buches breitet sich, wie Sie eben selbst sagten, über verschiedene Länder aus.

*Anna Seghers:* Ja, das ist gut. Manche Ereignisse, die in der DDR geschehen, werden auf Ereignisse in verschiedenen Ländern zurückgeführt. Da ich selbst in vielen Ländern war, sehe ich manches, was vielleicht hier entlegen erscheint, in seinem Zusammenhang. Ich glaube, es ist wichtig, das Gefühl zu entwickeln, mit wieviel Ländern man zusammenhängt, auch wenn man sich gar nicht von der Stelle bewegt.

*Christa Wolf:* Der Mittelpunkt Ihrer Romanhandlung, Treffpunkt der wichtigsten Fäden, das Entwicklungszentrum für die bedeutendsten Gestalten ist – soweit sich die Handlung auch über andere Länder und Kontinente ausbreitet – die sowjetische Besatzungszone und später unsere Republik. Und in der Republik ein Stahlwerk.

*Anna Seghers:* Kein bestimmtes Stahlwerk. Ein ausgedachtes.

*Christa Wolf:* Aber Sie kennen Stahlwerke?

*Anna Seghers:* Ja. In anderen Ländern und auch hier. Aber nicht genug.

*Christa Wolf:* Wahrscheinlich haben Sie ein Stahlwerk gewählt, weil zu dieser Zeit die Stahlindustrie der wichtigste Zweig unserer Wirtschaft war?

*Anna Seghers:* Nein. Nicht bewußt. Ein Stahlwerk macht einen Eindruck wie das Meer und das Hochgebirge, nur daß es der Mensch ist, der hier die Macht hat. Man sieht dort eine große Kraftentfaltung; der Mensch, der das Feuer bändigt, wirkt mächtig. Der ganze Vorgang ist so real, daß er schon wieder märchenhaft wirkt, er zeigt Wildes und Gezähmtes zugleich. Ein Martinofen ist mit nichts zu vergleichen.

*Christa Wolf:* Haben Sie sich mit den technischen Problemen der Stahlproduktion bekannt gemacht?

*Anna Seghers:* Bekannte halfen mir. Ich habe in den Werken manches gefragt. Ich las Bücher. Ich habe mir viel erklären lassen. Trotzdem weiß ich noch nicht viel. Sicher, Technik kann und muß man poetisch darstellen, aber richtig. Das tat man schon längst. Zum Beispiel Tolstoi in „Anna Karenina“. Er gebraucht das Motiv der Eisenbahn, die damals doch noch ganz neu war, immer wieder, bis zum Tod der Anna. Wronski und Anna träumen von Eisen! Wir müssen aus unserem eigenen Gefühl das Verhältnis des Menschen zur Technik, zur Maschine, darstellen!



*Christa Wolf*: Welche Materialien haben Sie zur Vorarbeit für Ihren Roman verwendet?

*Anna Seghers*: Broschüren aus der Zeit, in der das Buch spielt, viele mit Bildern. Auch technische Bücher. Wichtig waren mir Zeitungen, von denen ich mehrere alte Jahrgänge hier habe. Zum Beispiel „Der Volksbetrieb“ im Tribüne-Verlag. Wenn ich sie durchlese, weiß ich, worüber damals die Arbeiter diskutierten, und ich weiß auch, was zum Beispiel Robert damals selbst gelesen hat. – Außerdem gucke ich mir an, was Kollegen vor mir über ähnliche Themen geschrieben haben. – Wenn ich ungefähr die Idee, die Handlung, die Hauptgestalten im Kopf habe, schreibe ich probeweise ein paar Szenen. Da spüre ich, was dabei herauskommt und mache mir selbst Lust auf das Ganze. Diesmal waren es zuerst, schon vor Jahren, ein paar Liebes-szenen zwischen Robert und Lisa. Wenn ich dann merke, es wird etwas, gehe ich systematisch vor, nicht in chronologischer Folge.

*Christa Wolf*: Wann kommen die Tabellen, die ich bei Ihnen sah?

*Anna Seghers*: Ja. Ich lege mir gern für jedes Jahr eine Zeittafel an mit wichtigen und mit kleinen Ereignissen des betreffenden Jahres – hier bei uns und in anderen Ländern. Dazu kommen dann die Handlungen der wichtigen Personen. Wenn sich zum Beispiel in meinem Buch zwei Leute über das Essen beklagen, muß ich wissen, wie es damals mit den Rationen stand.

*Christa Wolf*: Darum steht auch hier: „16. September: Aufbesserung der Brot- und Nahrungsmittelrationen in der britischen Besatzungszone.“

*Anna Seghers*: Das kann wichtig sein. Darum benutze ich so was für viele Erzählungen, manchmal sogar für märchenhafte. Darum brauche ich so was, beinahe für alle Geschichten.

*Christa Wolf*: Die Handlung Ihres Buches endet 1951. Wann begannen Sie es zu schreiben?

*Anna Seghers*: Ich hatte 1954 schon angefangen, ich schrieb einen Teil, dann wurde ich durch Krankheit gehindert, gleich fortzufahren und mußte Anfang 1957 fast neu wieder anfangen.

*Christa Wolf*: Ihr Buch schließt mit der Bemerkung: „Ende des ersten Teils.“ Neulich hörten wir auf einem Forum in den Leunawerken, daß viele Leser solche Romane in Raten nicht sehr lieben. Sie möchten schnell erfahren, was mit den Helden weiter geschieht. Wann und wie denken Sie, das Buch fortzusetzen?

*Anna Seghers*: Es gibt einige Personen, nach denen man mich jetzt schon oft fragt. Deren Schicksal will ich weiter verfolgen. Ich will erklären, was mit ihnen weiter geschehen ist. Solche Personen sind zum Beispiel: Lohse – Lene Nohl, Lisa. Sehr gern habe ich die Ella Busch. Ihre Geschichte wird weitergehen. Weitergehen wird auch die Geschichte der Helen Wilcox. Auch die Familie Hagen mit dem angenommenen Kind kann im Mittelpunkt

stehen. Ob es sich wieder bündelt, ob ein Roman in anderer Form daraus wird, das weiß ich noch nicht. Einzelne Teile werden wohl in einiger Zeit herauskommen, wenn mich daran nicht äußere Umstände hindern.

Jetzt überlasse ich die Leute aus meinem Buch eine Zeitlang sich selbst. Denn ich schreibe eine Novelle, die auf den Antillen spielt, im Atlantischen Ozean, eine dritte Geschichte zu den beiden Geschichten, die schon da sind: „Guadeloupe“ und „Die Hochzeit von Haiti“.

*Nur ein Schriftsteller mit klarem, gereiftem Bewußtsein kann das Bewußtsein der Menschen klarer und reifer machen. Diese Feststellung bleibt aber viel zu allgemein, wenn man nicht nachdenkt, was sie für den einzelnen bedeutet. Tolstoi hat in seinem Tagebuch dem Sinn nach folgendes über den Schaffensprozeß notiert: Es gibt drei Stufen der Entwicklung für den Schriftsteller. Auf der ersten nimmt er die Wirklichkeit unmittelbar, wie ein Kind auf. Seine Darstellung geht ihm leicht von der Hand, impulsiv, spontan. Oft sind gerade auf dieser Stufe seine Arbeiten vielversprechend, von besonderem Reiz. Auf der zweiten Stufe hat er über das Leben nachgedacht, es wirkt nicht mehr naiv auf ihn, seine Unmittelbarkeit geht verloren, manchmal schreibt er dann sogar schwächer, – wir würden sagen, schablonenhaft. Denn er gerät in Gefahr, einer Erkenntnis gemäß zu montieren, statt darzustellen. Er muß die dritte Stufe erreichen: dann sind ihm seine Erkenntnisse selbstverständlich geworden, sie sind ihm in Fleisch und Blut übergegangen. Dann wird er als großer Künstler wieder unmittelbar auf den Leser wirken. Nur viel tiefer und breiter als vorher.*

Anna Seghers (auf dem IV. Deutschen Schriftstellerkongreß).

## VOM WACKEREN SCHWABEN, DER AUSZOG, DAS GRUSELN ZU VERLERNEN

*Am 29. August wird Ehm Welk 75 Jahre alt. Redaktion und Mitarbeiter der NDL und alle seine Leser gratulieren ihm und wünschen noch viele Jahre ungebrochener Schaffenskraft. Gegenwärtig arbeitet Ehm Welk an einem heiteren Roman, der die Abenteuer und Erlebnisse eines wackeren Schwaben, des Schubfabrikanten Kühnemann aus Puttelfingen, festhält. Kühnemann bricht eines Tages mutig aus seiner kleinen Donaustadt auf und reist in die böse „Zone“: er möchte doch mal selbst sehen, ob dort wirklich alles so erschrecklich zugehe, wie es in den Zeitungen steht. Der windige Reporter Bindeband begleitet ihn – weniger ehrlichen Herzens freilich.*

*Die folgenden Szenen sind eine Kostprobe aus dem Roman.*

### Vorstoß in den Osten

Es war schon nach elf Uhr, als Kühnemann und der Redakteur sich vom Tiergarten her dem Brandenburger Tor näherten. Redakteur Bindeband, überzeugt, mehr zu wissen als Kühnemann, war bedrückt von dem, was er zu wissen glaubte, und blieb immer zwei Schritte hinter ihm. So pirschten sie sich vorsichtig an das Tor heran. Kurz davor fragten sie noch einen Westberliner Polizisten, Stupo genannt, wo die Sektorengrenze genau verlauge und ob das Bauwerk selbst noch deutsch oder schon russisch sei. Der Stupo machte ein Gesicht, als wären da zwei vom Mond gefallen. „Da können Sie ruhig durchgehen, meine Herren.“

Nun, das taten sie jedoch vorerst nicht, sie blieben zunächst an der Westseite der Torsäulen stehen und blickten hindurch. Kühnemann betrachtete das Denkmal sogar eingehend von innen. Wer ihn dabei beobachtet hätte, würde geglaubt haben, er sei ein mit Renovierungsarbeiten betrauter Architekt, der jedes Detail genauestens prüfe. Wer jedoch aufmerksam hinschaute hätte, würde bemerkt haben, daß der Mann nur mit einem Auge auf die Torwand, mit dem anderen Auge aber auf die breite Straße nach Osten schielte, die Straße Unter den Linden. Endlich ging der wackere Kühnemann zaghaft hindurch bis zur Ostseite. Blieb stehen. Behielt das Gesicht, als geschähe es ohne jede Absicht, gegen die Linden gewendet und betrachtete eine Weile, was dort vor sich ging. Wagte sich sogar einige Meter auf die Straße hinaus. Seine Blicke tasteten sich zunächst Stück für Stück die Straße



entlang. Bis ganz zum Ende. Und da außer dem Redakteur kein Mensch in der Nähe war, sagte Kühnemann: „Dort hinte hat früher das Kaiserschloß gestande. Dees habe se zertrümmert und kein Stein auf'm andere gelasse.“

Der Redakteur benutzte diese Äußerung Kühnemanns, um einen geheimen Wunsch anzubringen, der gestern auf der Redaktion des „Nationalen Fernschreibers“ in ihm geboren worden war: „Ich glaube, Herr Kühnemann, das hier könnte uns schon genügen. Ich meine, wenn Unter den Linden schon nichts los ist, wie muß es dann erst in der Zone aussehen?“

Doch davon wollte Kühnemann nichts wissen. Er ließ den Blick die Linden zurückgehen und an einem großen Gebäude haften. Ein Passant kam vom Osten her über den Platz auf das Tor zu. Kühnemann ging ihm einige Schritte entgegen und fragte, was für ein Haus das sei, „das da mit dem Extratempel obenauf“. Der Passant drehte sich um. „Das große, neue? Das ist doch die sowjetische Botschaft!“ Kühnemann fuhr zurück. Wenn der Mann seine Bemerkung über den Tempel obenauf als Kritzelei auffaßte . . . Instinktiv lief er wieder zum Brandenburger Tor hin, gleich durch bis zum Ausgang nach Westen. Dort wartete bereits Herr Bindeband, genau gesagt: fünf Meter weiter westlich.

Als Kühnemann dem Redakteur zugeflüstert hatte, sie stünden hier unmittelbar vor der russischen Botschaft, schlug der vor, es lieber am Potsdamer Platz zu versuchen, dort grenzten doch drei Sektoren aneinander, da falle man nicht so auf.

Es war so, am Potsdamer Platz fiel man wirklich nicht auf. Sicherheits halber ließen sich die beiden Puttelfinger aber noch von zwei jungen Mädchen den genauen Verlauf der einzelnen Sektorengrenzen erklären. Der Redakteur fragte sogar noch: „Und wie ist es in der Mitte? Ich meine, wie geht da die Grenze genau? Es ist doch nichts markiert.“

Die jungen Mädchen verstanden nicht, was diese Fragen bedeuten sollten. „Ich meine“, erläuterte Herr Bindeband, „wie weit kann man ohne Gefahr gehen?“

Das verstanden die jungen Mädchen noch weniger, und darum hielt es Kühnemann für angebracht, die Sache zu erklären: „Der Herr meint, wo wird man von dene da drübe –“, und er zeigte in die Richtung der Leipziger Straße, „– wo wird man von dene kontrolliert?“

Aber die jungen Mädchen verstanden noch immer nicht, was die beiden Herren wollten, sahen sich an und begannen zu kichern. Und gingen lachend, sich immer wieder umdrehend, nach rechts ab.

Dieses seltsame Betragen von jungen Mädchen, die fraglos aus dem Ostsektor kamen, ließ den Redakteur noch schlauer werden. „Vorsicht, Herr Kühnemann, das sind vielleicht Lockvögel von drüben, die haben doch keine Dreiviertelhosen!“

Kühnemann war nicht mehr so ängstlich: er hatte inzwischen beobachtet, daß da Menschen einfach den Platz überquerten und mit der Straßenbahn weiter in den Osten fuhren. Und so sagte er schließlich: „Wollen wir's net einfach auch so mache?“

Aber der Redakteur wehrte ab: „Die da mit der Straßenbahn fahren, das sind bestimmt alles Leute von drüben. Unsereiner – mit einemal ist man mitten im Osten und wird sistiert.“ Er spähte mit dem Fernglas angestrengt über den Platz. „Dahinten, sehen Sie, das sind sicher Volkspolizisten, die sehen so aus.“

Kühnemann hatte zwar in den Zeitungen auch schon allerhand von den Volkspolizisten gelesen, aber noch keinen gesehen. Und so fragte er: „Wie sehe sie denn aus?“

„Nun“, Herr Bindeband überlegte, „so anders – so gewalttätig.“

Worauf Kühnemann durch das Glas hinüberblickte und sich die Gewalttätigen anschaute. Er hatte aber nicht den Eindruck. „Die sehe doch mit ihre weiße Mäntel und Mütze genauso aus wie die unsrige. Eigentlich achte die bloß auf den Verkehr. Die kümmern sich ja gar nicht um die Passante.“

Bindeband wußte es besser: „Alles Mache, Herr Kühnemann, die Redakteure vom ‚Nationalen Fernschreiber‘ haben mich gerade vor diesen Volkspolizisten gewarnt. Von meinen Kollegen geht auch keiner rüber.“ Sie warteten noch eine Weile, dann gingen sie die Potsdamer Straße zurück.

Wohin nun? Tobias Kühnemann hatte einen Vorschlag: „Vielleicht sehen wir uns erst mal eine stillere Straße an. Hier so links müsse wir im amerikanischen Sektor sein. Vielleicht versuche wir es von dort aus.“ Er zog einen Stadtplan von Berlin aus der Manteltasche. „Sehe Sie, die Grenze sind genau eingezeichnet. Komme Sie man.“

Kühnemanns Entschluß war dem Redakteur durchaus nicht angenehm. Er blieb bei seiner Mahnung zur Vorsicht: „Mit einemal ist man drüben. Man fragt einen Polizisten, denkt, es ist einer von unseren, macht noch eine entsprechende kritische Bemerkung – statt dessen – nun, und dann . . .“ Er ging aber mit Kühnemann weiter die Straße zurück, und sie bogen erst später etwas nach links ab.

Sie mußten bis fast in die Gegend des Halleschen Tores gekommen sein, als Kühnemann stehenblieb, die Karte aufklappte und wieder zu suchen begann. Der Redakteur hatte den gleichen Gedanken: „Ich hab auch das Gefühl, wir haben uns verlaufen. Da kommen zwei Schutzleute, die haben keine weißen Mäntel an.“ Er ging auf die beiden Polizisten zu, und Kühnemann folgte bedächtig. Aber die Polizisten hatten plötzlich ihr Tempo geändert, sie liefen an ihnen vorbei, ja sie liefen wirklich, denn in einiger Entfernung war ein Lärm aufgebrochen, Lärm, Geschrei, laute Stimmen. Der Redakteur sah Kühnemann an. „Da ist was los!“ Eine Feststellung, die nicht

zu widerlegen war. Erst wollte Kühnemann sich die Sache einfach mal ansehen, dann hielt er es aber doch für richtiger, sein Vorhaben, direkt darauf zuzulaufen, zu ändern. „Komme Sie hier entlang.“ Nach ein paar Schritten blieb er freilich wieder ratlos stehen. „Ich weiß wirklich net, wo wir . . .“

Das Stehenbleiben hatte nicht viel Sinn, und so gingen sie nun hastig – man konnte schon sagen, sie eilten – auf eine Querstraße zu. Wieder kamen ihnen Polizisten entgegengelaufen. Und wieder trat der Redakteur dem einen der Polizisten in den Weg. „Herr – Herr Wachtmeister, wo fängt der Sowjetsektor an?“

„Machen Sie bloß, daß Sie hier rauskommen!“ Das war die ganze Antwort.

Die Puttelfinger befolgten den nicht gerade freundlichen Rat und liefen die Straße entlang, der Redakteur immer dicht an Kühnemanns Seite. „Sie, das waren Rote! Wir sind schon mittendrin!“ Und sie hasteten verstört weiter.

Plötzlich, an einer Kreuzung, gerieten sie in einen Tumult. Polizisten schlugen auf Menschen ein, die sich schreiend wehrten. Passanten auf den Bürgersteigen riefen und protestierten. Dann gingen die Polizisten auch gegen diese Leute vor. Die beiden Herren wußten nicht, wohin sie sich retten sollten. Das beste war nun wohl, doch stehenzubleiben und unbeteiligt zu tun. Da kam auch noch ein Streifenwagen angerast, Polizisten mit Gummiknüppeln sprangen ab, mitten hinein in den Tumult. Nun stoben die Menschen auseinander.

Redakteur Bindeband war entsetzt. „Mein Gott, wir sind ja im Sowjetsektor! Los, rasch, kommen Sie, Herr Kühnemann!“ Und nun liefen sie beide in eine Straße hinein, die ihnen irgendwie sicherer zu sein schien. Aber Polizisten versperrten ihnen den Weg. „Halt! Stehenbleiben!“

Das war dem wackeren Kühnemann zuviel. „Erlauben Sie mal.“ Es klang vielleicht zu fest, aber es war ja auch ein Protest, und der stand einem freien Bürger doch wohl auch hinterm eisernen Vorhang noch zu. Der Polizist war anscheinend anderer Auffassung. „Halten Sie 's Maul!“

Kühnemann war schon dabei, seinen Ausweis hervorzuholen, da stieß ihn der Redakteur in die Seite. „Lassen Sie mich die Sache . . .“, und er wandte sich an den Polizisten. „Wir sind hier fremd – wir haben uns verlaufen . . .“

„Sieh mal an, verlaufen.“ Der Polizist lachte höhnisch und wandte sich an seinen Kollegen. „Die gehören dazu! Der Knabe hat mich doch vorhin nach 'm Sowjetsektor direkt gefragt.“

Eilfertigt antwortete der Redakteur: „Jawohl, wir sind aus Versehen hierhergekommen.“ Er wollte sehr schlau sein: „Das ist wohl eine Demonstration für Frieden und Freiheit? Wir sympathisieren mit Ihnen, meine Herren . . .“

Da faßte ihn der Polizist am Kragen, schüttelte ihn und schrie: „Dir werd ich was von Freiheit!“

Verzweifelt antwortete der Redakteur: „Ich meine, die Demonstration – die da gestört wurde – lieber Genosse Volkspolizist – es lebe . . .“

Der Polizist kürzte die Unterhaltung ab, indem er mit seinem Gummiknüppel an die linke Schulter des Redakteurs tippte, der sich sofort aufs Pflaster setzte. Aber damit war der Polizist noch nicht zufrieden. Er rief seinen Kameraden heran: „Halt auf jeden Fall den alten Burschen fest. Der tut so unbeteiligt. Das sind Komplizen. Das sind die Schlimmsten!“ Und dann riß er den Redakteur wieder hoch. „So was von Frechheit – prahlt der noch mit seiner Demonstration – ab zum Wagen!“

Der eine packte Kühnemann, der andere den Redakteur, und sie wurden zu einem LKW gestoßen. Auf dem Wagen befanden sich bereits an zwanzig Personen jeden Alters und Geschlechts. Alle schwiegen, da Polizisten zwischen ihnen saßen.

### Kleiner innerdeutscher Grenzverkehr

Gegenüber einem nicht gerade freundlichen Amtsgebäude in einer nicht gerade freundlichen Nebenstraße, getrennt also durch die Straßenbreite, standen einige Dutzend Menschen. Der LKW hielt mit hartem Ruck. Die Polizisten sprangen ab, andere kamen aus dem Gebäude gelaufen. Die Menschen drüben auf der anderen Seite begannen zu mucken und laut und lauter zu drohen. Was hier vor sich ging, war ihnen nichts Neues, sie hatten es im Laufe des Vormittags schon einige Male erlebt. Seltsamerweise nahm die Polizei keinen Anstoß an der Kritik, die da geübt wurde. Sie hatte genug damit zu tun, die Verhafteten durch das Tor auf den Hof des Gebäudes zu stoßen. Dann wurde das Tor geschlossen.

Auf dem Hof wies ein Polizist zu der Tür eines Seitenflügels und kommandierte: „Marsch, die Männer da rin! Die Weiber bleiben noch!“ Er machte eine kleine Pause und lachte, obwohl er den dummen Witz, den er vorhatte, schon ein paar hundertmal angebracht hatte: „Det könnte euch so passen, die Nacht mit zweischläfrigen Pritschen, wat? Hier herrscht noch Anstand!“

Kühnemann und der Redakteur waren die letzten. Der Redakteur mußte es Kühnemann vorhalten, wenn auch leise: „Sie mit Ihrem Eifer, Sie haben uns den Roten direkt in die Arme geführt.“

„Halt 's Maul!“ drohte der Polizist.

Kühnemann hatte des Redakteurs Vorwurf verstanden und beantwortete ihn in seiner Weise, wenn auch nicht leise: „Sie habe Schuld mit Ihrem dumme Geschwätz, daß wir zur Demonstration wolltel!“

Da vergaß der Redakteur, wo er war, und zischte zurück: „Ich wolltel sogar ganz laut den Pieck hochleben lassen.“



Als Kühnemann schon in der Tür war, drehte er sich zu dem Redakteur um. „Was mache die Westberliner auch eine Demonstration im rote Sektor.“

Bevor der Redakteur antworten konnte, tat es der Polizist: „Sie, oller Knabe, glooben Sie nicht, det Ihr Alter Sie schützt! Maul halten, hab ick jesagt!“

Aber der alte Knabe war nun mal Tobias Kühnemann aus Puttelfingen, und er sagte und glaubte wohl, es leise zu sagen: „Na, von der Ostreis' hab ich rasch genug gekriegt.“

Der Redakteur wartete einen Moment, da der Polizist sich jedoch nicht meldete, riskierte auch er eine Erwiderung: „Ich auch. Glauben Sie mir. Wenn die uns rauslassen . . .“ Aber da verlor er sich in seinen Befürchtungen: „Mein Gott, was soll ich in Sibirien?“

Das Wort Sibirien ließ Kühnemann in die Zukunft schauen, gleichzeitig aber auch in die Vergangenheit: „Hätt ich nur den Pelz net zurückgeschickt.“

Da erhielt er einen Stoß in den Rücken, daß er vorwärts taumelte. Aber er war nun einmal Tobias Kühnemann aus Schwaben, und so sagte er, diesmal ziemlich laut: „Und dees nennt sich Volkspoliziste.“ Er betonte dabei bewußt und deutlich die Silbe „Volk“.

In eine kleine Zelle, die knapp Raum für acht Personen bot, waren ihrer vierzehn hineingestopft. Acht konnten aneinandergedrückt auf den schmalen Holzbänken sitzen, sechs mußten stehen, unter ihnen Kühnemann und der Redakteur.

Milde Dämmerung herrschte in dem kleinen Raum. Es war jedoch erst Nachmittag.

Da sagte einer der Inhaftierten: „Steh doch mal einer von den Jüngeren auf und laß den alten Mann sitzen.“

Kühnemann war apathisch geworden. Er verspürte keinerlei Angst, er schämte sich nur, so leichtgläubig gewesen zu sein. Verdruß kam ihn an. Er mußte erst zu dem frei gemachten Platz hingeführt werden. Das alles veranlaßte einen anderen Verhafteten, zu Kühnemann zu sagen: „Ist brav von dir, Opa, daß du mitgemacht hast.“

Kühnemann blieb auch bei dem Lob apathisch. Was wiederum einen anderen zwang, sein Mitempfinden kundzutun: „Sagen Sie mal, hat man Ihnen was angetan? Wollen Sie lieber liegen? Das dauert nämlich noch fünfzehn Stunden bis morgen früh.“ Kühnemann durchlief ein leichtes Schütteln. Es wurde jedoch wahrgenommen, und wieder wandte sich einer an den Redakteur: „Du warst doch mit ihm. Wer ist der?“

Herr Bindeband drehte sich um, als könnte er gehört werden von Stellen, die es nicht hören sollten. Es war eine ziemliche Ängstlichkeit in seiner Stimme, als er erklärte: „Ick kenne ihn nicht. Hab ihn nur so getroffen.“

Bei diesen Worten seines Gefährten hob Kühnemann den Kopf ein wenig, ließ ihn aber sogleich wieder sinken. Ein junger Mann verstand es falsch, zog seine Jacke aus, rollte sie zusammen und legte sie Kühnemann unter den Kopf; der ließ es mit sich geschehen. Der Redakteur wandte sich indes zu seinem Nachbarn: „Sie müssen bezeugen, daß ich ganz unschuldig in die Sache hineingeraten bin. Ich bin gar kein Berliner. Sagen Sie mal, wofür haben Sie denn demonstriert? Es ist nur, damit ich es wenigstens weiß?“

Ein anderer antwortete: „Du bist keen Berliner – so. Na, denn haste woll ooch nicht versucht, vom Westsektor nach 'm Ostsektor zu telefonieren – wa? Oder mit die Straßenbahn rüberzujondeln? Siehste, det sind allens Fragen, die jeregt werden könnten, wenn die vom Westmagistrat mit denen vom Ostmagistrat sich an een Tisch setzen würden und verhandeln. Damit det jemacht wird, deshalb ham wa demonstriert, vastehste? Also wejen die Einheit von Berlin!“

Der Redakteur schüttelte verwundert den Kopf. „Aber das war doch ganz überflüssig. Ich denke, dafür sind wir alle?“

Ein im Hintergrunde Sitzender fragte erstaunt und ziemlich mißtrauisch: „Was quasselt der da eigentlich?“

Aber Herr Bindeband war noch bei seinen Befürchtungen: „Unvorsichtig war das auch: Als Berliner wissen Sie doch, meine Herren, was für Zustände im Ostsektor herrschen! Demonstrationen sind dort doch verboten!“

Da trat einer von ganz hinten heran, stellte sich vor den Redakteur und faßte ihm mit zwei Fingern in die Weste. „Sag mal, Junge, entweder hast du eens mit 'm Jummiknüppel über 'n Deez jekriegt und quatschst kariert, oder sie haben dir hier als Achtgroschenjungen mangjesperrt.“ Dabei zog er ihn zu sich an die Brust. Der Redakteur aber riß sich los, trat zu Kühnemann und rüttelte ihn. „Herr Kühnemann, lieber Herr Kühnemann . . .“

Da waren die Inhaftierten doch verduzt, und einer fragte das Richtige: „Ich denke, du kennst den Alten gar nicht?“

Der Redakteur war noch immer bei Kühnemann und beschwor ihn. „Die wollen mich hineinreißen, Herr Kühnemann!“ Und dann, umgewandt zu den anderen: „Wenn Sie da aus Westberlin in den Ostsektor hineinmarschieren und festgenommen werden – das ist doch ganz Ihre eigene Schuld! Wir sind friedliche Reisende aus Westdeutschland. Herr Kühnemann und ich sind auf Geschäftsreisen hier im Osten. Wir sind Freunde der DDR – die Volkspolizei wird das schon feststellen. – Mir hat auch keiner was getan.“

Es war wohl die Ansicht aller, die nun einer aussprach: „Mensch – der is knille!“

Ein anderer wendete sich noch einmal direkt an den Redakteur: „Du – ich rat dir gut: daß du ein Freund der Volkspolizei bist, das sag man morgen lieber nicht bei der Vernehmung! Und von wegen Freunde der DDR . . .“

Der Redakteur war wieder verwundert. „Aber wir sind doch wirklich aus dem Westen –“

Darauf wieder der gute Ratgeber: „Eben, eben! Auf die aus Westberlin, die mit uns gehen, auf die sind sie nämlich besonders scharf.“

Dem Redakteur dämmerte es noch immer nicht, aber er wollte wohl Zweifel, die ihm gekommen waren, beseitigen. Und so fragte er: „Ihr seid doch alle aus Westberlin?“

„Wir? Nee, alle nich! Da wohnen welche auch in Ostberlin. Ick zum Beispiel.“

„Und dann haut euch eure Volkspolizei so zusammen?“ Da die anderen nun alle förmlich verdattert schwiegen, glaubte er zu verstehen: „Ach so – ihr habt auf der Demonstration auch etwas gegen das Regime im Osten gesagt? Und da sehen sie euch nun so als Landesverräter an? Wir sind aber doch wirklich aus 'm Westen!“

Eine Zeitlang antwortete keiner darauf. Dann trat einer dicht vor den Redakteur hin: „Sag mal, Mensch, wo bist du jetzt?“

Dazu wußte Herr Bindeband zunächst nichts zu sagen.

„Wo du jetzt bist?“ fragte der andere nochmals.

„Wo ich bin? Wo Sie auch sind: in einem Haftlokal von der Volkspolizei! Weil wir alle in der Nähe von einem Tumult waren. Wir sind aber unschuldig. Wir haben ordentliche Ausweise. Reisepässe.“

Jetzt fingen alle in dem kleinen Raum an zu lachen, und einer sprach es aus: „Mensch, wenn alle im dustern Westen so helle sind wie du, da wundert mich det nicht mehr mit eurer Politik. Und der Alte da – der wees och von nischt?“

In diesem Augenblick sprang Kühnemann auf, hielt aber wieder an sich und fragte verwirrt: „Sagen Sie, machen Sie Ihren Spaß mit uns? Oder ist das hier wirklich die Westberliner Polizei, die uns so behandelt?“

Einer antwortete ihm, die anderen konnten es noch nicht vor Staunen: „Aber ja, Opa, det is die westliche Freiheit! Meinetwegen ooch die christliche Kultur vont Abendland. Kannstn die Brüder nach an ihre Klamotten erkennen?“

„Und Sie sind aus dem Ostsektor in den Westsektor gekommen, um zu demonstrieren?“

„Jawohl – für een Berlin.“

„Und da hat man Sie so ohne weiteres –?“

Als etliche nickten, stürzte Kühnemann an die Zellentür und ballerte mit beiden Fäusten dagegen. „Aufmachen“, rief er dazu, „aufmachen!“ – immer wieder, man hätte es ihm nicht zugetraut. Schließlich wurde die Tür aufgerissen. Ein Polizist kam herein, den Gummiknüppel dienstbereit in der Hand, hinter ihm zwei weitere Posten. Der erste brüllte: „Wat is denn hier los?“

Wem juckt denn hier det Kreuz, wat? Is det wieder der olle Bock?“ Und er faßte Kühnemann beim Schlafittchen.

Aber da begann in Kühnemann der alte wackere Schwabe wieder zu erwachen, und er keuchte: „Lassen Sie mich los, Sie, Sie – ich bin unschuldig hier – und Sie . . .“

Doch der Polizist schüttelte ihn weiter und fragte höhnisch, so von unten her: „Unschuldig – det kennen wir. Die Unschuld hätteste dir früher überlegen müssen. Jetzt haste bloß det Maul zu halten. Keenen Mucks mehr, oder ick verkasemattuckel dir ganz unschuldig een paar, det du gloobst, du bist uff ganz friedliche Art int rote Paradies versetzt.“

Einer der Inhaftierten war ziemlich furchtlos an den Polizisten herangetreten. „Nee, nee, Herr Wachtmeister, die beeden sind wirklich astrein, det sind waschechte Westler.“

Der Polizist nach kurzem Nachdenken: „Nu wenn schon. Det macht den Kohl erst fett! Die roten Brüder aus Westberlin sind uns ja die liebsten Pfejekinder.“

Bindemann fuchtelte verzweifelt mit seinen Armen. „Hören Sie, Herr Wachtmeister, ich bin Redakteur vom ‚Nationalen Fernschreiber‘. Es stimmt, was der Herr Arrestant da gesagt hat. Und das hier ist Herr Fabrikant Kühnemann aus Puttelfingen in Württemberg.“

In diesem Augenblick rückten die Inhaftierten von den Puttelfingern ab. Von beiden. Redakteur Bindeband bemerkte es nicht, er war noch bei seiner Rechtfertigung: „Ich verlange, daß Sie sich sofort erkundigen. Wir wohnen im internationalen Hotel ‚Abendland‘ am Kurfürstendamm.“

Der Wachtmeister sah seine Kameraden an, die aber zuckten mit den Achseln. Ein solcher Fall war ihnen noch nicht vorgekommen. Dann schüttelte der erste den Kopf. „Kann sind, kann ooch nicht sind! Im Zweifelsfall nich! Der Vorsteher is schon weg. Bis morgen früh müßt ihr erst mal alle hierbleiben.“

„Hier? Jetzt bei denen hier?“ Redakteur Bindeband sah sich ängstlich um.

Aber da sprach es einer der Inhaftierten aus, was sie alle nun dachten: „An Ihnen vergreift sich keener von uns! Aber, Herr Wachtmeister, wenn Se uns 'ne Verjünstigung jeben wollen, een eenziget Mal so in Ihrem Leben, denn sperren Se diese Zierden der Bundesrepublik man lieber für sich alleene in. Wissen Se, von wejen der reinen Luft, die wir laut Haftvorschrift beanspruchen dürfen.“

Der Wachtmeister war etwas in Unordnung geraten. „Halten Sie 's Maul! Wenn Sie diesmal vielleicht ooch recht haben!“ Er fragte seine Kameraden: „Is die kleene Bude noch frei?“

Einer der Polizisten nickte, besann sich aber: „Das heißt, da sitzt doch der Klingelfahrer aus der Potsdamer drin.“



Aber der Wachtmeister hatte sich schon entschieden. Er wendete sich an Kühnemann: „Na, denn man raus hier mit euch! Aber triumphiert nicht zu früh! Wat wir haben, det halten wir erstmal fest. Nehmt die Klamotten un denn nischt wie dalli!“

### Frontgeplänkel

Auch die längste Nacht muß vergehen, und diese war morgens um neun Uhr vergangen. Das heißt für den kriminellen Zellengenossen schon um sieben Uhr, denn da war er herausgeholt worden. Er hatte sich von seinen Nachtasylgefährten mit einem höflichen „Auf Wiedersehn!“ verabschiedet. Sie waren unhöflich genug gewesen, sich für diesen Wunsch nicht zu bedanken.

Fünf Minuten vor neun Uhr wurde die Zellentür geöffnet. Nicht aufgerissen, wie sie das schon gewohnt waren, nein, geöffnet, und zusammen mit dem ihnen schon bekannten Polizisten trat ein etwas höherer Dienstrang herein, der freundlich „Guten Morgen, meine Herren“ sagte, sich als Reviervorsteher vorstellte und sie einlud: „Der Herr Polizeirat läßt bitten.“ Der Redakteur machte darauf eine Verbeugung, er wollte auch etwas Höfliches sagen, doch vor Kühnemanns finsterem Blick schieg er, schon um seinen temperamentvollen Begleiter nicht vorzeitig zu reizen.

Dann waren sie in dem Büro des Reviervorstehers, der es nicht für schicklich hielt, bei der bevorstehenden Erledigung der heiklen Angelegenheit zu sitzen, bevor seine Besucher das taten. Am Schreibtisch des Vorstehers saß ein spitzbärtiger Herr in Zivil, der ein wenig das Gesäß lüftete und sagte: „Guten Morgen, meine Herren. Polizeirat Schmidhals.“ Mit der rechten Hand wies er irgendwohin ins Zimmer. Wahrscheinlich meinte er zwei Stühle, die im Hintergrund standen. Der Reviervorsteher, der neben dem Polizeirat stehengeblieben war, vermittelte die Bekanntschaft: „Herr Polizeirat – die beiden Herren aus der Bundesrepublik!“ Der übernächte und zerzauste Redakteur machte abermals eine Verbeugung und zog sich einen der Stühle heran! Tobias Kühnemann übersah die Geste des Polizeirats und blieb vor dem Schreibtisch stehen. Er war ebenfalls zerknautscht; mißmutig fühlte er, wie ungewaschen er aussah. Was den sonst immer so adretten alten Herrn noch bockiger stimmte.

Als Kühnemann dem wartenden Polizeirat kein Wort schenkte, um damit zu demonstrieren, daß er darauf warte, gefragt zu werden, begann denn auch der Polizeirat: „Herr Kühnemann, Sie dürfen an die Geschehnisse hier nicht die gleichen Maßstäbe anlegen wie in Ihrem Puppelfingen, oder wie der Ort heißt.“ Und er zuckte mit den Achseln. „Berlin ist Frontstadt! Front – falls Sie mal Soldat gewesen sind, werden Sie wissen, was das Wort bedeutet.“

In der Anzweiflung seiner Wehrfähigkeit sah Kühnemann eine erneute Kränkung und wurde daher noch aufsässiger: „So also denkt man dahier – eine seltsame Auffassung isch dees von Front. Da darf also in einer Stadt wie Berlin wahllos auf unschuldige Mensche losgedrosche werde?“

Der Polizeirat hob die Achseln etwas an. „Lieber Herr – wer sich in Gefahr begibt –“

Aber Kühnemann hatte schon gemerkt, daß die Herrschaften wußten, welch riesengroße Dummheit sie verzapft hatten, und daß sie nicht wagten, sie zuzugeben oder auch nur so einzurenken, daß dem anderen die Möglichkeit einer Beschwerde blieb. Er nutzte seinen Vorteil: „Wenn die da drübe in Osterlin nun auch von einer Frontstadt faseln würde – sage Sie mal, wie soll daraus mal wieder ein Volk werde?“

„Wenn das Ihre einzigen Sorgen sind – ich glaube, hier bei uns sind nur wenige Bürger der Ansicht, daß wir mit denen da drüben mal wieder ein Volk bilden könnten.“ Das Gesicht des Polizeirats illustrierte, wie er die politischen Ansichten des Mannes aus der Bundesrepublik einschätzte.

Die höhnische Miene seines Gegenüber erregte nun doch Kühnemanns ehrliche Verwunderung. „So, für Sie hier ist es also kein erstrebenswertes Ziel, die Wiedervereinigung der Deutschen herbeizuführen? Nun, dann nehme Sie bitte zur Kenntnis, daß wir im Weste Deutschlands anders darüber denke. Ich jedenfalls habe ja die Reise in den Osten zu diesem Zweck angetreten!“

„Was haben Sie?“ Der Polizeirat horchte auf. „Was sagen Sie – Sie unternehmen die Reise zu einem politischen Zweck? So, so – sieh mal an! Und der junge Mann da, der macht die Reise auch zu diesem Zweck? Nun, meine Herren, dann weiterhin viel Spaß. Aber vergessen Sie bitte nicht, daß wir für den Fall Ihres Wiederkommens ja Ihre Personalien haben.“

„Sage Sie mal, soll dees eine Drohung sein?“ Tobias Kühnemann geriet erneut in Wallung.

„Drohung? Ich gab Ihnen einen Rat!“ Und dann so, daß man die Ironie merken mußte: „Vielleicht wäre dieser Rat nicht nötig gewesen, hätten wir Sie die Nacht über bei Ihren östlichen Freunden gelassen.“

Er hatte sich in Kühnemann verrechnet. Der antwortete ebenfalls ironisch: „Vielleicht wär's wirklich gut gewese! Menschlicher auf jeden Fall.“

Redakteur Bindebands Bemühungen, seinem Gefährten ängstliche Zeichen zu geben, er möge doch endlich schweigen, machten Kühnemann nur noch heftiger: „Da in dem enge Saustall, da machte sie mir Platz zum Sitzen – während Ihre Leute mich alte Mann tätlich angegriffe habe!“

Der Polizeirat hörte nicht recht hin, er ging einer Spur nach: „So, also quasi schon Verbrüderung in der Zelle?“ Und ließ einen gefährlichen polizeilichen Prüfungsblick auf seinem Gegenüber ruhen.

Er kannte Kühnemann noch nicht, der kam ihm bereitwillig entgegen: „Leider nicht. Ich mein – leider keine Verbrüderung. Als die in der Zelle hörte, wir wäre aus 'm Weste, da rückte sie von uns ab. Die dachte nämlich, wir gehörte zu Ihre Knüppelgarde. Gott sei Dank denke nicht alle Deutsche im Weste so wie Sie und Ihre Leut.“

Verzweifelt rückte der Redakteur auf seinem Stuhl hin und her. Aber es war nicht mehr nötig, Kühnemann zu besänftigen. Der Polizeirat hatte sich bereits erhoben. „Da Sie mein Bedauern über das Vorgefallene nicht annehmen, ist meine Mission beendet. Lassen Sie sich jedoch sagen: In diesem Kampf für die Freiheit unseres Volkes müssen wir nun mal Opfer bringen. Ja, also – Sie sind frei!“

Kühnemann wandte sich brüsk zur Tür. Dort aber blieb er stehen und drehte sich um. „Sie leider auch!“ Dann ging er mit trotzig erhobenem Haupt ohne Gruß hinaus.

Redakteur Bindeband hastete ihm nach. In der Tür besann er sich, drehte sich um und machte noch rasch eine Verbeugung. Auf der Straße hielt er es für erforderlich, dem Reisegegnossen einen längeren Vortrag zu halten über die Möglichkeit von Verwechslungen und über die Pflichten des Bürgers, Unannehmlichkeiten mit Würde zu ertragen. Er verstieg sich sogar zu der Feststellung, daß sie immerhin noch von Glück sagen könnten, nicht der Ostpolizei in die Hände gefallen zu sein. „Wenn das in Westberlin schon so ist, wie wird es dann erst in Ostberlin sein!“ Doch mit dieser seltsamen Logik überschritt er das Maß an Nachgiebigkeit, das auch Kühnemann sich gestellt hatte, und erntete nur den rauen Bescheid: „Lasse Sie mich in Ruh!“

Der Redakteur faßte dennoch nach: „Wie meinen Sie das?“

Kühnemann antwortete auf besondere Art, indem er ein Taxi herankinkte. Da hatte der Redakteur wohl einen Entschluß gefaßt, denn er modelte seine Frage: „Wo wollen Sie denn hin, Herr Kühnemann?“ sogleich in einen Bescheid um: „Ich möcht noch mal schnell auf die Redaktion des ‚Nationalen Fernschreibers‘. Es drängt mich, die Kollegen zu fragen, was für politische Folgerungen man aus unserem Erlebnis ziehen kann.“

Aber da nahm Kühnemann nicht einmal Rücksicht auf die Ohren des Taxichauffeurs, sondern sagte laut und hart: „Was Sie daraus mache, das geht mich einen Schmarn an. Mache Sie doch die Feststellung, es war gar keine Westberliner Polizei, von der Sie Prügel bezoge habe, es waren welche von drübe.“ Doch dann drohend: „Unterstehe Sie sich net und schreibe etwa meinen Namen in die Zeitung!“ Damit ließ er den Redakteur stehen, stieg ein und sagte zu dem etwas verwundert glotzenden Fahrer, der die Unterhaltung zwischen den beiden Herren zu gern verstanden hätte: „Ins Hotel ‚Abendland‘!“

## Herr Bindeband hat etwas gelernt

Redakteur Ehrenfried Bindeband stand eine ganze Weile unentschlossen und blickte in die Richtung, in der die Taxe mit Kühnemann verschwunden war. Dann schrieb er in Gedanken die in der Zeitung oft gebrauchte Überschrift: „Was nun?“ Und begab sich schließlich wirklich zur Redaktion des „Nationalen Fernschreibers“.

Wenn er aber geglaubt hatte, die frontstädtischen Kollegen könnten verwundert, vielleicht gar empört sein über das, was Reisenden aus dem Westen Deutschlands im Westen Berlins geschehen war, hatte er sich geirrt. Der Rat, den die Herren vom „Nationalen Fernschreiber“ dem jungen Kollegen geben konnten, war kurz und knapp: Entweder: ein belangloser Fall – uninteressant – alltäglich; oder: die Sache umdrehen, einfach umdrehen. Es sei ja nicht gerade nötig, aus Westberliner Polizisten Ostberliner zu machen, nein, man brauche nichts zu fälschen, belehrte der weststädtische Chefredakteur den Provinzredakteur. Es genüge vollkommen, die ganze Geschichte, von der Demonstration angefangen bis zum rüden Verhalten der Polizisten, wahrheitsgemäß zu schildern. Man müsse nur die nähere Kennzeichnung der Polizisten unterlassen.

Da Herr Bindeband nicht recht zu verstehen schien, erläuterte ihm der Berliner Kollege auch dies noch: „Sehen Sie, an Ihrem Bericht ist doch, wenn sie einfach von prügelnden Polizisten und nicht von Westberliner oder Ostberliner Polizisten sprechen, jedes Wort wahr. Wenn der Bericht nun bei uns erscheint, hier in Westberlin, ist es für jeden Leser selbstverständlich, daß diese Polizisten nur aus dem gegnerischen Lager sein können. Sonst würde doch keine Westberliner Zeitung so etwas veröffentlichen! Genauso ist es auch bei allen westdeutschen Zeitungen. Kapiert?“

Da endlich begriff Redakteur Bindeband die Macht der modernen Presse, und er begriff sie noch leichter, als der Chefredakteur einen Zettel unterschrieb und ihn dem Puttelfinger überreichte: eine Honoraranweisung über 100 DM, in Worten: Einhundert DM. Daraufhin versprach Herr Bindeband, den Bericht so abzufassen, daß er in jeder westlichen Zeitung erscheinen könnte; auch könne die Redaktion des „Fernschreibers“ die möglicherweise zu nah geschriebenen Stellen in Fernschrift umredigieren. Im übrigen waren sie sich darüber einig, daß es für Redakteur Bindeband nicht nötig sei, die Reise mit diesem Herrn Kühnemann weiter mitzumachen. Sie lachten herzlich, als der Chefredakteur noch sagte: „Glauben Sie nicht auch, daß er selbst die Nase voll haben wird? Nun, und um Material über den Osten zu sammeln, braucht er ja wirklich nicht in die Zone zu fahren. Helfen Sie ihm doch ein bißchen beim Sehen. Sie haben ja recht rasch gelernt, wie man so was machen kann, ohne zu fälschen. Also auf Wiedersehen, lieber Kollege!“



## NUR EIN KAFFEESERVICE

Im Schaufenster eines Kunstgewerbegeschäftes sah ich neulich ein Kaffeeservice, das sich in die vornehme Gesellschaft von kostspieligen Batikröcken, ornamentreich geschnitzten Holztellern, handgetriebenen Messingschalen und dergleichen Zierat durchaus einordnete, jedoch trotz seiner wunderbar harmonischen und schlicht-modernen Form für nicht mehr als achtzehn Mark zu erstehen war.

Seine prunkhaften Nachbarn boten sich nicht so billig an. Das Preisschild, das sich an die tiefschwarzen Teller des Services lehnte und von der kräftigen Farbe ziegelroter, zylinderförmig schlanker Tassen angestrahlt wurde, wirkte darum auffällig und fast provokatorisch mit seiner erschwinglichen, zum Griff in die Brieftasche verführenden Achtzehn.

„Wie kommt es zu diesem überraschenden Preis?“ fragte ich die Verkäuferin. „Im Kunstgewerbe ist man sonst andere gewöhnt.“

„Das läßt sich leicht erklären“, erwiderte die gepflegte junge Dame. „Das Service ist nicht kunstgewerblich. Es ist eigentlich Industrieproduktion und wird vorwiegend exportiert. Auf der Messe war's ein Schlager, das Ausland war wie wild danach. Wir haben nur dieses Ausstellungsmuster. Möchten Sie's?“

Ich nahm es.

Als ich die Steingutteller zu Hause aus ihrer Holzwolleverpackung schälte, fiel mein Blick auf ein in die Rückseite eingebranntes Firmenzeichen. Und da sah ich wieder das kleine volkseigene Steingutwerk in der Mark vor mir: die alte Fabrik im dösigem Vorort einer stillen Stadt, die düstere Villa nebenan, das Werkleitungsbüro, in dem mir Karla Seidel ein halbes Jahr zuvor ihren schwierigen Werdegang geschildert hatte.

Ich ging ans Telefon und meldete ein Ferngespräch an; ich wollte Karla zu dem Service gratulieren. Die Verbindung könnte lange auf sich warten lassen, prophezeite ein nervöses Fräulein vom Amt. Alle Leitungen seien auf Stunden belegt. Nicht zu ändern. Da ein neues Service beizeiten eingeweiht werden soll, braute ich mir einen Kaffee und schrieb, um die Zeit zu überbrücken, Karlas Geschichte nieder.

Am Morgen des Oktobertages, an dem sich Karla Seidel zum erstenmal im Steingutwerk vorstellen sollte, fiel ein beharrlicher Landregen auf die

stille Stadt. In den Wiesengräben stieg zusehends lehmgelbes Wasser. Auf das Fensterblech der Pension, in der Karla gestern abend nach langem Hin und Her untergekommen war, trommelten schwere Tropfen matte und endlose Takte – nicht gerade eine verheißungsvolle Empfangsmusik.

Die Pensionswirtin klopfte an die Zimmertür. „Es ist gleich sieben, Fräulein. Ich sollte Sie um sieben wecken.“

„Schon gut!“ rief Karla.

Sie hatte kaum geschlafen. Seit fast zwei Stunden stand sie vor dem riesigen Spiegel des kalten, mit seiner giftgrünen Tapete widerwärtig ungemütlichen Mansardenzimmers und wurde sich nicht schlüssig, was sie anziehen und wie sie ihr Haar tragen sollte. Die blaue Bluse, dazu das Haar straff geknotet? Oder das graue Reisekostüm, dazu das Haar in offenem Zopf? Oder den weiten Flanellrock mit einem sportlichen bunten Pullover?

Sie konnte sich nicht entscheiden. Sie fand sich entweder zu streng oder zu jung, zu unreif. Und sie wollte weder streng noch unreif aussehen; sie wollte einen guten, auf den ersten Blick Vertrauen wie auch Respekt erweckenden Eindruck machen. Sie wollte ernst genommen werden, denn sie mußte ernst genommen werden. „Alles hängt vom ersten Tage ab“, hatte ihr der VVB-Direktor Hansen gesagt, als er sie mit letzten Verhaltensmaßregeln auf die Reise schickte. „Mit deinen sechsundzwanzig Lenzen wirst du die jüngste Werkleiterin unserer Vereinigung sein. Blamier uns nicht!“

Karla zog das Blauhemd wieder aus. Sie wollte sich auch nicht als „Jugendfreundin“ vorstellen. – „Wenn ich bekannt machen darf – das ist die Jugendfreundin Seidel, unsere neue Werkleiterin“, hörte sie die Stimme des Hauptbuchhalters Röwert. Jochen Röwert war der einzige Verwaltungsangestellte vom Steingutwerk, den sie durch ihre bisherige Arbeit als Assistentin Hansens kannte. Sie schätzte den Buchhalter nicht. Er war ihr zu glatt, zu höflich – ein Zahlenjongleur, der die magische Kunst beherrschte, mit den abstrakten Kolonnen korrekt aufgezeichneter Ziffern Erfolge zu demonstrieren, die nur halbe Erfolge waren. „Wenn Röwert einen Bericht abfaßt, hat er nur die Quartalsprämie im Kopf“ – hatte ihr Hansen gesagt.

Karla fürchtete sich vor Röwert. Sie ahnte, daß sie seinen Kenntnissen nicht gewachsen sein würde. Ohne diesen fixen und flinken dreißigjährigen Genossen Röwert, das wußte sie ebensogut wie Hansen, wäre der bisherige Werkleiter Dahn schon längst über die Tatsache gestolpert, daß das Werk auf jeder Messe und Musterschau kritisiert wurde: Kannen und Tassen aus Großmutters Zeiten; unverkäufliche Ladenhüter.

Und Röwert verkaufte sie trotzdem. Ein Rätsel – aber er verkaufte sie.

Karla streifte den bunten Pullover über und kämmte ihr langes hellbraunes Haar nach hinten. Unmöglich! Jetzt sah sie wie ein harmloses Schischerl aus. Also doch die blaue Bluse, dazu das graue Reisekostüm und das

Haar geknotet. Keine langen Experimente mehr, so stellen wir uns vor und nicht anders – beschlossen, fertig.

Es war Viertel acht. Vor acht, hatte ihr Röwert, der den Betrieb seit Dahns Ablösung kommissarisch leitete, gestern am Telefon zu verstehen gegeben, würde sie ihn nicht antreffen. Karla machte sich trotzdem schon auf den Weg. Sie hielt es in der spießbürgerlichen Atmosphäre ihres giftgrünen Pensionszimmers einfach nicht mehr aus. Sie wollte das Werk kennenlernen.

Rundum flache Wiesen, eine ungepflasterte Straße, wenige vorstädtische Häuser, ein Schmalspurgleis, verwilderte Weißdornbäume entlang einer Mauer, an der überholte Losungen bewiesen, daß Kalkfarbe mitunter stärker als der Schnee von drei Wintern sein kann: das war die Landschaft, in der Karla die Stätte ihres künftigen Wirkens vorfand. Das Werk selbst, ein langgestrecktes einstöckiges Gebäude aus gelben Ziegeln, mochte so alt sein wie die verkitschte, unter der Last zierreicher Türmchen und Erker ächzende Villa nebenan, über deren Portal das Baujahr vermerkt war, 1891.

Karla betrat das Pförtnerhaus. Ein alter Mann – mürrisch, unrasiert, die Jacke speckig – mühte sich mit einem qualmenden Kachelofen ab. Karla hielt nichts von Pförtneruniformen. Dieser kleine Betrieb benötigte gewiß keinen livrierten Torhüter – doch etwas ordentlichere, korrektere Kleidung hätte dem Alten nicht geschadet.

„Worum handelt sich’s?“ fragte der Pförtner, ohne sich umzuwenden.

„Ich möchte zum Kollegen Röwert.“

„Jetzt? Die Bürozeit fängt bei uns um acht an.“

„Das weiß ich.“ Sie legte das Schreiben auf den Tisch, das ihr Hansen mitgegeben hatte. „Ich komme von der VVB. Ich bin die neue Werkleiterin.“

„Ach?“ Der Alte kam endlich an die Barriere. „Entschuldigen Sie schon – aber das kann ja keiner wissen. Das hätten Sie gleich sagen sollen. Ich werde Kollegen Röwert sofort holen ... Wenn Sie sich setzen wollen?“ Er wischte mit dem Ärmel den Staub von einem Stuhl: rötlichgelben Staub, der auch den Hof und die Fensterbretter bedeckte. Karla kannte diese Erscheinung aus anderen Fabriken, in denen sie in den letzten zwei Jahren gearbeitet hatte. Je älter ein Steingutwerk, desto staubreicher die Luft. Früher hatte man ohne Rücksicht auf Arbeitsschutz und Gesundheit gebaut.

„Ist Kollege Röwert schon im Betrieb?“ fragte sie.

„Er wohnt doch da drüben.“ Der Pförtner deutete auf die Ostseite des Hofes, wo sich die Villa befand.

„Dann gehe ich gleich zu ihm.“

„Ich sollte aber ...“

„Nein, lassen Sie nur. Kümmern Sie sich lieber um Ihren Ofen. Das ist ja eine wahre Räucherammer hier bei Ihnen.“

„Ich habe einen neuen Ofen beantragt, aber wen interessiert das schon.“

Der Alte kam hinter der Barriere hervor und ging auf den Hof, um sich Briketts zu holen. Die schwarzen Halbsteine lagerten ungeschützt unter freiem Himmel, obwohl die Vereinigung angeordnet hatte, Kohlenhalden wenigstens mit Rüstbrettern oder Schilfmatten abzudecken.

Karla sagte nichts. Sie hatte sich vorgenommen, in den ersten Tagen möglichst keine Kritik zu äußern. Rede nicht über die Wirkungen, solange du die Ursachen nicht kennst: das war Hansens Prinzip. Und Hansens Prinzipien waren ihre Lehrbeispiele. Zwei Jahre ihrer Ausbildungszeit als Betriebsassistentin hatte sie an seiner Seite zugebracht.

Als Karla das große, fast die Hälfte der unteren Villenetage einnehmende Zimmer betrat, das Röwert bewohnte, war sie überrascht. Der Mann, der auf allen Mustermessen die Ansicht vertrat, Steingutwaren seien Gegenstände des täglichen Gebrauchs, die nicht mit Schönheitsbegriffen gemessen zu werden brauchten, lebte selbst in einer Umgebung, die im besten Sinne modern war und von gutem Geschmack zeugte.

Er sah übernächtigt aus. Auf seinem schlankfüßigen Schreibtisch aus hellem Ahorn stand eine Rechenmaschine, daneben lagen Produktionstabellen. Im Aschenbecher häuften sich Zigarettenreste.

„Sie kommen nicht nur um eine Stunde, sondern – soweit es mich betrifft – um einen Tag zu früh“, sagte Röwert. „Ich mache nämlich Bilanz, obwohl ich nicht dazu verpflichtet bin, und stecke noch mittendrin. Denn Sie sollen hier gewissermaßen in der Stunde Null anfangen: Was vordem war, fällt in die Zeitrechnung Dahn-Röwert; was ab heute geschieht, fällt in die Zeitrechnung Seidel. Verstehen Sie?“

„Ja“, sagte Karla, „ich verstehe.“ Sie hatte nicht erwartet, daß ihr der Oberbuchhalter so unverblümt den Kampf ansagen würde. „Mit der Stunde Null hört also deine Verantwortlichkeit auf, Genosse Röwert?“ fragte sie.

„Falsch. Ich will nur, daß du genau weißt, was du übernimmst, liebe Genossin Seidel“, entgegnete er. „Ich will vermeiden, daß sich die Konten vermischen. Wahrscheinlich wirst du manches besser machen; du kommst schließlich von der Vereinigung, du bringst Erfahrungen mit – und darum fangen wir am besten mit der Stunde Null an. Die alten Fehler auf Röwerts Konto, die neuen Erfolge auf dein Konto. Das ist nur korrekt, finde ich.“

„Das ist Blödsinn“, sagte Karla. „Außerdem bleibt dabei unberücksichtigt, was Dahn verbockt hat.“

„Dahn als Werkleiter schwamm im Fahrwasser seines Hauptbuchhalters und brachte nicht die Energie auf, die Direktiven der VVB durchzusetzen.“

„Unsinn.“

„Wieso? Ich zitiere lediglich das Sitzungsprotokoll der Vereinigung vom 25. September.“



„Das bezog sich auf den Exportplan. Wer hatte denn Dahn eingeredet, daß der Exportplan für dieses Werk glatter Irrsinn wäre? Du mit deiner Zahlenakrobatik. Lieber ein Manko im Exportplan, aber dafür ein Übersoll im Gesamtplan – das war doch deine Taktik.“

„Ist sie auch heute noch.“

„Dann handelst du gegen die Gesetze.“

„Nein, nicht meine Absicht! Ich werde in jedem Punkt nach deinen Anordnungen handeln – das heißt, ich werde mich damit begnügen, Hauptbuchhalter zu sein. Ich werde deine Erfolge buchen.“

„Was schon wieder purer Unsinn, aber nicht Aufgabe eines Hauptbuchhalters ist.“

„Danke für den Hinweis.“ Röwert lehnte sich zurück und lächelte. Es war ein gleichermaßen provozierendes, verlegenes und trotziges Lächeln. Karla spürte, daß er unsicher war. Ganz gewiß kannte er seine Fehler genauer als sie und besaß nur nicht den Mut, sie einzugestehen. Dieser falsche Ehrgeiz, diese männliche Eitelkeit, dieses spießige Verhalten, das einem Genossen nicht zukam!

Sie stand auf. „Ich möchte mir jetzt den Betrieb ansehen. Wollen wir losgehen?“

„Von mir aus.“ Jochen Röwert half ihr höflich in den Mantel. Als sie die Villa verließen, sprang er, um ein Stück Weg abzuschneiden, mit bohemem Satz über den rostigen Eisenzaun des Vorgartens.

Karla bewunderte den Sprung, aber das eitle Lächeln, das darauf folgte, gefiel ihr nicht.

Sie gingen durch das Werk, das sein würdiges Alter durch die maschinelle Ausrüstung und die dem Produktionsprozeß nicht sehr vorteilhaft angeglichene bauliche Aufgliederung auf den ersten Blick zu erkennen gab. Eine alte Bude im schlimmsten Sinne des Wortes! Steile, für den behutsamen Transport der Rohlinge äußerst unzumutbare Holztreppe. Die Rundöfen im Dämmerlicht des engen Erdgeschosses dicht bei dicht, so daß man sich in ihrer Umgebung kaum bewegen konnte. Auch oben – an den Arbeitstischen – die gleiche fürchterliche Enge.

Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste, aber Geräumigkeit ist die Voraussetzung für Steingutfabrikation. Unter diesen Umständen verschuldeten fürwahr nicht die Arbeiterinnen, daß die Ausschußquote beträchtlich über dem Durchschnitt lag. Das Werk besaß alle Eigenschaften, um nicht rentabel zu sein. Um so erstaunlicher, daß Dahn und Röwert in den letzten Jahren dennoch einigermaßen rentabel gewirtschaftet hatten – abgesehen vom Exportplan!

Röwert hielt sich, als hätte Karla noch nie einen Betrieb dieses Industrie-

zweiges gesehen, an das herkömmliche Besichtigungsprogramm. Vom Rohstoff bis zum fertigen Endprodukt führte er sie von Abteilung zu Abteilung, stellte sie den Schichtmeistern vor, einigen BGL-Mitgliedern, dem Parteisekretär Karl Jabe.

Und überall wies er sie auf die Mängel hin, auf die unzähligen technischen und baulichen Schwierigkeiten. „Nun siehst du's mal selber. Das ist die Praxis, Genossin Seidel.“

„Das schlimmste ist der Staub“, sagte sie. „Wieviel Absauger habt ihr?“ „Nicht genug.“

„Du kennst doch die Arbeitsschutzbestimmungen?“

„Die werden nicht verletzt. Aber ...“

„Was – aber?“

„Wir balancieren eben auf der Grenze. Es gibt gute Absauger, und es gibt schlechte. Was soll man machen?“

„Ändern. Unbedingt ändern. Ich werde Hansen informieren. Ich weiß, was Staub bedeutet; ich habe 1949 selber als Keramikarbeiterin angefangen. Wir hätten uns das nicht gefallen lassen.“

Röwert seufzte. „Na – dann ändere doch, wenn du kannst.“

Sie gingen durch die Büroräume: Vertriebsabteilung, Buchhaltung, Kaderleitung. Karla sah in Gesichter, die ihr Erstaunen über die ungewöhnliche Jugend der neuen Werkleiterin mehr oder weniger gut verbergen konnten. Sie wechselte die üblichen, verlegenen Worte, die man wechselt, wenn man irgendwo neu anfängt.

Endlich stand sie in einem kleinen hellen Zimmer vor dem Schreibtisch, der für sie bestimmt war. Sie wagte noch nicht, sich auf den hochlehnigen Stuhl zu setzen, der dahinter stand – der Stuhl sah nach Chef aus, nach Direktor. War es nicht eine Anmaßung, daß sie diese Aufgabe übernommen hatte?

Sie trat an eine Glasvitrine, in der die Musterkollektion des Betriebes ausgestellt war: Tassen, Kannen, Vasen, Obstschalen, Aschenbecher. Hätte sie diese Dinge in einem Geschäft gesehen, sie hätte nichts davon gekauft. Die Kannen waren dick und bauchig, die Schalen in Form und Farbe ebenso alltäglich wie althergebracht. Und immer wieder Blumenmuster, Blümchen in allen Farben, stillose Phantasieblümchen, Tapetenblümchen, armseliges Küchengeschirr. Nichts, womit man den Auslandsmarkt erobern konnte.

„Wer kauft so was?“ fragte sie.

„Der Konsum, für seine Landwarenhäuser“, sagte Röwert. „Die Leute haben eben Geschmack daran.“

„Weil man ihnen nichts Besseres zeigt.“

Röwert hob die Schultern. „Ich will dir was sagen: Veralteter Betrieb, veraltete Maschinen, veraltete Muster – das ist eine Kettenreaktion. Im

Grunde gibt es nur eine Lösung: den ganzen Laden modernisieren. Aber das kostet Millionen. Unter Umständen wäre es billiger, nebenan eine neue Fabrik hinzubauen.“

„Was vorgesehen ist, soviel ich weiß.“

„Eben. In zehn oder fünfzehn Jahren. Und solange muß die alte Mühle schlecht und recht klappern. Das ist meine Meinung.“

„Bequeme Meinung.“

„Mag sein. Aber Tatsachen sind stärker als alle frommen Wünsche, Na ja, du wirst schon noch dahinterkommen. Ich mache mich jetzt wieder an meine Bilanz. Wenn du mich brauchst, ich bin drüben in der Wohnung.“

Karla nickte wortlos. Als sie allein war, setzte sie sich an den Schreibtisch, auf dem sich nichts als eine Unterlage aus grünem Löschpapier und das Telefon befanden. Der hochlehnige Chefsessel war ihr unbehaglich; sie kam sich winzig und verlassen darin vor – zu jung für diesen Platz, zu schwach, zu hilflos. Zu schmal, den breiten Sitz auszufüllen.

Sie griff nach dem Telefon. Sollte sie Hansen anrufen und ihm in aller Offenheit gestehen, daß sie sich ihrer Aufgabe nicht gewachsen fühlte? Nein – so früh durfte sie nicht kapitulieren. Was war denn nötig? Die Absaugevorrichtungen überprüfen und verbessern lassen, Investmittel dafür frei machen. Die Abteilungen umorganisieren, Platz schaffen. Die Treppen umbauen – weg mit den Hühnerleitern. Die Blumenmuster aus dem Verkehr ziehen, bessere Entwürfe besorgen. Was noch?

Sie sah aus dem Fenster. Ihr Blick glitt über den rostigen Eisenzaun, über die Kohlen auf dem Hof, über das Pfortnerhäuschen... Ja, richtig, einen Ofen für den Pfortner und Rohrmatten für die Kohlen... Sie riß einen Zettel aus ihrem Notizblock und schrieb auf: „Pfortner, Kohlen.“ Dann stockte sie. Wozu schrieb sie das auf? Das war vielleicht das unwichtigste, und wenn sie damit anfangen würde, dann um den Preis der Lächerlichkeit...

Die trockene Hitze der Zentralheizung hing im Raum. Karla schwitzte. Sie zog sich die graue Kostümjacke aus und saß nun doch, ohne daß es ihr bewußt wurde, im Blauhemd am Schreibtisch. Jugendfreundin Seidel, sechsundzwanzig Jahre alt, saß im Blauhemd am wuchtigen, noch aus den Zeiten irgendeines Keramikunternehmers und Mehrwertverzehrers stammenden, mit Nußbaumfurnieren belegten Schreibtisch des Werkleiters: auf dem Platz der ungeteilten Verantwortung also, auf dem Platz der Leitung von 153 Menschen.

Der Schreibtisch störte sie nicht. Seine Größe erschien ihr bequem und praktisch. Doch der hochlehnige, mit Löwenköpfen älterer Schnitzkunst dekorierte Chefsessel war ihr zuwider. Wohin damit? Sie sah keine Möglichkeit, ihn unauffällig gegen einen der schlichten Bürostühle auszutauschen, die im Vorzimmer standen, wo eine ältliche Dame zugeknöpft und eisfreund-

lich an der Schreibmaschine saß – fünfzigjährig, doppelt so alt wie sie, ihre Sekretärin.

Drei Wochen vergingen. In dieser Zeit blieb der Schreibtisch der neuen Werkleiterin einsam und kahl. Eine spärlich dünne Schicht von Akten bedeckte ihn; die Sekretärin im Vorzimmer beklagte sich mit Recht über mangelnde Beschäftigung.

Denn Karla hielt sich von morgens bis abends in den Abteilungen auf. Sie überließ Röwert den unabwendbaren Schriftkram und gab sich mit ihrer ganzen Energie einer einzigen Aufgabe hin: hundertdreißig Namen, hundertdreißig damit verbundene Besonderheiten und ebenso viele Ansichten in sich aufzunehmen. Sie wollte wissen, wie die Arbeiterinnen dachten; sie wollte vorfühlen, sondieren, prüfen. Sie suchte Bundesgenossen für ihre Pläne.

Etwas kam ihr dabei zustatten. Der Betrieb beschäftigte vorwiegend Frauen. Frauen gaben den Ton an. Die wenigen Meister, Ofenarbeiter, Lageristen und Heizer hielten sich aus alter Gewohnheit im Hintergrund. Die Frauen aber empfanden es gleichsam wie eine Selbstbestätigung, daß die neue Werkleiterin eine von ihnen war – eine Kollegin. Sie sahen an einem einzigen geschickten Griff Karlas, daß sie mit den Künsten der Drehscheibe vertraut war; sie erkannten in ihr die aus gleichem Holz geschnitzte Gefährtin; ihr Stolz gestattete das gleichberechtigte Du, das Karla ihnen anbot.

Kurzum, die Arbeiterinnen gewährten ihr den Schutz ihrer Gemeinschaft, ließen sie zuhören, schimpften ohne Zurückhaltung in ihrem Beisein über die Absauger, über die Enge, über die Hühnerleitern.

Um so härter war der Widerstand in der Verwaltung. In der Welt der Aktendeckel und Regale herrschte Röwert mit gelassenen Anordnungen und guten Manieren. Der schlanke Dreißigjährige war der Traum der Büromädchen und der bemutterte Liebling der älteren Frauen; er war ihr Schwarm. In ihm sahen sie den wirklichen Werkleiter, in Karla nur den verlängerten Arm Hansens.

Karla fand sich vorläufig damit ab. Sie war Röwert nicht einmal böse, zumal sie bemerkte, daß er nichts tat, was diese allgemeine Stimmung förderte. Er intrigierte nicht, er unterstrich im Gegenteil, wo es ihm nötig erschien, die Autorität der Werkleiterin. Nur wenn sie allein waren, ließ er sich gehen, spottete, witzelte. Sie war eben erst sechsundzwanzig und – sie war eine Frau.

Eines Abends, nach einer Parteileitungssitzung, in der Karla über ihre nächsten Pläne gesprochen hatte, lud Röwert sie zu einer Tasse Tee in seine Wohnung ein. Karla wohnte jetzt ebenfalls in der Villa. In der oberen Etage gehörte ihr ein geräumiges Eckzimmer, das ihren Ansprüchen genügte, ob-



wohl es keinen eigenen Zugang besaß, sondern hinter der Küche des Hausmeisters lag.

„Ich habe mir dein Referat mit Vergnügen angehört“, sagte Røwert. „Du willst Investmittel für die technische Umorganisation beantragen – einverstanden. Aber das andere gefällt mir nicht.“ Er meinte damit ihre übrigen Pläne, die sich in einem einzigen Satz zusammenfassen ließen: Karla wollte das Werk in freiwilligen Schichten entrümpeln und verschönern lassen. Die Parteigruppe und die FDJler sollten den Anfang machen.

„Und was gefällt dir daran nicht?“ fragte sie.

Røwert zündete sich eine Zigarette an und blies den Rauch nachdenklich in die Luft. „Ich verstehe dich natürlich. Du willst dem Pförtner einen neuen Ofen geben, seine Hütte soll renoviert werden, der Mann braucht saubere Berufskleidung – stimmt alles. Und die Kohlen müssen vom Hof verschwinden, der Weißdorn muß beschnitten werden, der Eisenzaun soll weg, damit Platz wird für ein paar Bänke, auf die man sich in der Pause setzen kann . . .“

„Mir geht es darum, daß hier eine andere Atmosphäre entsteht“, unterbrach ihn Karla. „Ihr seid mir einfach zu grau, zu verstaubt – aber das hat jetzt nichts mit den Absaugern zu tun. Ich meine die Stimmung, die Umgebung. Ich glaube, daß einem in dieser Umgebung der Sinn für Schönheit verloren gehen kann, was sich dann natürlich auf die Produktion auswirkt.“

Røwert lachte. „Siehst du – und das ist dein Fehler. Du urteilst vom Gefühl her wie alle Frauen. Alles, was du sagst, hört sich furchtbar romantisch an. Doch ich bin kein Romantiker. Ich bin ein Zahlenmensch und sage dir: Zwei Millionen Investmittel, und wir produzieren hier die exportfähigsten Dinge der Welt.“

Er nahm ein Bowlenservice aus der Keramik von einem Bord. Das Service war originell gemustert und auf ganz neue Art geformt. „Das stammt aus der CSR“, sagte er. „Der Betrieb wurde 1950 gebaut . . . Hochmodern, mit allen Raffinessen. Der Leiter des Entwurfsbüros ist Professor an der Kunstakademie – ein Mann mit Einzelvertrag. Und wir? Wir haben überhaupt kein Entwurfsbüro, uns fehlen die Planstellen.“

„Ich habe deswegen schon an Hansen geschrieben. Ich finde das auch nicht richtig“, sagte Karla. Im stillen dachte sie: Es hat keinen Zweck. Er versteht mich nicht. Er begreift einfach nicht, daß man nicht warten darf, bis ein neues Werk gebaut ist, sondern aus den alten Buden, die uns die Kapitalisten hinterlassen haben, alles herausholen muß, was sich herausholen läßt, weil das neue Werk sonst nicht gebaut werden kann.

„Wie lange bist du Mitglied der Partei?“ fragte sie unvermittelt.

„Seit fünf Jahren“, sagte Røwert verblüfft.

„Warst du schon auf einer Parteischule?“

„Nein – wie kommst du darauf?“

Karla betrachtete das Muster der Bowlenschale. „Hättest du Lust?“

„Was heißt Lust? Ich habe einfach keine Zeit.“

„Und wenn du Zeit hättest?“

Er sah sie mißtrauisch an. „Willst du mich abschieben?“

„Ich will dich ändern“, sagte sie.

„Du willst alles ändern“, erwiderte Röwert.

Vierzehn Tage später fuhr er auf Beschluß der Parteileitung zum Vierteljahreslehrgang der Kreisparteischule.

Es wurde Winter. Der strenge Frost setzte den Aufbausonntagen ein Ende. Aber im Innern der Fabrik gingen die Veränderungen weiter. Karlas Absichten nahmen allmählich Form und Gestalt an. Manchmal drückte sich das Neue nur in ein paar Treppenstufen oder einem praktischer aufgestellten Tisch aus. Trotzdem spürten die Arbeiterinnen wie die Meister, daß etwas Ungewöhnliches geschah. Es wurde ihnen bewußt, daß Arbeit heute kein notwendiges Übel, daß sie mehr als eine pflichtgemäße Achtstundenbeschäftigung ist. Sie fanden Spaß an Karlas Änderungen und kamen mit eigenen Ideen. Der innerbetriebliche Wettbewerb, von Röwert einst in ein Korsett pedantischer Kontrollziffern gezwängt, erhielt eigentlich jetzt erst seinen richtigen Sinn.

Nur in einem Punkt war die Stimmung nach wie vor gegen Karla. Wo immer sie im Gespräch das Wort „Export“ fallenließ, verdüsterten sich die Mienen. Man hörte zwar höflich zu, doch man schwieg. Auf die eingespielte Produktion der Blümchentassen wollte keiner verzichten.

„Hör mal zu, Karla“, sagte eines Tages Karl Jabe, der Parteisekretär. „Du hast hier viel verbessert, dein frischer Wind ist uns gut bekommen. Aber wenn du jetzt neue Muster einführen willst, machst du vielleicht alles kaputt, was du selber aufgebaut hast. Kann doch sein, daß die Muster nicht gehen. Keiner kauft sie – was dann? Dann besorgen wir uns neue Entwürfe und probieren's noch einmal. Aber wenn sie wieder nicht gehen? Dann haben wir mit unseren Experimenten die ganze Produktion durcheinandergebracht. Dann erfüllen wir auch den Gesamtplan nicht mehr.“

„Was schlägst du also vor?“ fragte Karla ruhig.

Jabe deutete auf einen Aschenbecher, der auf dem Schreibtisch stand. Es war ein blaues Ungetüm mit muschelförmig gewölbtem und völlig sinnlos gerilltem Rand. „Die Form ist nicht schön, das gebe ich zu. Aber es paßt viel Asche rein. Wir produzieren das Ding, seit wir volkseigen sind, und der Private hat es früher auch schon zehn Jahre lang produziert. Lassen wir's dabei. Kommt es denn auf die Form an?“

„Würdest du es richtig finden, wenn unsere Autoindustrie Modelle von 1930 produzierte?“ fragte Karla.

„Das ist etwas anderes.“

„Das ist gar nichts anderes.“

„Aber unsere Muster werden doch gekauft?“

„Sie werden im Inland noch gekauft und im Ausland nicht mehr“, entgegnete Karla.

Der Parteisekretär schüttelte den Kopf. „Du bist hartnäckig, Karla. Hoffentlich kommst du durch mit deinen Plänen.“

Jabe war sechzig Jahre alt. Ein Leben voller Kämpfe und Opfer lag hinter ihm. In diesem Leben hatte er aus Tassen getrunken, deren Muster ihm gleichgültig waren, und von Tellern gegessen, die seinen Hunger weder stillen, noch seinen Appetit steigern konnten – in der Nazizeit manchmal aus Blechnäpfen: Gefängnisgeschirr. Er verstand Karla nicht, ihre Pläne waren ihm unbegreiflich, kamen ihm klein, nichtig und spießig vor. Er hielt diesen Kampf um neue Muster für eine fixe Idee der jungen Werkleiterin. Ihm schien, daß sie die äußere Form überschätzte und darüber den Inhalt wie die Zusammenhänge vergaß. Bei der Verbesserung der Produktion, bei den Aufbausonntagen – überall hatte er ihr geholfen. Aber in dieser Sache zuckte er mit den Achseln. „Ich weiß nicht, was du willst“, sagte er.

Er wußte es wirklich nicht.

Wie kann ich es ihm und allen erklären? fragte sich Karla.

Im Januar fuhr sie in die Bezirksstadt. Sie hatte sich die Adresse der dortigen Fachschule für Angewandte Kunst besorgt und wollte mit dem Direktor sprechen. Er, seine Lehrer und Schüler sollten ihr neue Entwürfe liefern.

Der Direktor empfing sie in seinem Büro. Er hörte mürrisch zu, schließlich sagte er: „Liebe Kollegin, Sie rühren da ein Problem an, dessen Umfang Sie nicht kennen. Wir bilden hier Fachkräfte aus, die endlich das Schöne und Zweckmäßige miteinander verbinden sollen – ob in der Innenraumgestaltung, beim Entwurf neuer Tapetenmuster oder auch hinsichtlich der Keramik. Aber die Industrie will unsere Schüler nicht haben. Die Industrie wechselt anscheinend nicht gern die Tapete. Erst kommt da der Plan, und dann kommt die Schönheit.“

„Beides gehört doch zusammen – der Braten und die Schüssel“, sagte Karla. Und mit diesem Einwurf eroberte sie das Herz des Direktors, ohne es zu wissen.

„Ich mache Ihnen einen Vorschlag“, meinte er. „Ich werde Entwürfe anfertigen lassen, denn das gehört bei uns sowieso zum Unterrichtspensum. Dann schicke ich sie Ihnen, und Sie lassen danach Modelle herstellen. Anschließend zeigen Sie sie Ihren Betriebsangehörigen und testen die Ansichten.“

„Prima!“ sagte Karla.

Nach drei Wochen brachte ihr der Eilbote die Entwürfe. Sie wurden von der Theorie des Skizzenpapiers probeweise in die Praxis des gebrannten Tons übertragen. Sehr geheimnisvoll ging es zu. Karla wollte keine vorgefaßten Meinungen hören.

Nur Karl Jabe zeigte sie die Skizzen. „Tja, Kindchen – *dafür* bin ich auch!“ sagte er ohne Bedenken.

Wohin mit den neuen Modellen? Wo sollte man sie ausstellen? Schon lange hatte Karla, wenn sie an Röwerts Junggesellenwohnung in der Villa dachte, diesen großen und weiten Prunkraum, eine Art Klubsaal, vor sich gesehen. Sie fand, daß sich auch der Hauptbuchhalter mit einem der Zimmer des Dachgeschosses begnügen könnte.

Im Februar, vierzehn Tage vor Schluß seines Lehrganges, fuhr sie in die Kreisparteischule, um mit ihm darüber zu sprechen. Obwohl Sonntag war, platzte sie mitten in den Unterricht hinein und mußte warten. Nur für zehn Minuten kam Röwert auf den Flur. Doch in diesen zehn Minuten erlebte Karla einen anderen, fremden und besseren Röwert.

„Kannst du dir vorstellen, daß ein Mensch plötzlich die Welt mit ganz anderen Augen sieht – mit Röntgenaugen sozusagen, tiefgeschichtet?“ sagte er, während sie auf dem Flur standen.

„Das geht jedem so, wenn er auf Schule ist“, sagte Karla.

Über seine Wohnung sprachen sie kaum. Mit einem einzigen gleichgültigen Achselzucken erklärte er sich damit einverstanden, daß Karla einen Klubraum daraus machen wollte. „Natürlich ziehe ich nach oben. Du wohnst ja auch oben.“ Ein kahler trockener Satz. Aber in der Viertelminute dieses Satzes entstand eine Beziehung zwischen ihnen, die bisher nicht einmal als Ahnung dagewesen war.

„Nett von dir“, sagte Karla.

„Ist doch selbstverständlich“, sagte Röwert.

Da erschien der Seminarleiter auf dem Flur, der den Unterricht fortsetzen wollte. Karla kam nicht mehr dazu, Röwert die Skizzen zu zeigen, die sich in ihrer Aktentasche befanden. Einen Augenblick lang dachte sie daran, sie ihm dazulassen, dann überlegte sie es sich anders.

„Übrigens – im Betrieb erwartet dich eine Überraschung“, sagte sie geheimnisvoll.

Der Klubraum wurde eingerichtet. Karla ließ von der Betriebstischlerei zierliche naturfarbene Ausstellungstische anfertigen, die sie an den Wänden aufstellte. Dort fanden die neuen Muster ihren Platz.

An einem Sonnabendvormittag im März, während der Frühstückspause, wurde die interne Ausstellung eröffnet. Das Zimmer war im Nu überfüllt.



Fachkundige Blicke prüften die Vasen und Teller und Kannen. Man lobte und tadelte, man stritt sich – die Diskussion war im Gange. Eigentlich gab es keinen, der die Entwürfe prinzipiell ablehnte. Um so heftiger hagelte es Kritik an den Details: am Henkel einer Kanne, am Boden einer Vase, am Farbton eines Aschenbechers. Noch waren die Muster den Bedingungen der industriellen Fertigung nicht hinreichend angepaßt. Karla wußte das selbst und war über jeden Verbesserungsvorschlag froh.

Aufgeregt stand sie inmitten der Arbeiterinnen und hörte sich ihre Ansichten an. Da trat Jochen Rówert in den Klubraum. Er hatte im Anschluß an seinen Lehrgang Urlaub genommen, um seine Eltern in Thüringen zu besuchen. Karla hatte ihn noch nicht zurückerwartet.

Rówert gab ihr flüchtig die Hand, dann wanderte er wortlos an den Ausstellungstischen entlang, die Hände in den Manteltaschen, den Kopf schief haltend. Es wurde plötzlich ganz still. Wenngleich Rówert in dieser Frage gar nichts entscheiden konnte, waren doch alle auf seine Meinung gespannt. Er galt nun einmal als der kompetente Absatzexperte des Werkes.

Karla klopfte das Herz bis zum Halse. Sie versuchte in Rówerts Gesicht zu lesen, aber es gelang ihr nicht, ein Ja oder Nein darin zu entdecken. Schließlich hielt sie es nicht mehr aus. Sie fragte einfach: „Nun – was meinst du denn, Genosse Rówert?“

„Alles hängt von der Kalkulation ab“, entgegnete er zögernd. „Wenn die Produktion teurer wird . . .“

„Sie wird nicht teurer“, fiel ihm Karla ins Wort. „Aber darum geht es jetzt auch nicht. Ich will wissen, ob dir die Entwürfe gefallen?“

Rówert hob vorsichtig ein flaches Keramiktablett hoch, auf dem ein gelbweiß kariertes Teeservice stand, und betrachtete es lange. Schließlich sagte er: „Diese Muster verkaufen sich wie warme Semmeln. Damit können wir uns auf der Messe sehen lassen.“ Und das war mehr, als Karla erhofft hatte.

Das Fabriksirenenchen, ein heiseres Ding mit dünner Stimme, piff ein kurzes Signal; die Pause war zu Ende. Karla ging in ihr Büro, öffnete weit die Fenster und atmete die feuchte, nach Frühling schmeckende Luft ein. Sie wußte, daß sie sich nun endgültig durchgesetzt hatte. Als sie Rówert über den Hof gehen sah, nickte sie ihm zu. Er lachte und kam ans Fenster. Die Hände hielt er auf dem Rücken; irgend etwas schien er vor ihr verbergen zu wollen.

„Was hast du da?“ fragte sie.

„Ach – nichts, was dir gefallen könnte.“

„Wieso?“

„Du bist doch gegen Blümchen, soviel ich weiß.“ Damit brachte er einen roten Nelkenstrauß zum Vorschein. Der war für Karla bestimmt.

## VOM START ZUR NEUEN LITERATUR

*Auch der gewaltigste Marsch beginnt mit dem ersten Kilometer. Und der Bau einer Pyramide beginnt mit dem Bau ihres Fundaments; je breiter das Fundament, desto höher die Pyramide.*

*Die neue Literatur, die wir schaffen wollen, bedarf einer großen kollektiven Initiative, der Anstrengung ungezählter einzelner; Bitterfeld lenkte die öffentliche Aufmerksamkeit darauf. In stärkerem und in anderem Maße als bisher müssen dazu die Schriftsteller in das Leben des Alltags eindringen, die Sorgen und Freuden der Arbeiter nicht nur kennen, sondern teilen. In stärkerem und in anderem Maße als bisher auch müssen dazu die Arbeiter selbst zur Feder greifen. Vielfältig sind die Bereiche und Erfahrungen, aus denen das neue Leben erwächst. Viele bunte Steine müssen herausgesucht und zusammengetragen werden, damit ein gutes Mosaikbild entstehen kann.*

*Natürlich muß sich die NDL als spezielle Literaturzeitschrift um das schöne Mosaikbild bemühen, soll sie vor allem das gestaltete Kunstwerk veröffentlichen. Aber sie darf sich nicht vom Boden lösen, darf nicht das einzelne Steinchen gering achten. Und sie sollte, so meinen wir, öfter am Beispiel darauf hinweisen, wie solche Steinchen gewonnen werden.*

*In diesem Sinne drucken wir diesmal zwei Studien ab, die für viele ähnliche Beiträge stehen, notwendige und nützliche Versuche der Eroberung des Neuen für die Literatur. Helmut Pas ist ein Bergmann, der auf Anregung der Schriftstellerin und Historikerin Dr. Liselotte Welskopf zur Feder gegriffen hat. Der Bericht der besonders durch ihre Frauenromane bekannt gewordenen Schriftstellerin Elfriede Brüning entstand nach dem Besuch einer Frauenbrigade.*

*Helmut Pas*

### EINIGES AUS MEINER JUGEND

**A**ls der Faschismus zertrümmert am Boden und Deutschland in Schutt und Asche lag, da begann meine Jugend. Die Schule hatten wir schon zwei Jahre nicht mehr besucht, denn durch die Evakuierung war alles drunter und drüber gegangen. Ich war 1945 vierzehn Jahre alt und 1,23 Meter groß. Der Amerikaner befahl, alle über vierzehn müßten arbeiten. Mein Vater, schon seit vierzig Jahren Bergmann, nahm meinen

Bruder und mich an der Hand und ging mit uns zum Schacht. So wurde ich Bergmann.

Eine Lehrstelle – vielleicht als Elektriker oder Schlosser oder Schreiner – erhielt nur der, dessen Vater auf dem Schacht gut angeschrieben war. Mein Vater und meine Mutter aber, schon seit 1922 in der KPD, nahmen auch jetzt wieder aktiv an der Parteiarbeit teil, und darum war mein Vater „rot“, das heißt also: schlecht angeschrieben. Die Eltern nahmen mich öfter zu den Versammlungen mit, und so bekam ich Einsicht in die Politik.

1946 wurden Werkküchen eingerichtet, jedem Untertagearbeiter standen zwei Butterbrote zu, jedem Übertagearbeiter eins, dennoch entsprach das Essen nicht dem, was wir brauchten. Das Jahr 1947 brachte eine „Vergünstigung“, die alle, auch ich, als den größten Hohn empfanden. Es wurde nämlich mit jeder Schachtanlage auf die Dauer von drei Monaten und etwas später auf weitere drei Monate eine Vereinbarung abgeschlossen: Wenn die Schachtanlage jeden Monat ein festgesetztes Pensum erfüllte, empfing jeder Arbeiter ein Carepaket. Ein solches Paket enthielt zehn Tagesrationen Verpflegung – was ist das schon für einen ausgemergelten Körper? Bei der Schinderei und den Unfällen, die es gegeben hat! Es war uns, als ob uns jemand eine Ohrfeige versetzt hätte.

Im März 1947 gründeten wir die Freie Deutsche Jugend; es gab sehr viel Arbeit, aber wir schafften sie mit Hilfe erfahrener Genossen. Auch mein Vater gehörte zu ihnen. Im Januar 1948 fuhren die besten ins Sauerland nach Meschede, dort auf der Funktionärsschule lernten wir die ersten Grundbegriffe des Marxismus-Leninismus kennen. Dann beschäftigten uns die großen Vorbereitungen zum Jugendtreffen in Berlin. In welcher Weise gewisse Leute versuchten, uns davon abzuhalten, nach Berlin zu fahren, will ich hier erzählen:

Man sagte uns natürlich, daß uns die Russen alle nach Sibirien verschleppen würden. Auf dem Schacht mußten wir Arbeiten verrichten, die sonst kaum von einem Lehrling verlangt wurden, noch dazu Arbeiten, die uns von den anderen Kollegen trennten: Klosetts säubern, Hof und Straße fegen, oder für die „Belgier“ – das waren die, die unseren Schacht und unsere Arbeit kontrollierten – Schuhe putzen. (Und wenn die Schuhe nicht blank genug waren, mußten wir mit einem Küchenmesser das Kopfsteinpflaster, jede Rille einzeln, säubern.) Dann kam schließlich doch der 29. Mai 1950, der große Tag, an dem wir trotz allem nach Berlin fuhren! Wir sangen und waren fröhlich. An der Grenze von Helmstedt-Marienborn gab es noch kleine Schwierigkeiten, die wir auch überwandten, und so zogen wir in Berlin ein.

Ein großes Erlebnis war für mich der Vorbeimarsch an der Ehrentribüne, wo ich zum erstenmal große Genossen und Kämpfer der Arbeiterklasse wie

Wilhelm Pieck, Walter Ulbricht und Otto Grotewohl sah. Dann ging's wieder in die Heimat. Am Grenzübergang wurden wir alle einzeln registriert, die Zeit wurde hinausgezogen, damit wir, sobald wir unsere Arbeit wieder würden aufnehmen wollen, alle die Papiere kriegen sollten. Für manche Schachtanlage hätte das allerdings einen harten Schlag bedeutet, denn allein von unserer Schachtanlage waren hundertachtzig Jugendliche in Berlin gewesen. Niemand sprach mehr mit uns.

Auf Grund unserer Verbindung mit FDJlern aus Thüringen wurden wir im Juli 1950 zu einem Schulungskursus nach Friedrichroda eingeladen. Es war sehr schön in den vier Wochen. Nach dieser Reise in die DDR wurden wir nicht mehr als „Jugendliche“ angesehen, sondern schon als Kommunisten.

Am 12. September hielten wir ein großes Gewerkschaftsjugendtreffen in Bochum ab; auch Delegationen aus der DDR sollten teilnehmen. Heuß sprach. Um neun Uhr waren wir in Bochum. Als wir die vielen Bereitschaftswagen der Polizei sahen, wußten wir schon, was kommen würde. Aus Gelsenkirchen traf ein Zug mit Jugendlichen ein, die auf ihren Transparenten Gerechtigkeit für 488 Tote auf der Zeche Dahlbuch forderten. Unser Dortmunder Zug ging in der Demonstration hinter dem von Gelsenkirchen. Zwölf Polizisten kamen und forderten die Gelsenkircher Jugendlichen auf, das Plakat abzumachen. Sie weigerten sich. Warum sollten sie's auch abmachen, sie forderten nur ihr Recht. Die Polizei hatte schon Sturmriemen umgeschnallt und den Knüppel in der Hand. Dann gab's auf einmal eine Stockung, Mützen und Tschakos flogen durch die Gegend. Von dem, was vorging, erfuhr ich manches erst später, denn als ich wieder zu mir kam, lag ich im Polizeigefängnis in Bochum.

Wir bekamen Schläge. Wir schworen Rache. Und am 23. September zogen wir im Blauhemd und mit roten Fahnen nach Dortmund zum Hansaplatz, um sechzehn Jugendliche frei zu kämpfen, die noch in Haft waren. Man betitelte sie als Rädelsführer. Die gesamte Bereitschaftspolizei aus Dortmund, Bochum, Gelsenkirchen und Essen hatte man angefordert, um unsere Demonstration zu verhindern. Aber wir waren entschlossen. Da ich der Kleinste war, hatte ich den Auftrag, die Fahne in der Mitte zu tragen, die Großen sollten für den Ernstfall die Hände frei behalten. Es dauerte gar nicht lange, da ging's auch schon los. Man forderte uns auf, die Fahnen und Transparente herunterzunehmen. Wir weigerten uns, stellten uns in Neunereihen zusammen und gingen so vor. Die Polizei wollte nicht weichen; berittene Polizei kam noch hinzu. Wir brachen die Transparente in der Mitte durch, so daß jeder von uns etwas in der Hand hatte, nahmen auch die Fahne in der Mitte auseinander, aufgerollt, und dann ging's los ...

Fünfzehn Polizisten schleppten wir vom Hansaplatz bis zum Steinplatz,



das sind ungefähr eineinhalb Kilometer, fünfzehn Polizisten: die Polizeiwache von Dortmund. Dann forderten wir die Freilassung unserer Jugendlichen, und jedesmal, wenn sie verweigert wurde, bekamen die fünfzehn das Jackstück voll. Als die anderen dann sahen, daß die fünfzehn kaum noch Luft holen konnten, ließen sie unsere Jugendlichen frei. Das war für uns ein großer Sieg, und wir zogen jubelnd durch die Straßen von Dortmund. Jeder Schutzmann, der uns kommen sah, verschwand um die nächste Ecke.

Im Schacht wurden wir dann so schikaniert, daß viele von uns, auch ich, kündigten. Ich zog nach Aachen. Zu dritt zogen wir wie die Bettler von zu Hause fort. In Würselen, das ist ein Vorort von Aachen, bekamen wir Arbeit auf der Grube Gnoley, einem französischen Unternehmen.

Vor einigen Jahren bin ich dann in die DDR übersiedelt. Ich kam in das Aufnahmeheim Eisenach und von dort aus in den Kreis Stollberg. Im volkseigenen Grubenwerk „Deutschland“ habe ich als Häuer Arbeit und Brot gefunden, und ich kann heute sagen, daß der Entschluß, in die DDR überzusiedeln, richtig war. Seit drei Jahren bin ich glücklich verheiratet; wir haben ein Kind, wir werden immer dafür kämpfen, daß unserem Kind und allen unseren Kindern niemals zustößt, was uns zugestoßen ist.

*Elfriede Brüning*

## HELDINNEN DES ALLTAGS

Die Komplexbrigade „Lilo Hermann“ in der Continue-Cordspinnerei der Filmfabrik Wolfen besteht aus sechsundachtzig Frauen und – vorläufig noch – einem Mann, der jedoch demnächst in eine andere Abteilung hinüberwechselt. Die Brigade ist dann eine reine Frauenbrigade. Sechsfünfzig Mitglieder sind Jugendliche unter fünfundzwanzig Jahren. Die Brigade arbeitet in drei Schichten. Die letzte Schicht beginnt um 22 Uhr und endet um 6 Uhr früh. Auch an Sonn- und Feiertagen wird gearbeitet. Die Maschinen laufen ununterbrochen, stehen nur still bei Maschinenschaden. Alle sieben Wochen entfällt auf jedes Brigademitglied ein freier Sonntag, alle zwei Wochen ergeben sich zwei arbeitsfreie Tage, damit die 45-Stunden-Woche gewährleistet ist. Da sich an den Sonntagen nur zwei Schichten abwechseln, müssen die Frauen zwölf Stunden hintereinander an der Maschine stehen. Der Schichtbetrieb ist für Frauen, die neben ihrer Berufsarbeit noch Mann und Kind zu versorgen haben, eine zusätzliche Belastung. Dennoch scheint es, als ob sie an ihrem Arbeitsplatz hängen, der ihnen

(nebenbei gesagt) einen guten Lohn garantiert. Seit Januar dieses Jahres kämpft die Frauenbrigade um den Ehrentitel „Brigade der sozialistischen Arbeit“. Wenn die Frauen die Ziele, die sie sich gestellt haben, verwirklichen wollen, müssen sie ihre Kräfte noch mehr anspannen. Alle sind dazu entschlossen. Sind die Frauen der Komplexbrigade bereits Sozialisten?

Frau Ursula Stolze, 32 Jahre alt, hat heute Spätschicht. Sie ist eine der wenigen Frauen aus der Komplexbrigade, die das Glück hat, in relativer Nähe des Arbeitsplatzes zu wohnen; ihre Wohnung liegt in einer typischen Bitterfelder Arbeitersiedlung, nur sechs Kilometer von Wolfen entfernt. Ich hoffe, daß ich sie vormittags zu Hause antreffe. Und wirklich, ich habe Glück, ihre vierzehnjährige Tochter Renate kommt mir schon bis zur Tür entgegen, führt mich die Treppe hinauf in die kleine Mansardenwohnung im Obergeschoß, wo Frau Stolze mich erwartet; etwas verlegen streckt sie mir die Hand hin. Renate war heute früh schon im Werk, zum polytechnischen Unterricht. Sie ist nur gekommen, um sich ein Buch zu holen und muß gleich wieder weg. „Bist du nachher noch hier?“ fragt sie die Mutter, bevor sie geht. – „Ich komme heute um halb eins.“ – „Halb eins? Da muß ich gerade weg“, erwidert Frau Stolze bedrückt. In der Woche, in der sie Spätschicht hat, bekommt sie das Mädels kaum zu Gesicht. „So lange sie noch kleiner war“, sagt die Mutter, „war es nicht so schlimm. Da war sie tagsüber im Hort gut aufgehoben. Aber jetzt . . . Die Mädels werden erwachsen, manche sehen schon nach den Jungen. Weiß man, auf welche Gedanken solch Mädels kommt, wenn es zuviel sich selbst überlassen ist?“

Renate hat im Frühjahr die Jugendweihe bekommen. Sie ist ein braves Mädels, die Mutter spricht voller Stolz von ihr. Sie wird die Zehnklassenschule beenden, später möchte sie Heimerzieherin werden. Frau Stolze hat nur die eine. Sie selbst ist eine ansehnliche Frau – warme braune Augen, das dunkle Haar glatt hinter den Ohren zurückgestrichen. Bei aller Sanftmütigkeit wirkt sie herb, zurückhaltend. Jedes Wort scheint sie in ihrem Innern erst abzuwägen. Was sie dann aber sagt, hat Gewicht. Das Leben ist bisher nicht sanft mit der jungen Frau umgegangen. Der erste Mann, Renates Vater, ist im Krieg gefallen. Der zweite, ein Luftikus, hat eines Tages eine andere ins Haus geschleppt, die ein Kind von ihm erwartete. Vor Gericht sucht er alles zu bagatellisieren, streitet ab, daß er seine Frau jemals hat verlassen wollen. Der Richter setzt den Scheidungstermin aus. Eine Woche später ist der Mann mit der anderen auf und davon, Frau Stolze hat heute noch keine Ahnung, wo er eigentlich steckt. Sie trägt schwer an den zehn Jahren Erinnerung. Das Schwermütige liegt ihr im Blut. Sie hat es mitgeschleppt auf dem langen Weg ins mitteldeutsche Industriegebiet, in dem sie nach 1945 Wurzeln geschlagen hat. Sie ist Umsiedlerin, Tonfall und Dialektfärbung ihrer einstigen Heimat, des damaligen Sudetenlandes, sind noch herauszuhören.

Frau Stolze erzählt, daß sie vor kurzem als Kandidatin in die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands aufgenommen worden sei. Unwillkürlich horche ich auf. Sicher hat sich diese Frau nicht leichtsinnig zu dem Schritt entschlossen. Ursula Stolze, über ihre Beweggründe befragt, blickt mich nachdenklich an. „Ich wollte mithelfen, daß es vorwärtsgeht“, sagt sie dann. „Nicht immer abseits stehen.“ Sie hat gewußt, daß sie einen schweren Stand haben wird. „Aber wie es jetzt bei uns ist . . .“ Sie verstummt. Auf Umwegen taste ich mich an die Wahrheit heran: Da ist in der Brigade eine Intrigantin, die den Versuch macht, die anderen Mitglieder, vornehmlich junge Mädchen, gegen Frau Stolze aufzuhetzen. Sie hat es nicht geschafft. Die Mädels hängen an der schüchternen Frau, die, wo es not tut, ihren politischen Standpunkt energisch zu vertreten weiß. Aber der unterirdische Kampf kostete Nervenkraft. Frau Stolze seufzt. Vielleicht denkt sie daran, wie schwer es ist, sich gegenseitig abzuschleifen, in einer Brigade nicht weniger als in einer Ehe, in der sie bereits einmal gescheitert ist. „Aber diesmal setze ich mich durch“, sagt sie, als hätte sie wiederum meine Gedanken erraten. Und zuversichtlich fügt sie hinzu: „Ich stehe ja hier nicht allein.“

Die Frauen der Komplexbrigade sind vollzählig der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft beigetreten. Fast alle sind gewerkschaftlich organisiert. Wenn es um die Planerfüllung geht, sind sie pünktlich zur Stelle und zu jedem persönlichen Opfer bereit. „Aber versuchen Sie mal, eine Zeitungsschau zu machen“, sagt Frau Stolze lächelnd, „da laufen sie alle weg . . .“ Es ist wahr, mit Politik wollen die meisten, leider auch gerade die Älteren, die es besser wissen müßten, nichts zu tun haben. Dabei vergessen sie oft oder machen es sich nicht genügend klar, daß sie selbst beim Aufbau des Sozialismus – also einer eminent politischen Sache! – mit an vorderster Stelle stehen. Die Brigade hatte sich im Januar verpflichtet, die Produktion von R-Qualität, also von erstklassiger Reifenseide, bis Ende März auf 43,5 Prozent zu erhöhen. Bis Ende Juni erhöhte sie ihre Verpflichtung auf 46 Prozent; erreicht wurden aber bereits 53 Prozent. An dem Tage, als sich die drei Schichtbrigaden zur Komplexbrigade zusammenschlossen, verpflichteten sich die Frauen, bis zum 7. Oktober, dem zehnten Jahrestag unserer Republik, 65 Prozent Reifenseide zu produzieren – ein Ziel, das man erst würdigen kann, wenn man weiß, was es mit dem Kampf um die Erreichung der R-Qualität auf sich hat, welche Schwierigkeiten es dabei vorerst noch zu überwinden gilt.

Ich selber erkannte die große Bedeutung der Verpflichtung auch nicht und mußte sie mir erklären lassen: Viscose-Cordseide, erfuhr ich, ein Grundstoff für Autodecken, ohne den die Produktion von Autos in der DDR nicht möglich ist, wird zur Zeit nur in zwei Betrieben gefertigt, im „VEB Filmfabrik Wolfen“ und im „VEB Kunstseidenwerk Siegfried Rädcl“ in Pirna. Das

klassische, diskontinuierliche Spulenverfahren, nach dem teilweise auch in Wolfen noch gearbeitet wird, gewährleistet zwar bereits eine Qualitätsausbeute in Reifenseide bis zu 94 Prozent, hat aber den Nachteil, daß es sich in mehrere Arbeitsgänge gliedert und daß dementsprechend viele Arbeitskräfte benötigt werden. An den alten Maschinen sind beschäftigt: in der Spinnerei achtzig Frauen, in der Zwirnerei einundneunzig, und mehr als hundert in der Veredelung. Das neue kontinuierliche Verfahren vereinigt alle Arbeitsgänge in einer einzigen Maschine. Jede Wicklerin kann zwei Maschinen, also achtzig Spinnstellen, bedienen. Außerdem gehören zu jeder Maschine eine Spinnerin und zwei Frauen für den Transport. Die neunundzwanzig Frauen einer Schicht bewältigen neunhundert Wickel. Leider ist die Ausbeute an erster Qualität an den neuen Maschinen noch immer zu gering; schon 53 Prozent sind nach dem augenblicklichen Stand durchaus als gut zu bezeichnen. Aber die Frauen geben sich damit nicht zufrieden. „Wenn ihr 65 Prozent erreicht, ist euch die Medaille sicher“, sagt ein Herr an unserem Tisch, der mein Gespräch mit dem Brigademitglied belauscht hat, und der es eigentlich wissen muß. Er gehört zur Plankommission und ist soeben mit einer dicken Aktenmappe aus Berlin angereist. „Vielleicht sehe ich Sie nachher an Ihrem Arbeitsplatz“, sagt er zu meiner Gesprächspartnerin, bevor er uns wieder allein läßt.

Das junge Mädchen, mit dem ich zusammensitze, heißt Waltraud Schleicher und ist zwanzig Jahre alt. Sie hat in dieser Woche Nachtschicht. Trotz nur vier Stunden Bettruhe scheint sie frisch und munter. Sie beteuert aber, daß sie sonst streng auf ihre acht Stunden Schlaf bedacht sei. Nur heute ausnahmsweise ... Waltrauds Schicht besteht zu siebzig Prozent aus Jugendlichen; die meisten sind Mitglieder der FDJ. Jedes der Mädels hat einen Kompaß, der sie zur Leistung von Aufbaustunden, zur Pünktlichkeit, zum regelmäßigen Erscheinen am Arbeitsplatz verpflichtet. Eine unbelehrbare Bummerin wurde kürzlich aus der Brigade entfernt. Waltraud selbst arbeitet, vorerst nur vorübergehend, als Brigadierin. Ab September wird sie an einem Facharbeiterlehrgang teilnehmen, der sie zur Schichtführerin qualifiziert. Zusammen mit anderen Brigademitgliedern hat sie sich verpflichtet, einen zweiten Beruf zu erlernen: sie nimmt an einem Kursus teil, der die Mädchen befähigen soll, bestimmte Schlosserarbeiten an der Maschine selber auszuführen. Ich erkundige mich, welche Fehler am häufigsten auftreten, und Waltraud beantwortet meine Frage kurz, aber mit einer Sachkenntnis, die mich in Erstaunen setzt. Ohne Ziererei beantwortet sie auch meine Frage nach ihrem Verdienst: vierhundertfünfzig Mark netto im Monat. Die westdeutschen Jugendlichen, mit denen sie auf dem Arbeiterjugend-Kongreß in Erfurt gesprochen hat, haben es ihr nicht glauben wollen. „Kommt doch zu uns“, hat sie zu ihnen gesagt, „seht euch meine Lohn-



tüte an. Aber richtet euch so ein, daß ihr mich noch antrefft, ich fahre im Sommer nach Wien!" Um diese Reise hat es zwischen Waltraud und ihrem Verlobten heftige Diskussionen gegeben. Er war dagegen, daß sie allein fährt, aber sie fährt doch. „Was soll denn das erst in der Ehe werden“, sagt sie, „wenn einer dem anderen mißtraut? So etwas gibt es nicht in einer sozialistischen Ehe, das habe ich ihm beizeiten klargemacht.“ Auch sonst gibt es zuweilen Anlaß zu Ärgernissen. Der Verlobte hat Nachtschicht, wenn Waltraud gerade am Tag arbeitet. Schon seit Wochen haben sie einander kaum gesehen. „Es wird Zeit, daß es mit der Wohnung klappt“, meint sie, „dann wird geheiratet.“ Da Optimismus ein Vorrecht der Jugend ist, hofft sie, daß damit alle Probleme gelöst sein werden. Auch das Problem mit Waltrauds Mutter ist dann gelöst. Die lebt zur Zeit bei einer Schwester in Westdeutschland und fühlt sich nicht sehr glücklich. „Mutter holen wir später zu uns“, sagte Waltraud, die sich über diese Frage längst mit ihrem zukünftigen Mann geeinigt hat.

Am Arbeitsplatz selbst treffe ich die Frauen aus der Frühschicht an. Waltraud Voges, 35 Jahre alt, unverheiratet, ist heute schon um drei Uhr aufgestanden. Anderthalb Stunden dauert die Fahrt von Bernburg. Andere kommen aus Pratau, aus Wittenberg, aus Coswig, Köthen. Für sie alle bedeutet die weite Entfernung vom Arbeitsplatz eine zusätzliche Erschwernis des Lebens, die sie vorläufig noch in Kauf nehmen müssen. Das Gebundensein an den Fahrplan hindert sie oft, am sozialistischen Leben der Brigade so intensiv teilzunehmen, wie sie es selber wünschen. Dennoch, der erste Brigade-Nachmittag mit Angehörigen, auf dem der Betrieb besichtigt wurde und an dem man anschließend noch gemütlich zusammensaß, war gut besucht und soll von den anderen zwei Schichten bald nachgeholt werden. Auch andere gemeinsame Veranstaltungen sind geplant. Die ernste Frau Stolze hat einen besonderen Vorschlag: Sie erzählt mir, daß kürzlich die „Rote Brigade“ aus dem Pirnaer Kunstseidenbetrieb in Wolfen war, um der hiesigen Brigade etwas auf die Beine zu helfen. „Warum kann unsere Brigade nicht nach Pirna fahren und sich an Ort und Stelle über die Arbeitsweise der Pirnaer Kolleginnen informieren?“ fragt sie. „Bei Kerzenwechsel zum Beispiel muß die Maschine abgestellt werden. Was tun die in Pirna, um die verlorene Zeit wieder aufzuholen? Überhaupt, wie verläuft etwa eine Woche lang so eine Schicht in Pirna? Das würde mich interessieren.“ Ich denke, daß die Brigade den Vorschlag von Frau Stolze verwirklichen sollte.

Zuletzt noch ein paar Worte über den Arbeitsplatz. An dem Tag, an dem ich die Frauen in der Continue-Cordspinnerei besuche, ist es draußen kühl. Immerhin, es ist Sommer, und ich bin erstaunt zu sehen, daß einige Frauen über ihrem Kittel eine leichte Strickjacke tragen. Über die Temperaturen an der neuen Maschine hat man mir vorher wahre Schauermärchen erzählt; es

sollte dort angeblich wie in der Hölle sein, über sechzig Grad! Ja, das war einmal, zu Anfang, bestätigen die Frauen. Damals konnten sie sich gerade eben dazu aufschwingen, die Wickel abzunehmen, an ein Säubern der Maschine war nicht zu denken. Aber diese Zeiten sind längst vorbei. Heute sind die Temperaturen erträglich, schwanken zwischen fünfundzwanzig und dreißig Grad, und den funkelnden Maschinenteilen sieht man es an, daß die Arbeiterinnen ihren Stolz darein setzen, einen sauberen Arbeitsplatz zu hinterlassen. Keine will sich bei der Ablösung nachsagen lassen, sie sei nachlässig oder gar gleichgültig gegenüber den Kolleginnen der nachfolgenden Schicht. Auch der Kampf gegen eine schlechte Arbeitsmoral gehört zu den Verpflichtungen der Brigade. Möglich, daß es hier oder da einmal Rückschläge gibt. Das Entscheidende ist aber, daß sich einer für den anderen verantwortlich fühlt, daß man entschlossen ist, allen negativen Erscheinungen in kameradschaftlichen Aussprachen zu Leibe zu rücken.

Es hat Heldentaten von Frauen zu allen Zeiten gegeben. In jüngst vergangenen Tagen waren wir Zeugen, wie Antifaschistinnen unter Todesverachtung Flugblätter verteilten, mit denen sie das Volk zum Widerstand gegen das verhaßte Hitler-Regime aufrütteln wollten. Heute begehen Frauen aus aller Welt Heldentaten um des Friedens willen. Raymonde Dien warf sich vor einen Munitionszug; ihre Tat wirkte auf Millionen Gleichgesinnte wie ein Fanal. Westdeutsche Frauen, die den Frieden verteidigen, werden eingekerkert. Von ihren Taten liest man in unseren Zeitungen. Ich meine aber, auch die Frauen unserer jungen demokratischen Republik, auch die Arbeiterinnen der Continue-Cordspinnerei in Wolfen leisten Heldenhaftes. In ihrem alltäglichen Kampf um die Planerfüllung, in ihrem Ringen um die Erhöhung der Qualität werden sie zu Heldinnen des Alltags, an denen wir nur zu oft gleichgültig vorbeugehen.

Wir werden auf die weitere Entwicklung der Komplexbrigade „Lilo Hermann“ gespannt sein dürfen.

## NACHAHMEN ODER NACHSTREBEN?

**M**anche unserer jungen Schriftsteller haben offenbar amerikanische „bestseller“ verschlungen, von denen wir – in der literarischen Öffentlichkeit – kaum Notiz nahmen. Mailer, Jones, Hemingway wurden ihre Vorbilder. Sie versuchten einen Stil zu imitieren. Da der Stil nicht zu trennen ist vom Menschen, der ihn schreibt – von seinem Bewußtsein vor allem nicht –, bewegten sie sich in den Bewußtseinsgrenzen, in der Gedanken- und Gefühlswelt ihrer Vorbilder.

Die ideologische Position der amerikanischen Autoren, die von einigen unserer jungen Schriftsteller nachgeahmt wurden, ist durchaus erkennbar. Jene Amerikaner sind – zumindest waren sie es, als sie ihre Romane schrieben, die Sensation machten – Anarchisten und erklärte Antikommunisten. Sie registrierten die „Unvollkommenheiten“ des „amerikanischen (sprich: kapitalistischen) Systems“. Sie malten – wie z. B. Norman Mailer – das Zukunftsbild Amerikas als eine Vision des Faschismus; aber sie taten das fatalistisch. Sie waren Opfer der antisowjetischen Pressekampagne. Sie sahen nicht Fortschritt, sondern Verfall als Perspektive. Oder sie kamen – wie James Jones – nach angestrengter Rebellion letzten Endes zur Mystifizierung der „Unvollkommenheiten“ des kapitalistischen Systems, die sie mit allgemein-menschlicher Unzulänglichkeit zu begründen und mit der „Idee Amerika“ zu verhüllen suchten.

Diese Schriftsteller gleichen Leuten, die gelernt haben, die Posten einer Rechnung pfennigweis untereinander zu setzen, die aber nicht verstehen, den Schlußstrich zu ziehen und das Ergebnis zu ermitteln. Das bedeutet literarisch: Sie schildern Details über Details, sie ersticken in Einzelheiten. Da sie begrifflich nicht verallgemeinern können, können sie auch künstlerisch nicht verdichten. In diesem Unvermögen eine „moderne“ Gestaltungsmethode zu sehen, heißt die Not in eine Tugend umzufälschen. Zwischen der naturalistisch-illustrativen Schreibweise jener Leute und dem sozialistischen Realismus, den wir erstreben, besteht ein Unterschied wie zwischen Tasten und Sehen. Jene Schriftsteller ähneln dem bedauernswerten Blinden, der mit Hilfe eines Stockes seinen Weg sucht. Er identifiziert, was er berührt, Einzelheit nach Einzelheit. Das Zusammenspiel, den Zusammenhang der Dinge kann er nicht überschauen.

Die Schriftsteller, die von manchen unserer jungen Autoren imitiert wurden, können die wesentlichen Seiten der Wirklichkeit nicht hervorheben,

weil sie die Wahrheit über die Wirklichkeit nicht wissen. Was ihnen fehlt, ist natürlich Kenntnis von den Entwicklungsgesetzen der Gesellschaft. Sie sind aber nicht die Naiven, die niemals etwas von dieser Wissenschaft gehört hätten. Sie sind Intellektuelle, die das alles „überwunden“ zu haben glauben, weil sie die platten Lügen der Presse „geistig verarbeitet“ haben. (Ihr Weltbild ist lächerlich und erschütternd beschränkt zugleich.) Sie leisten dem kapitalistischen System gute Dienste, weil sie literarisch verbreiten, daß es sich nicht lohnt, auf die kommunistischen Fanatiker zu hören, die vom Fortschritt reden. Vom „Über-den-Dingen-Stehenden“ Schriftsteller wird nicht verlangt, daß er ein Apologet des Kapitalismus ist – die Verderbnis des Systems ist zu offensichtlich –; es genügt, wenn er die historischen Vorgänge unter einem ewigen Aspekt mystifiziert und Resignation als vornehmste Tugend proklamiert. Bewegung ist erlaubt, Aufregung, Zorn sind gestattet – nur auf ein bestimmtes Ziel darf sich die Bewegung nicht richten. Bewegung auf ein Ziel zu hat eine andere Qualität als Bewegung auf der Stelle. Bewegung auf der Stelle ist ungefährlich. Natürlich kann sie sich verwandeln; sie muß es sogar. Entweder entlädt sich die Kraft in einen Sprung auf ein Ziel zu, in eine Bewegung nach vorn, oder die Bewegung erstickt. Für den Schriftsteller heißt das: er zieht die Konsequenzen aus seinen Beobachtungen, oder er sinkt ab zum Idyllen-Verfasser.

Das ist ein Problem für amerikanische Schriftsteller wie Mailer und Jones. Nicht für Hemingway, der längst Idyllen verfaßt.

Mailer und Jones – Vorbilder mancher Autoren bei uns – gebärden sich wild. Eingesperrt in die Grenzen ihrer Erkenntnisse, gleichen sie dem unschuldigen, aber unwissenden Gefangenen, der brüllend an den Gittern rüttelt und, in der Hoffnung hinauszugelangen, mit wüsten Worten die Aufseher schmäht. Wer zweifelt daran, daß ein von der Klassenjustiz gefangengesetzter Mensch, der das System kennt und es bekämpft, sich völlig anders verhält?

Ein Schriftsteller, der zu Erkenntnissen über die Entwicklung der Gesellschaft gelangt ist und für den Fortschritt eintritt, wird sich niemals die literarischen Manieren der rebellierenden „Hartgesottenen“ aneignen. Seine Einsicht verbietet ihm das; seine Kraft ist gesammelt; er setzt sie sinnvoll ein. Er versucht Zusammenhänge zu zeigen – was immer er schildert, er lenkt den Blick auf die Ursachen und bleibt nicht an der Oberfläche der Vorgänge. Er zeigt Bewegung, Veränderung (und sei es nur den *einen* Schritt vorwärts). Stillstand – der als hektisches Leben erscheinen kann – oder gar Rückschritt sind ihm nicht darstellenswert. Vergessen wir nicht: die amerikanische Literatur hat nicht nur Mailer und Jones, nicht nur Hemingway; sie hat ihren Albert Maltz, wie sie ihren Theodore Dreiser hatte.

Die rebellischen Schreiber des „hartgesottenen Stils“ geben sich als „ob-



jektive“ Beobachter. Lust und Leiden des Menschen stellen sie sachlich wie Vorgänge eines Experiments dar. Ihre vermeintliche Stärke: sie schrecken vor nichts zurück. Ob Mord oder Bordellbesuch, Leichenfledderei oder Verwesung – sie trauen sich, minutiös zu schildern. Sie fühlen sich stark, wenn sie fuderweis „Kraftausdrücke“ gebrauchen. Wenn sie ihren Zynismus ausgießen, bilden sie sich ein zu beweisen, daß nichts Menschliches ihnen fremd sei. Sie kennen die gängige Psychologie und die physiologischen Funktionen des Menschen – aber seine Möglichkeiten kennen sie nicht. Sie sind die Leute, die einem Menschen, der in Not ist, zu helfen glauben, wenn sie sein Schicksal bejammern.

Die Kurzformel: verschleierte Kraft – oder Schwäche, getarnt als Kraft. Gewiß gibt es Graduierungen.

Das Hinüberwechseln einiger unserer Autoren auf jene „allgemein-menschliche“ Position der amerikanischen Anarchisten ist ein politischer und literarischer Rückschritt. Über das Ausgesetztsein des Menschen – einer arm-seligen Kreatur, getrieben von unbeflüßbaren Mächten – wurde zuvor in unserer Literatur nicht lamentiert. Ziel unserer Literatur war und ist es, zu zeigen, wie der Mensch seine Lebensverhältnisse gestaltet oder wer sie ihm so gestaltet, daß er sie erleiden muß. Das wichtigste Qualitätsmerkmal unserer Literatur, einer sozialistischen Literatur, war die Gestaltung von Entwicklung, war der Aspekt der Veränderbarkeit. Brechts These: „So wie die Erde ist, wird die Erde nicht bleiben“, konnte und kann als Motto unserer Literatur gelten. Der Einbruch einer Richtung, die sich mit Bewegung auf der Stelle begnügte, die Zustände – aus den Zusammenhängen herausgelöst – beschrieb und den Menschen „an sich“ zu ihrem Gegenstand erhob, mußte als politische Erscheinung gewertet werden, nicht als Sache des literarischen Geschmacks.

Es zeigte sich, daß die „Kunstmittel“ nicht isoliert übernommen werden konnten, daß sie keinen selbständigen Wert darstellen, der nutzbar gemacht werden kann für die sozialistische Literatur. Wie sich erwies, handelte es sich nicht um eine literarische Façon, nach der auch „selig“ werden konnte, wer den sozialistischen Realismus erstrebte.

Wir haben Beispiele: Thürks Roman „Die Stunde der toten Augen“ ist offensichtlich eine Nachahmung von Mailers „Die Nackten und die Toten“. Elemente von Mailers Kompositionsmethode, analoge Szenen und eine Variationsfigur von Mailers Sergeant Croft finden sich bei Thürk. Vor allem aber hat Thürk den Blickwinkel Mailers benutzt, um die Geschichte seiner Helden darzustellen. Er hat dabei übersehen, daß es für Mailer noch an-gehen mochte, den sinnlosen Untergang seiner Gestalten ins Riesenhafte zu steigern, aber nicht für ihn; er hat übersehen, daß eine Negierung des Krieges „an sich“ und des Militärs „an sich“, wie sie Mailers Buch zugrunde liegt,

für einen sozialistischen deutschen Schriftsteller, der über den Krieg gegen die Sowjetunion schreibt, nicht genügen kann.

Mailers Position ist für einen amerikanischen Schriftsteller insofern ehrenhaft, als sie das Reklamebild der Perfektion – der perfekten Freiheit und Demokratie, der perfekten Armee – zerstören hilft. Er beschreibt die Verhältnisse bei einer amerikanischen Einheit, die auf einer Insel im Pazifik gegen die Japaner kämpft. Er zeigt durch seine Zustandsschilderungen und durch die zahl- und umfangreichen Rückblendungen in die Lebensgeschichten seiner Gestalten, daß diese Leute, die gegen den Faschismus kämpfen sollen, nichts gegen ihn zu verteidigen haben. Sie leben in einem Land mit kapitalistischem System, das die Vormachtansprüche anderer Länder mit kapitalistischem System, in denen die herrschende Klasse bereits zum offenen Terror übergegangen ist, bekämpft. In Amerika kann sich die herrschende Klasse noch gewisse „Annehmlichkeiten leisten“, wie Brecht es ausdrückte, der Schein von Freiheit usw. kann gewahrt bleiben. Dennoch sind alle Elemente da, aus denen Faschismus erwächst. Mailer registriert sie und leitet daraus den Mangel an Motiven her, der die amerikanischen Soldaten beim Kämpfen behindert und sie dazu bringt, den Krieg als Krieg „an sich“ zu negieren. Er zeigt die Verlorenheit der Männer in diesem sinnlosen Krieg (der doch ein antifaschistischer Krieg ist!) und gibt ihnen einen symbolhaft sinnlosen Untergang, der beweisen soll, daß sie Spielball des blinden Zufalls sind, Posten in der Rechnung eines ehrgeizigen Generals, Wesen ohne Entscheidungsfreiheit und Entfaltungsmöglichkeit – dirigiertes „Menschenmaterial“, das von „Führern“ nutzbar gemacht werden muß. Mailer erweckt Mitleid mit diesen armseligen amerikanischen „Jungs“, die immer auf ihre Chance warten und so bitter wenig wissen, die nur glauben, was man ihnen eingetrichtert hat: der gewitzte Bursche kriegt seine „Chance“ und weiß sie zu nutzen; schafft er es nicht, liegt es an ihm.

Mailers Additionsmethode bringt eine Fülle aufschlußreicher Details zusammen, die dem Leser, der vom Marxismus etwas weiß, nützliche Kenntnisse vermittelt. Er wird Mailers Fatalismus nicht verfallen; die große Klage über das Los der Kreatur wird er ihres allgemein-menschlichen Mantels entkleiden; er wird erkennen, daß sie eine – Mailer gewiß unbewußte – Verurteilung des persönlichkeitsfeindlichen kapitalistischen Systems darstellt (das bekanntlich mit dem Anspruch auftritt, die Freiheit der Persönlichkeit zu verteidigen).

Thürk hat die marxistische Auseinandersetzung mit Mailers Buch versäumt. Er übernimmt die Haltung Mailers, um über den antisozialistischen Krieg gegen die Sowjetunion zu schreiben, an dem seine Haupthelden als Mitglieder einer faschistischen Elite-Einheit beteiligt sind. Er übersieht, daß seine „verlorenen“, sinnlos geopfert „Jungs“ sich in einer anderen histori-

schen Position befinden als die armen Teufel Mailers. Sie gehen zugrunde bei dem Versuch, den Sozialismus, die Zukunft der Menschheit, vernichten zu helfen. Mögen die lebendigen Vorbilder seiner Helden – Thürks ehemalige „Kameraden“ – ihrer Rolle nicht bewußt gewesen sein und sich gegen Ende des Krieges als Opfer der Militärmaschinerie gefühlt haben, denen keine Wahl blieb, als zu töten oder getötet zu werden: Thürk als sozialistischer Schriftsteller durfte ihre Position nicht teilen. Um der historischen Wahrheit willen durfte er sie nicht amnestieren. Sie waren – und das steht groß vor allem andern – Werkzeuge des Faschismus. Sie wüteten wölfisch, um die Weltherrschaft des deutschen Kapitals errichten zu helfen. Diese Mörder, die allein sieben verschiedene Methoden beherrschten, mit der bloßen Hand zu töten, verdienen unser Mitleid nicht. Daß ihre Nerven vom „zu vielen“ Töten kaputt sind, macht sie nicht menschlicher und nicht bedauernswert; und mit der Negierung des Krieges als Krieg, „an sich“, der solche Dinge nun einmal hervorbringt, ist nichts getan.

Mailer genügte seine Methode, um den historischen Widerspruch zu skizzieren, von dem die Erlebnisse seiner Helden geprägt wurden. Für Thürk war die Detaillierung eines Zustandes, der sich schließlich – durch das Zugrundegehen sämtlicher Gestalten – in Nichts auflöst, ein völlig unzulänglicher künstlerischer Vorsatz.

Was wollte Thürk mit seiner „objektiven“ Darstellungsmethode? Wollte er uns die Augen öffnen für die Scheußlichkeit der faschistischen Verbrechen? Wollte er uns zeigen, wie gering die Menschenähnlichkeit dieser Mörder ist? Nein – unbestreitbar wollte Thürk nicht enthüllen, was diese „Soldaten“ den Menschen angetan haben, sondern er wollte zeigen, was ihnen selbst angetan worden ist, weil sie all das haben tun müssen!

Thürk nimmt für die falsche Seite Partei, für die Mörderelite. Den sowjetischen Offizier und die Bäuerin Anna (die die einzige Hoffnung auf eine moralische Verurteilung dieser Unmenschen erwecken) läßt er in Mitleid und Liebe zu den „neurotischen“ Jungs versinken und an ihrem allgemeinem menschlichen Verständnis zugrunde gehn. Von einer Parteinahme im Sinne des Fortschritts kann keine Rede sein. Thürks Grundhaltung ist objektivistisch, und ihr entsprechen seine Darstellungsmittel – der minutiösen, selbstständigen Detaillierung des Grauels.

Der „Landser“ hat sich in unserer Literatur etabliert; der „moderne“ Soldat (wie westdeutsche Zeitschriften angesichts von Mailers Buch schreiben), der von einer unbeeinflussbaren Maschinerie geformte und getriebene harte Söldner mit dem guten Kern (der seinen Feind im „Etappenhengst“ sieht), findet hier seine Ehrenrettung. Thürk kann seine Bewunderung für das faschistische Ungeheuer Timm ebenso wenig verbergen wie Mailer die Neigung für seinen Sergeant Croft und Jones die Sympathie für seinen Spieß

Warden. (Sie sind die perfekten Soldaten, die „Führer“, die „Erzieher“ ihrer „Jungens“.)

Ohne Zweifel hat Thürk seine „Helden“ als Opfer romantisiert. Das ist eine negative, schädliche Romantisierung: Berichte von Lehrern und Bibliothekaren besagen, daß das Buch von jungen Menschen verschlungen wird, die in Timm, Zadorowski und Bindig ihre Helden sehen und ihre „Sportlichkeit“ und Kaltblütigkeit beim Töten bewundern.

Thürk hat seine moralische Aufgabe, die vor jedem sozialistischen Schriftsteller steht, nicht erfüllt. Er gibt den Lesern nicht Beispiele echter Kraft, die sich im Sinne des historischen Fortschritts bewährt, er zeigt mißbrauchte Kraft und aufgeblasene Schwäche – den „hartgesottenen“ bramarbasierenden Landser, der keine „Illusionen“ (sprich keine Moral, keine menschlichen Hemmungen) mehr hat. Es ist mehr als ein Mißgriff, wenn Thürk den sowjetischen Offizier davon sprechen läßt, daß diese Leute ein neues Deutschland aufbauen sollen. Thürk hat vielleicht die Peinlichkeit und Unwahrheit dieser Perspektive empfunden und seine Helden deshalb samt und sonders zugrunde gehen lassen, obwohl es in seinem Ermessen gelegen hätte, einige von ihnen überleben zu lassen. Die Freiheit des Schriftstellers ist in dieser Hinsicht bekanntlich unbegrenzt. Thürk soll nicht sagen: Es war aber so! Als Schriftsteller ist er nicht passiver Spiegel beliebiger Ereignisse. Schon die Wahl dessen, was ihm als gestaltenswert erscheint, ist durch sein Bewußtsein bestimmt, und auch die Ausführung ist ständige bewußte Gestaltung, Beurteilung, Deutung. Sozialistische Gestaltung mit bürgerlichen Mitteln ist ein Unding und entspringt einer falschen Auffassung von klassenunabhängigen Kunstformen, vielleicht auch bestimmten ideologischen Einflüssen, die die Methode des sozialistischen Realismus als nicht „objektiv genug“ diffamierten.

Da die literarische Gestaltung der progressiven historischen Tendenz kein Kinderspiel, sondern eine ernste Aufgabe ist, sollten sich die jungen Schriftsteller echte Vorbilder suchen. Sie sollten davon ablassen, zweifelhafte „Kunstmittel“ zu imitieren. Sie sollten Schriftstellern nachstreben, die diese Tendenz großartig gestalten konnten, weil sie sich, vor allem anderen, an Brechts Grundsatz hielten: „Es gibt Darstellungsweisen, die des Menschen würdig sind, weil sie an seine Kampfkraft appellieren.“



## WESTDEUTSCHE GEGENWART

Die Bundesrepublik blüht dank der Bedrohung durch den Weltkommunismus. Die geradezu hysterisch übersteigerte propagandistische Auswertung des Tatbestands der Bedrohung dient auch heute wieder ausschließlich dazu, unzumutbare und unnützige Gegenmaßnahmen zu rechtfertigen und den Aufbau einer nationalistischen und militaristischen Staatsmacht zu bemänteln.“ – Dies schrieb Erich Kuby, der Münchener Journalist, vor zwei Jahren in seinem Buch „Das ist des Deutschen Vaterland“, in dem man auch sonst bemerkenswerte Einsichten in den inneren Mechanismus der bundesrepublikanischen Wirtschaftswunderwelt finden konnte. Der Fall des „Mädchens Rosemarie“ ermöglichte Erich Kuby schon ein Jahr später noch tiefere Einblicke und zwang zu der Feststellung: „Alles, was daran anrühlig ist, hat jene Gesellschaft geliefert, deren erfolgreichste Individuen zu Leitbildern eines mißleiteten Volkes geworden sind.“

Wir untersuchten bereits\*, welchen Weg angesichts dieser Tatsachen – die natürlich eine Fülle von Themen und Stoffen für verantwortungsbewußte, an die Wirklichkeit gebundene Schriftsteller liefern würden – ein breiter Strom der westdeutschen Literatur eingeschlagen hat: den Weg des Konformismus; wir müssen es uns versagen, aus der großen Zahl unverbindlicher, mystischer, unsinniger Literaturerzeugnisse, die tatsächlich den westdeutschen Büchermarkt überschwemmen, in unserer Zeitschrift zu zitieren. Die Entwicklung wird zeigen, daß auch die westdeutsche Literatur auf die Dauer nicht ohne Bezug auf die Realität, ohne Stellungnahme zu ihr auskommen kann; schon heute ist ein großer Teil dessen, was noch in Presse und Funk ein literarisches Scheindasein führt, steril, wird von wenigen Auguren genüßlich geschmeckt. Schriftsteller lassen sich vernehmen, sie würden sofort ihre Feder hinlegen, müßten sie bemerken, daß man sie liest. (Sie müssen sich nicht zu sehr sorgen: Über die Hälfte der Bundesbürger hat nie ein Buch gekauft.)

Und doch gibt es Anzeichen, daß unter der offiziellen Hauptströmung ein Unterstrom von Literatur entsteht, der, von Auseinandersetzungen mit dem wirklichen Leben gespeist, rasch kräftiger werden kann. Wir erinnern daran, daß im letzten Jahr mehrere Autoren sich veranlaßt sahen, ihre Gesellschaft satirisch zu zeichnen: Erich Kuby in dem schon erwähnten Buch über das Mädchen Rosemarie; Hartung in seinem Roman „Wir Wunderkinder“; Heinz v. Cramers Roman „Die Kunstfigur“ kann man ebenfalls hier erwähnen, ebenso wie Carl Améry's: „Die große deutsche Tour“. Neben solchen Büchern, die von der Presse teils säuerlich, teils wohlwollend aufgenommen wurden und im Grad ihrer Gesellschaftskritik unterschiedlich genug sind, entstehen natürlich Gedichte, Geschichten, Skizzen jüngerer Schriftsteller, die sich – mit unterschiedlichem Rüstzeug – dagegen wehren, aufgesogen zu werden von der Welt, die sie umgibt. Einige solcher Zeugnisse haben wir hier zusammengestellt.

Die Autoren weisen sich als konsequente Gegner des Krieges, der westdeutschen Remilitarisierung aus; sie erinnern an die unselige jüngste deutsche Vergangenheit; sie fühlen sich nicht wohl im Wirtschaftswunderklima; manche schlagen um sich ohne rechtes Ziel; manche klagen, ohne die zu nennen, die anzuklagen wären; manche sehen Auswirkungen und schildern sie genau, ohne die Ursachen zu erkennen; bei manchen

---

\* Günther Cwojdrak: „Rückzug vom Realismus“, NDL 4/1959.

auch sehen wir deutlich den Zusammenhang von Ursache und Wirkung, von Wissen und Gestalten.

Der Leser wird unschwer in unseren Beiträgen westdeutscher Autoren all diese vielen Schattierungen erkennen. Man möge sich vor Augen halten, daß es dieses Land seinen jungen Schriftstellern nicht gerade leicht macht, Wahrheiten zu sehen und zu sagen. Wie sagte doch Erich Kuby: „Freiheit ist das Stichwort, unter dem die Freiheit und der Frieden heute zugrunde gerichtet werden.“

*Georg Schwarz*

## IN DER BOMBENSCHENKE

*Ich gehe oft in einen Bombenkeller,  
Wo jetzt ein Weinwirt haust mit seiner Frau.  
Er spielt die „Bombenplatte“: Feindpropeller,  
Sirenenheulen, Trambahn bremst genau,  
Und fern das widerliche, grelle Pfeifen  
Der Bomben, die zunächst die Vorstadt streifen.*

*Entwarnung dann. Und wieder tut der Tacker.  
Droht noch etwas? – Hinkend, doch sonst gesund  
Vom Weinversand gleich nebenan der Packer  
Tritt mit Gebumpel ein, sagt „Mahlzeit“ und  
„Wie mein verdammtes Bombenbein mich foltert!“  
Und haut sich auf die Bank hin, daß es poltert.*

*Die Platte spielt. Die zweite Folge meldet  
Den Großangriff. Flakdonner merklich schwach,  
Wer jetzt nicht fürchtet, daß er sich erkältet,  
legt sich unbildlich oder bildlich flach.  
Gottlob, es hat bei uns nicht eingeschlagen.  
Soll man hinausgehen, um schon nachzufragen?*

*Wir sitzen furchtsam schöppelnd an der Kante  
Des Tisches. – Pause. Und der Weinwirt spricht,  
Die Platte hemmend: „Unsere Stadt verbrannte.  
Sie wissen es! Es wurde uns zur Pflicht,  
Die schwere Zeit des Nachkriegs einzuleiten.  
Und heute – gibt's schon wieder stramme Zeiten.*

*Deshalb bediene ich die Bombenplatte,  
Und Gustav poltert mit dem Bein dazu.*

*Wer weiche Ohren hat, stopft sie mit Watte,  
Auch große Herren spielen Blindenkub . . .  
Ich hörte schon, sie drehen wieder oben  
Das Originalgeräusch – nur so zum Proben!“*

*Robert Wolfgang Schnell*

## AUF DER SUCHE

*Ich sah einen gebückten alten Mann.  
Er hatte drei Kriege erlebt. Er hörte,  
daß sie zu seinem Heil geführt worden seien.*

*Im Schutt  
suchte er nach den Resten seiner Angehörigen.*

## BLIND

*Ich sah einen blinden Kriegskrüppel.  
Das rechte Auge fehlte ganz und  
von dem linken war ein stumpfer Rest  
wie ein schmutziger Lappen geblieben.*

*Wenn erst alle so blind wären  
durch viele lange, harte Kriege,  
wie erst könnten dann  
Generale, Fabrikherren, Bankpräsidenten  
unverbohlen ihr Handwerk betreiben.  
Die ihre Augen noch haben,  
sollen sie jetzt gebrauchen!*

## GEHEIM

*Sind nicht bei den Regierungen  
und Auswärtigen Ämtern heute  
alle Schriftstücke, deren Inhalt  
die Bürger kennen müßten, um der  
Verbreitung der Wahrheit willen,  
gezeichnet mit einem roten Stempel:  
„Geheim!“*

*Was aber tun die, die solche dunklen  
Zustände beschimpfen, um eine Welt  
zu schaffen, in der verantwortliche  
Männer jedem jederzeit ihre  
offenen Karten zeigen können!?*

## WIE LEICHT MAN VERGISST

*Ich saß bei meinem Weihnachtskuchen  
und dachte an nichts anderes,  
als daß er gut schmeckte.  
Dann merkte ich,  
daß ich an nichts anderes dachte.  
In der Zeit,  
da ich Wohlfahrtsunterstützung bezog,  
bei kärglichem Mahl, dachte ich immer an anderes.  
Vor allem an die, die verbinderten,  
daß ich besser aß und an die,  
die wie ich auch nicht besser aßen.  
Jetzt dachte ich nur an den guten Weihnachtskuchen.  
So leicht vergißt der Mensch.*

Georg Widmaier

## CONDITIO SINE QUA NON

*Stolze Freude,  
die verachtete Wahrheit  
noch einmal niederschreiben!  
Unbebelligt vom gebildeten Pöbel  
an ihrer Ehrenrettung zu arbeiten.  
Endlich dieses lächerliche,  
anerzogene Vertrauen  
auf das konventionelle  
Gespenst: Mensch –  
niemand weiß wirklich,  
wessen er bedürftig ist! –  
endlich diesen niederdrückenden  
Ballast unermüdlichen, verlorenen  
Immer-nur-in-die-Luft-Redens,*



*dieses raffiniert ersonnene Sklavenjoch,  
unter dem der strahlendste Gedanke  
bis zur Unkenntlichkeit verblaßt,  
ich mir selbst unkenntlich werdel,  
endlich eine Last abwerfen,  
die zum Mißbrauch des Opfers  
geradezu herausfordert.  
Niederschreiben, was wahr ist!  
Die schielende Mißgunst  
ungestraft zertreten können!  
Den Plunder  
der öffentlichen Vorurteile  
zerfetzen!  
Nackt  
vor mich selbst hintreten . . .*

*Wessen der Mensch bedürftig ist,  
niederschreiben –  
für alle Zeit  
dokumentieren.  
Der Lüge keine Chance lassen,  
hier auf dem Papier.  
Meinen rasenden Durst  
nach dem Paradies  
bekennen.  
Die tolle Zuversicht,  
meine irre Weltliebe  
als höchste Güter  
feiern!*

*Alle Schuld auf die werfen,  
die von diesem menschlichsten Glauben  
abgefallen sind  
und darum Macht haben  
über Unwissende und Kinder.  
Abgefallen?  
So sehen sie aus.  
Wüstlinge, wo es sich  
um ihre eigenen Bedürfnisse handelt,  
Pedanten, wo es sich  
um die Spesenaufstellung dreht!*

*Sie verraten das Rezept nur,  
wenn man mit ihnen schläft.  
Das Geschlecht spielt keine Rolle.  
Sie brauchen immer jemand,  
der sie hochkitzelt.  
Nebenbei sind sie  
glücklich verheiratet –  
mit ihrem schlechten Gewissen,  
weil sich das so gehört,  
es ruht sich prächtig darauf,  
wie auf den gruseligen  
Zukunftsvisionen ihrer Seelenbirten ...*

*Den Plunder  
der öffentlichen Vorurteile  
zerfetzen!  
Die geschickt gewählten,  
primitiv montierten  
Staffagen einreißen!  
Alles nur für sie:  
damit die Betrüger unter sich sind ...*

*Niederschreiben,  
was wahr ist,  
weil die Rede nicht gehört wird,  
weil die Tat nicht getan wird.  
Wessen der Mensch bedürftig ist,  
niederschreiben!*

*Das System  
im Zentrum zerstören!  
Die tödliche Verschränkung  
lösen! ...*

## ZERBROCHENE BRIKETTS

Sie tragen die Säcke hinein, Kohlsäcke. Sie laufen den schmalen kiesbestreuten Gartenweg der Vorstadtvilla entlang, keuchend der eine mit dem abgezehrten, verhärmten Gesicht und den hektischen roten Flecken unter den hervorstehenden Backenknochen, gelassen die anderen beiden, mit stampfenden Gewohnheitsschritten.

Regen sabbert mit einschläfernder Langweiligkeit über die Männer und die Kohlen, malt bizarre Muster in die schwarzverkrusteten Gesichter. Sie schleppen die Kohlen und sie schleppen die Nässe, die schwer in den Kleidern und Säcken hängt.

Draußen vor dem gußeisernen Gartentor steht ein großer flacher Lastwagen. Schwarze, schmierige Brühe tropft von der schon halb geleerten Ladefläche. Der Mann mit dem abgezehrten Gesicht lehnt seinen schmerzenden Rücken dagegen. Er spürt die kühlende Feuchtigkeit und schaut, ängstlich beobachtend, den Gartenweg entlang. Er wartet. Da kommt, schwer und gedrunken und breitbeinig, der eine seiner beiden Kameraden die Stufen zum Eingang herab. Der verrutschte lederne Schulterschutz und die tief über die Augen gezogene Schirmmütze geben ihm etwas Gnomenhaftes. Schwungvoll ersäuft er einen teerigen Klumpen Spucke in einer Pfütze.

„Los, Neuer!“ bellt er den Wartenden an. „Bist schon zwei Sack zurück!“

Der Neue zerrt an einem Sack, um ihn vorn an die Ladefläche zu bekommen. Fahrige Schwäche liegt in seinen Bewegungen. Der Sack schlingert, als er ihn müde über die Schulter ruckt. Ein paar Briketts hämmern im Herabfallen dumpf gegen seinen Schädel. Er taumelt und stolpert dann schwankend über den Gartenweg davon.

Der dritte Kohlschlepper, ein Langer, tritt gerade aus der Haustür. Er geht an dem Neuen vorbei zum Wagen. „Der is 'ne Pfeife“, sagt der Gnomenhafte zu ihm. „Taugt nischt, der Kerl.“

Der Lange spuckt eine Ladung Kohlschlamm auf die Radnabe. „Ach was, Chef“, brabbelt er beschwichtigend. „Er is eben neu. Muß erst seine Knochen dran gewöhnen.“

„Scheiße!“ flucht der Gnom. Dann greift er einen Sack, als wäre es ein Federbett, und wirft ihn über die Schulter.

Der Neue wankt durch den Hausflur. Es riecht nach angebrannter Milch und altem Fisch. Ein verbeulter Mülleimer scheppert gegen seinen Fuß. Lotterwirtschaft hinter ambraduftender Fassade. Jetzt eine Ecke – geschafft; und die Kellerstufen, drei, vier – es müssen ein paar hundert sein. Der Kohlenkeller; runter den Sack! Er läßt sich fallen! Kalte Kohlen dringen spitz

durch den dünnen, fadenscheinigen Stoff der Hose in sein Fleisch. Langsam verblaßt der Geschmack nach Kupfermünzen auf seiner Zunge und weicht einer müden Klebrigkeit.

Er atmet schwer, sitzt und starrt vor sich hin. Irgendwo auf dem zementierten Boden schimmert die Glanzfläche eines Kohlestückchens im matten Licht des Kellerfensters, wächst und wächst, wird zur Scheinwerferplatte. Ein wuchtiger Schreibtisch, dahinter ein Mann mit blinkenden Brillengläsern. Dröhnendes Kollern aus wanstigem Leib: Bedauern . . . Entlassen . . . Die Tür, Treppen, Treppen. Heulende Trambahnwagen mit knallbunten Reklameflanken, vorbeirasende riesenschnäuzige Autos. Peitschende Sonne in kittgrauen Straßen, vierzehn Monate. Vierzehn Monate! Und eine Frau und . . .

Schwere Schritte auf der Kellertreppe. Ein Stöhnen, er steht wieder, tappt keuchend hinaus, den leeren Sack hinter sich her schleifend.

„Los, los!“ faucht der Gnom und schlägt ihm im Vorbeitrampeln seinen Kohlsack an die Rippen.

Oben frische spritzende Luft, kaltes Wasser tropfenweise aus schiefergrauen Wolkensäcken. Säcke, Wolkensäcke, Kohlsäcke. Noch zwanzig Schritte ohne Last, dann der Wagen.

Der Lange steht auf der Ladefläche und schiebt ihm einen Sack zu.

„Wart einen Moment“, sagt er. „Verschnauf dich. Der Alte is en Vieh; mußt dich dran gewöhnen. Trinkgelder kassiert er immer selber. Is en Vieh, der Alte.“ Mit einem Satz springt er neben ihm in eine fettig schimmernde Lache. „Noch elf! Haben’s bald geschafft.“

Seinen Sack lässig ausbalancierend, trabt er dem Gnom entgegen, der Neue hinter ihm her. Ein schiefer Blick vom Alten, aber er sagt nichts.

Dann wieder Stufen rauf, der Eingang, der Flur, Fischgestank, dem Müll-eimer ausgewichen, die Ecke, Kellerstufen. Und wieder, oben: Luft, Regen, Kiesweg, der Wagen – und ein neuer Sack. Stufen, Hausflur und Fischgestank. Ecke, Treppe, Stufen, Keller. Kupfergeschmack im Mund. Und ein neuer Sack, und noch einer. Und dann der letzte. Jedes Brikett fünfzig Zentner. Keine Schulter mehr. Zunge aus Kupfer. Und der Kiesweg ist die Straße zu einem anderen Planeten. Zehntausend Stufen bis zum Eingang. Es riecht nach nichts mehr. Es stinkt nach Kupfer.

Da, der Mülleimer mit seinen melancholischen Dellen wächst, wird riesengroß, wie ein auf den Kopf gestellter Lokomotivkessel, rast auf ihn zu. Ein Poltern fallender Briketts auf winselndes Blech. Klatschen auf glatten Stein. Nichts mehr . . .

Der Gnomenhafte stapft gemächlich an dem Liegenden vorbei der Kellertreppe zu, zerquetscht einen Fluch zwischen seinen schmalen Lippen, kommt mit leerem Sack wieder herauf und stößt dem Neuen seine schmierigen Stiefel in die Hüfte.



„Los, fauler Hund! Steh auf! Los, los!“ Und dann, sich umwendend, brüllt er: „Langer, komm mal her! Guck dir das an!“

Es gibt einen dumpf hallenden Laut, als der Lange neben dem leblosen Körper niederkniert. Etwas, das nach Teilnahme aussieht, tritt in seine farblosen, rotumrandeten Augen. Er dreht den Neuen um und blickt in das blasse, eingefallene Gesicht, aus dem jetzt die hektischen roten Flecken verschwunden sind.

Schwerfällig erhebt sich der Lange wieder.

„Werd 'nen Arzt rufen, Chef.“

„Verrückt, was?“ brüllt der Gnomenhafte.

Der Lange scheint ihn nicht zu hören. Er tritt an die Tür mit dem lächerlich großen Schild NUR FÜR DIENSTBOTEN und klingelt, einmal, zweimal, dann Sturm.

Trippelnde Schritte auf der anderen Seite der schmalen Tür, ein lang anhaltendes Quietschen, und die Öffnung füllt sich mit einem operettenhaft aufgetakelten Dienstmädchen, das ihn mit stechender Arroganz anstiert. Parfümgeschwängelter Mief spritzt ihm in die Nase.

„Haben Sie Telefon?“ fragt der Lange. Seine Stimme hat jetzt einen durchdringend metallischen Klang.

Der Gnomenhafte hockt teilnahmslos auf dem umgestürzten Mülleimer.

Die Tür kracht ins Schloß. Der Gnomenhafte wartet auf den Langen, auf den Arzt, und darauf, daß er möglichst bald weiterfahren kann. Er will Kohlen verkaufen. Das ist sein Geschäft. Zwischenfälle bringen Verlust. Er haßt Zwischenfälle.

„Der Arzt ist in fünf Minuten hier“, sagt der Lange von der Tür her. „Hat er sich gerührt?“ fragt er noch. Der Gnomenhafte antwortet nicht.

Der Lange lehnt an der gekalkten, scheckigen Wand. Quaddelige Spritzer tanzen um seine Stiefel, verleihen ihnen so etwas Gemeinsames mit denen des Neuen. Der liegt ruhig wie ein zerknittertes, bekleckstes Laken, sein schmaler Schädel seitwärts. Ein zerbröckeltes Brikett hockt schwarz und rissig vor seiner käsigen Nase.

Plötzlich ein durchdringendes Hupen auf der Straße, ein Quietschen ausgeleierter Bremsen, krachendes Schlagen einer Wagentür. Patschende Füße in schlammigen Pfützen. Dann Schritte, nervös und hastig auf dem Kiesweg.

„Der Arzt“, sagt der Lange und stupst mit der Stiefelspitze das Brikett vor der Nase des Neuen weg. Dumpf klappert es gegen den Mülleimer. Ein Mann steht in der Tür. Er sieht abgespannt aus und macht den Eindruck eines Menschen, der nicht viel Schlaf hat. Etwas wie Resignation liegt um seine schlaffen Mundwinkel.

„Erzählen Sie mal kurz“, sagt er, ohne sich vorzustellen, zu dem Langen.

„Is nicht viel“, knurrt der. „Hat Kohlen geschleppt, is umgekippt, fertig.“

„Hat er das schon öfter gehabt?“

„Das weiß ich nich. Er hat ja erst heute angefangen. Is 'n Arbeitsloser. Seine Frau hat 'n Kind gekriegt, da wollt er sich 'n paar Mark zuverdienen.“

Der Arzt nickt mechanisch. Er scheint die Worte des Langen gar nicht verstanden zu haben. Dann beugt er sich über den bleichen Mann auf den Steinfliesen, wendet sich mit monotoner Sachlichkeit wieder ab und kramt in seiner abgeschabten Ledertasche. Schließlich holt er ein Instrument hervor und kniet sich neben dem Neuen zwischen die Kohlen, zerrt das schweiß-verklebte, sauer riechende Hemd beiseite, macht etwas an ihm.

Blubbernde Tropfen zeichnen dunkle Punkte auf seinen bleigrauen Gummimantel und zerlaufen in unregelmäßigen Bahnen. Jetzt richtet er sich auf. Er schwankt ein wenig. Sein Atem rasselt. Er wendet den Blick ab von dem in bläulichem Grün schwimmenden Körper und starrt irgendwohin ins Leere.

„Tot“, sagt er trocken. „Herzschlag!“

„Aha“, murmelt der Gnomenhafte. „Es ist zum Kotzen. Das wird Schere-reien geben.“

*Jochen Ziem*

## DER NEUE WAGEN

Er saß am offenen Fenster und schwitzte. Er wartete auf den Regen, aber er ahnte, daß es auch heute nicht regnen würde. Die schwüle Sommernacht stand fett und regungslos vor dem Haus. Es war nicht der leiseste Windzug zu spüren.

Seine Frau saß in der entgegengesetzten Ecke des Zimmers unter dem Lichtkegel der Stehlampe und blätterte in Illustrierten. „Willst du denn nicht endlich etwas essen, Willi?“ Sie hatte schon zweimal gefragt, behutsam, ohne Vorwurf.

„Laß mich in Ruhe!“ herrschte er sie an. „Wie oft soll ich es dir sagen!“ Er wartete eine Minute nervös auf ihre Entgegnung. Aber sie hatte sich schon wieder in das Sofa zurückgeduckt und eine Zeitung vor ihr faltiges, von Schweiß glitzerndes Gesicht gehoben.

Sie kusch, dachte er und lachte angeekelt in sich hinein. Sie kusch wie ein Hund. Es ist nichts mehr mit ihr los. Sie ist zehn Jahre jünger als ich. Aber sie sieht wie meine Mutter aus. Mit einem Gefühl peinlicher Scham dachte er daran, daß er sie mitunter Geschäftsfreunden vorstellen mußte. Er grübelte oft über eine Scheidung nach. Aber er fürchtete, daß eine Schei-

dung ihm in dieser katholischen Kleinstadt nur geschäftlichen Schaden einbringen würde. Um ohne Anstoß Aufsehen erregen zu können, war er nicht groß genug.

„Was macht eigentlich Meyering?“ fragte sie nach einer Weile.

Auch das noch! dachte er. Er verspürte keine Lust, über Meyering zu reden. Er hatte sich schon im Büro genug mit diesem Mann beschäftigt. Er zog es vor, den Anschein zu erwecken, als habe er ihre Frage überhört.

„Ich glaube“, sagte sie geduldig, „du kannst ihn nicht leiden. Aber gerade jetzt . . .“

„Das ist Unsinn!“ unterbrach er sie und zündete sich eine Zigarre an. In schroffer Abweisung drehte er ihr seinen Rücken zu, starrte in den matten Lichtschein, den die ferne Innenstadt gegen den Himmel warf, und hoffte, so das Gespräch abbrechen zu können. Er hatte Meyering überhaupt nichts vorzuwerfen.

Meyering war sein einziger Büroangestellter geblieben, Buchhalter, Sekretär und Fahrer in einem, seit er vor Jahren sein Geschäft gegründet und es am Rande der Konjunktur mit Hilfe belastender Kredite von Saison zu Saison geschleppt hatte, ohne daß der lang erwartete Erfolg eintrat. Inzwischen wußte jeder, der ihn kannte, daß er mit seinem Betrieb „hinten und vorne nicht hochkam“. Auf der Suche nach einem Schuldigen traf er in böser Unzufriedenheit immer wieder auf Meyering, wenn der freundlich dienernd, fett und glatzköpfig hinter seinem Schreibtisch saß und Zahlen addierte, die das Geschäft nicht verbesserten. Er verabscheute Meyering, weil er seinen Fleiß anerkennen mußte, seine Pünktlichkeit, seine Korrektheit, der kein Fehler nachzuweisen war, und weil das immer noch nicht die Chancen der Firma erhöhte. Aber wie sollte er sein Unbehagen dem unantastbaren Meyering gegenüber in Gründe kleiden, die er offen zu rechtfertigen vermochte?

„Du hast dich heute wieder über Meyering geärgert?“ Seine Frau setzte das Gespräch fort, ohne sich gekränkt zu zeigen. Er schwieg.

„Weißt du“, sagte sie, „ich habe in der letzten Zeit viel über Meyering nachgedacht. Der Mann hat ein schweres Schicksal. Er hat viel durchgemacht. Er tut mir leid.“

Meyering tut ihr leid, dachte er spöttisch. Gerade der! Sie sitzt hier herum, fegt ein wenig die Stuben durch und macht sich Gedanken. Sie hat Mitleid mit all und jedem. Mein Gott, sie ist widerlich sentimental. Wohin kommt man heute mit Mitleid. Sie hat keine Ahnung, was draußen passiert.

„Und nun ist Meyerings Frau auch erst ein halbes Jahr tot“, hörte er sie sagen. „Ich werde mich mal mit Meyering unterhalten. Wenn du jetzt den neuen Wagen bekommst und mir den alten hierläßt, dann komme ich auch wieder öfter in die Stadt.“

„Wir werden keinen neuen Wagen haben“, sagte er. Zum erstenmal an

diesem Abend wandte er ihr ganz sein Gesicht zu. „Wir werden keinen neuen Wagen haben“, wiederholte er. Er wollte es nüchtern und gleichgültig hinsagen, so, als habe er sich längst mit dieser Tatsache abgefunden. Aber seine Worte verrieten Erregung und Zorn.

„Aber du hast doch gesagt . . .“

„Ja, ich habe gesagt . . . Aber jetzt sage ich, wir werden keinen neuen Wagen haben.“

„Hattest du ihn denn nicht schon bestellt?“

„Ich habe ihn eben wieder abbestellt.“

„Brauchst du ihn denn nicht?“

„Natürlich brauche ich ihn“, schrie er plötzlich. „Aber soll ich mir das Geld aus den Rippen schneiden?“ Er zog nervös an seiner Zigarre. Sie schmeckte ihm nicht mehr. Er wollte sie aus dem Fenster werfen, überlegte es sich aber und tat sie vorsichtig in einen Aschenbecher.

„Jetzt weiß ich wenigstens, was du hast“, sagte seine Frau erleichtert. „Nimm es dir nicht zu Herzen. Ich brauche ja auch gar keinen Wagen.“

Er hörte den Trost in ihrer Stimme und empfand ihn beleidigender als einen Tadel.

„Es ist ja auch schwierig“, fuhr sie begütigend fort. „Wer kann sich denn heute noch so ohne weiteres einen Wagen kaufen!“

„Meyering zum Beispiel.“

Diesmal war es ihm geglückt, seine Bemerkung so nebenbei auszusprechen, daß sie wie ein unerwarteter Peitschenhieb auf seine Frau wirkte.

„Das ist nicht möglich! Soviel verdient er doch gar nicht.“

„Haben wir gedacht!“

„Nein“, sagte sie und erhob sich. Sie zog einen Sessel dicht neben den seinen und ließ sich schnell nieder. „Jetzt erzähl mir das mal“, drängte sie.

„Ganz einfach“, sagte er und weidete sich an ihrem Erschrecken, weil er selbst so erschrocken gewesen war, als er es erfuhr. „Ganz einfach. Der Herr kam heute morgen eine halbe Stunde zu spät. Ich dachte schon, er wäre krank. Das ist ja noch nie passiert, daß Meyering zu spät kommt. Und plötzlich sehe ich, wie ein tomatenroter Volkswagen vorfährt. Eigenartig, denke ich, sieht genau aus wie mein Wagen – die Sonderausführung, so, wie ich sie für mich bestellt hatte. Und als ich denke: Na, wer kommt denn da – steigt Meyering aus.“

„Und?“ drängte sie.

„Ja . . . Also er kam rein. Und was denkst du, was er sagt?“

„Ja?“

„Er sagt erst mal ganz ruhig ‚Guten Morgen‘, und dann steht er so an meinem Tisch herum und ich denke schon: Na, der hat doch was, da sagt er: ‚Entschuldigen Sie, aber ich möchte kündigen.‘“



„Das ist doch nicht möglich!“

„Das Schönste kommt noch. Ich frage, ob er im Lotto gewonnen hat. Nein, sagt er. Er wolle heiraten und sich verändern.“

„Was?“ Die Frau schlug mit beiden Händen erst auf die Sessellehne und hob die Hände dann vor ihr Gesicht. „Mein Gott, wie ist denn das möglich! Und die Frau Meyering ist doch erst ein halbes Jahr tot. Ach, tut mir das weh!“

„Das tut dir weh? Wieso tut dir das weh?“ fragte er schroff und abfällig. Er verspürte plötzlich keine Lust mehr, weiter zu berichten. Sie ist albern, dachte er, sie ist ekelhaft sentimental. Er nahm seine Zigarre aus dem Aschenbecher und entzündete sie von neuem. Seine Frau bemerkte seinen Unwillen, legte duldsam die Hände im Schoß zusammen und schüttelte nur noch in ratloser Verständnislosigkeit leise den Kopf. Die Einigkeit, die für wenige Augenblicke zwischen ihnen geherrscht zu haben schien, war wieder zerrissen.

Nach kurzer Pause fuhr er fort: „Also heiraten will er. Ich frage ihn, wie er das gemacht habe, und da sagt er, er habe die Einsamkeit nicht mehr vertragen und deshalb eine Annonce aufgegeben. Ein paar Frauen haben sich gemeldet. Eine davon hatte Geld. Sie hat eine Schlächterei, die will er übernehmen. Und zur Verlobung hat sie ihm sofort einen Wagen gekauft. Und das Schönste daran ist – ich habe mir den Wagen genau besehen –, es ist mein Wagen. Der Wagen, den ich für mich bestellt und dann wieder abbestellt hatte.“

„Mein Gott, der Mann hat geweint, als seine Frau starb, geweint hat er wie ein Kind. Und jetzt heiratet er die erste beste!“

„Die erste beste war es ja gar nicht“, wandte er boshaft ein.

„Nein“, beharrte sie kopfschüttelnd, „ich bin enttäuscht von Meyering. Seine Frau wird sich im Grabe herumdrehen.“

Lächerlich, dachte er, lächerlich. Aber er schwieg, weil ihm das Gespräch über Meyering jetzt endgültig lästig wurde.

Sie erhob sich müde aus ihrem Sessel und ging ins Schlafzimmer hinüber, immer noch verständnislos den Kopf schüttelnd. Er zog die Mundwinkel herab und lachte in sich hinein. Eigentlich hat Meyering ganz recht, dachte er. Man muß die Sache auch von einer anderen Seite besehen. Ein Mann braucht eine Frau. Ich hätte es genauso gemacht. Und er hat Glück dabei gehabt. – Er fühlte Neid in sich aufsteigen, bitteren, nagenden Neid, wenn er an seinen tomatenroten Wagen dachte. Meyering hat sogar ein Geschäft dabei gemacht, dachte er. Er wäre nie zu einem Wagen gekommen, wenn seine Frau nicht gestorben wäre. Man muß die richtigen Verbindungen eingehen, nicht irgendwelche. Nur einen Fehler hat er gemacht. Er hat sich eine gleichaltrige Frau genommen. Ich hätte mir eine reiche und junge Frau genommen.

Er schmunzelte vor sich hin, weil er sich die Frau vorstellte, die er sich aussuchen würde: Blond, vielleicht ein wenig rundlich, etwas spitzbübisch, aber natürlich gut erzogen. Es würde Spaß machen, mit ihr in einem neuen Wagen zu sitzen.

„Sag mal, Willi“ – seine Frau erschien im Nachthemd in der Tür zum Schlafzimmer – „sag mal, was würdest du eigentlich tun, wenn ich heute sterben würde?“

„Ich bitte dich“, entgegnete er abwesend und ohne sich nach ihr umzusehen, „red doch nicht solchen Unsinn!“

Draußen auf der Chaussee schliff jetzt ein Wagen mit hoher Geschwindigkeit vorbei. Der fährt gut seine hundertzehn Sachen, dachte er. Gefährlich, aber schön. Vor allem, wenn man mit einer Frau fährt, die keine Angst kennt. Sie hat schon Angst, wenn ich sechzig fahre. Eine junge Frau würde lachen, laut lachen. Wunderbar.

„Aber Willi“, drängte seine Frau, „du hast doch bestimmt schon einmal darüber nachgedacht, nicht wahr?“

Er sagte ungeduldig: „Ich habe wirklich über andere Dinge nachzudenken!“

Er erhob sich aus seinem Sessel und warf den Zigarrenrest in die Nacht. Das Fenster, dachte er, werde ich nicht zu schließen brauchen. Es wird wohl heute doch nicht mehr regnen. – Er begann langsam, seinen Krawattenknoten zu öffnen.

Arno Reinfrank

## ERINNERE DICH, DEUTSCHLAND

*Als manche Altstadtstraßen  
wie abgestorbenes Fleisch waren  
unterm Schutt besiegt Torheit  
und du gläubig  
zwischen Stein und Schrott  
auf einen Grasbalm sahst.*

*Als das Brot aus Maismehl  
bitter schmeckte und die Kinder  
nicht von der Schranktür wichen,  
als die humpelnde Heimkehr  
entwaffneter Soldaten  
Beginn des Friedens verhiess.*

*Als dein Zeitungsbändler  
Freiheit und Menschenrechte  
feilbot in freundlich bunten,  
auf schlechtem Papier gedruckten Heften  
aus dem amerikanischen  
Militär-Verlag.*

*Als die Studenten  
mit den Arbeitern ins gleiche  
Fabriktor gingen, zu helfen  
aus Glasresten Fenster zu basteln  
und ein Betriebsrat verantwortlich war  
für die Produktion.*

*Als du im Zugwind  
in einem alten grauen Mantel  
auf die Frau wartetest  
vor der Theaterkasse  
für ein Billett  
zum wieder möglichen Gorki.*

*Als die Konzentrationslager-Insassen  
übermüdet im Rathaus sich plagten,  
als sich die Nazis  
in möblierten Waschküchen verbargen  
und heuchelnd oder ehrlich  
Bibel und Gandhi lasen.*

*Als niemand es einfiel,  
es könnten die alten  
durchlöchernten Lügen vertierter Gehirne  
die schüchterne Freiheit  
der Deutschen ermorden  
wie heute . . .*

*Erinnere dich, Deutschland.*

## LIED DER BEHERRSCHER

*Die Armen sind arm zu halten nur  
durch Benützung ihrer Dummheit.*

*Die Armen sind dumm zu halten nur  
durch Beherrschung der Klugheit.*

*Wir beherrschen Gutenbergs Klugheit nur  
durch Beherrschung der Presse.*

*Wir beherrschen Godwins Erfindergeist nur  
durch Beherrschung des Filmes.*

*Wir beherrschen Hertzens Forschertalent nur  
durch Beherrschung der Radiowellen.*

*Die Geräte kluger Männer benützen wir  
zum Erhalten der Dummheit unter den Armen.*

*Wenn die Armen diese Geräte beherrschen,  
wer hält sie dann noch dumm oder arm?*

## NACHTS

*Durchs offne Fenster fließt die Nacht  
wie Seide blau.  
Mit Ticken wirkt die kleine Uhr  
am Zeitenbau.*

*Der Wind berührt die Blätter leis  
im Abornbaum.  
Wie Botschaft klingt ein fremder Laut  
aus deinem Traum.*

*Es pfeift ein Zug sein Reiselied,  
ich hör es fern.  
Das Leben kann so glücklich sein  
auf unserm Stern.*



## PFENNIGWEISHEITEN

*Geschicktes Beten bringt vorwärts, und  
selber essen macht satt,  
und Reichwerden ist kein Kunststück, wenn  
der Vater schon hat.*

*Wenn man zu viert in einer muffigen Bunkerzelle  
lebt,  
gibt es selten einen Ort, wo kein Menschenhaar  
klebt.*

*Die Dollarbanken kassierten gern deutsches Blut  
für die Spesen,  
wer's nicht glaubt, muß nur subventionierte Zeitungen  
lesen.*

*Wer zehn Minuten die Dialoge von Film und  
Fernsehen hört,  
bekommt einen Lachkrampf oder wird  
geistesgestört.*

*In den Straßen vom Frieden zu singen,  
ist uns verboten,  
zum Schutz der inneren Ordnung und nicht  
wegen der Noten.*

*Wenn man selber nichts hat, kann man andern  
nichts geben,  
und die haben, behaupten, so wär nun  
das Leben.*

*Will das Volk diesen verderblichen Kreislauf  
mal stören,  
muß es beginnen, mit demokratischem Nichtstun  
aufzuhören.*

*Die Generale der neuen Wehrmacht sitzen  
zum Beispiel schon fest,  
wenn die Bevölkerung die Jungen einfach  
nicht hingehen läßt.*

*Militaristische Treffen sind zu vereiteln, indem  
man in Haufen  
sich in sie hineindrängt, statt Kinobilletts  
zu kaufen.*

*Wem sich die Amerikaner an Zabltagen  
zu selbstherrlich aufführen,  
der soll die Trommel für ihr endgültiges Abziehen  
rühren.*

*Die nach Thüringen ohne Paß wollen,  
müssen vor allen Dingen  
die Regierung zum Verhandeln mit Ostdeutschland  
bringen.*

*Das sind, so mein ich, kann niemand abstreiten,  
die billigsten deutschen Pfennigweisheiten.*

WIR MÜSSEN SORGEN,  
DASS UNS FRIEDEN BLEIBT

*Wir müssen sorgen, daß uns Frieden bleibt,  
daß dies ein Flugzeug vor die Wolken schreibt,  
daß es an allen Zäunen lesbar wird,  
daß es libellengleich das Ohr umschwirrt.*

*Wir müssen Sorge tragen für ein kleines Kind,  
das leis sein neues wollnes Kleid besingt,  
wir müssen sorgen, daß kein Mann sein Weib verläßt,  
wir müssen sorgen für ein großes Frühlingsfest.*

*Wir müssen sorgen für ein Paar, das sich verliebt  
in einem dunklen Torweg Küsse gibt,  
und sorgen müssen wir für Essen und Gebet  
und daß kein Mensch mehr betteln geht.*

*Wir haben Mühe, daß die Brücke nicht zerfällt,  
daß uns beim Sturm das Fenster nicht zerschellt,  
daß sich ein Kranker über unsre Blumen freut  
und daß der Gärtner seinen Samen streut.*

*Wir haben Mühe mit der nackten Not,  
mit einer Wand, die umzustürzen droht,  
und daß die neuen Häuser bald bewohnbar sind.  
Wir müssen sorgen, daß im Park der Brunnen springt.*

*Wir müssen helfen, wenn ein Vater wortlos weint,  
und sorgen, daß sich Milch mit Mehl zu Brot vereint  
und daß im Herd das Feuer nie verlöscht.  
Wir müssen sorgen, daß ein Mörder nicht entwischt.*

*Wir müssen achten, daß ein Zug uns nicht entgleist  
und daß der Fluß uns nicht die Dämme niederreißt,  
wir müssen sorgen, daß uns nichts ins Unheil treibt  
und daß der Schüler es schon an die Tafel schreibt:*

*Wir müssen sorgen, daß uns Frieden bleibt.*

*Kurt Römer*

RUHR 1959

*Vater hat mal vor Jahren  
heimlich eine blaue Tanne gepflanzt.  
Ich hab die Schaufel getragen.  
Nachher hat Mutter uns  
in den Armen gelegen  
und auf bloßen Füßen getanzt.  
Dann kam der Krieg –  
Die Tannenspitze ist übers Dach gestiegen,  
und ihre breit gefiederten Zweige  
durchragen das schattige Gartenquadrat.  
Manchmal tippt sie leise  
in sternigen Ostwindnächten  
gegen die wache Fensterscheibe  
wie Vater,  
wenn er vom Schacht heimkam.  
Jetzt muß ich sie fällen,  
damit sie der kargen Alten  
im winterlangen Schatten  
der hohen Kohlenhalden  
Brennholz hergibt.*

DER MANN,  
DER DIE BOMBE WERFEN SOLLTE

Sie wachten gemeinsam auf. Er drehte langsam den Kopf zu ihr, und seine Augen begannen zu lächeln. Sie lächelte zurück.

Es war still in dem Zimmer. Draußen begann es ein wenig hell zu werden. Sie biß sich in den Handrücken, bis es schmerzte. „Schau mal“, sagte sie und zeigte die Druckstellen ihrer Zähne.

Er faßte ihre Hand und legte sie an sein Gesicht. Plötzlich fühlte sie ihre Hand naß werden. Erschrocken fuhr sie hoch. „Was ist, Josy? Warum weinst du?“ Der Junge schluchzte auf. Da nahm sie ihn in die Arme. Sie fühlte seinen Kopf an ihrer Haut, sie streichelte über sein Haar.

„Es ist alles zu Ende“, sagte er. Das Mädchen blies über seine dunklen Haare, bis ihm eine Strähne über die Stirn fiel. „Ich habe dich belogen“, sagte er. „Es ist alles nicht wahr.“

Das Mädchen richtete sich auf. „Liebst du mich nicht?“

„Doch“, antwortete er, „das weißt du doch.“

„Das ist die Hauptsache. Alles andere ist nicht so wichtig.“ Sie schloß sich ganz fest an ihn. Aber er machte sich frei, hielt sie an der Schulter und sah sie an. Ich fliege ab, nach Wien. Ich muß weg. Man sucht mich.“

Das Mädchen sah ihn an. „Warum mußt du weg?“

„Ich habe dich belogen. Ich bin nicht in Ferien hier, und meine Eltern sind auch nicht reich. Sie wohnen in New York, das ist richtig. Aber sie sind arm. Sie hätten mir niemals die Reise nach Berlin bezahlen können.“

„Wer denn hat sie dir bezahlt?“

„Die Armee. Ich bin Soldat. Ich war Soldat. Jetzt bin ich ein Deserteur. Ich gehe nie wieder in dieses Zuchthaus! Weißt du, wo Thule liegt?“

„Irgendwo im Norden“, sagte sie, „bei Norwegen wohl. Oder bei Island. Es war ein König in Thule . . .“

„Ja. Aber das ist eine Sage. Das lernt man in der Schule. Was jetzt ist, lernt man nicht in der Schule. Jetzt sind *wir* dort. Ich gehe nie wieder in diese Hölle.“ Er zog fröstelnd die Bettdecke an sich. „Fünfundvierzig Grad Kälte, und immer ist es halb dunkel, ein bläuliches Flimmern. Selbst mittags fahren die Lastwagen mit Scheinwerfern, und ich habe noch nie etwas dort blühen sehen. Du, vielleicht achtest du gar nicht darauf, wenn es hier im Frühling zu blühen beginnt. Aber es blüht um dich herum, du atmest den Sonnenschein, und deine Füße werden leichter. Dort hast du immer nur Eiswind und bläuliches Flimmern, und bist so tot wie in einer Konservenbüchse. Sie haben uns zu Haus gesagt, wie gesund dieses Klima ist, man bekommt



keinen Schnupfen und keine Tuberkulose. Aber man wird verrückt. Frag doch mal, wie viele in jedem Monat abtransportiert werden, weil sie durchgedreht sind. Manche verstellen sich auch, um herauszukommen. Aber sie kommen ja doch nur ins Irrenhaus. Und dabei drehen sie dann wirklich durch.“

Sie fühlte, daß seine Hände eiskalt geworden waren. Er erzählte weiter: „Stell dir vor: Zwanzigtausend Männer, eingesperrt in ein Eislager, in Baracken, in denen man nicht einmal aufrecht stehen kann. Dann bleibt abends nichts übrig, als zu saufen, wie wahnsinnig zu saufen. Denn das ist das einzige, was sie für uns gebaut haben, Bars. Die Offiziere haben ihre Bars, die Feldwebel haben ihre Bars, und wir Gemeinen haben unsere Bars. Denk nicht, daß du auch mal in die andere Bar gehen kannst. Du bist verurteilt, jeden Abend in deine Bar zu gehen und mit deinen Leuten zu saufen, bis du umfällst. Dann schmeißen sie dich in den Schnee hinaus, und nach fünf Minuten bist du eisklar. Dann gehst du wieder hinein und säufst weiter.“ Er schwieg, dann blickte er auf. „Liebst du mich?“

„Ja. Ich gehe auch mit dir fort.“

„Ich habe kein Geld mehr. Gerade noch für die Flugkarte. Ich kann nicht einmal das Hotel bezahlen. Wir müssen uns hier herausschleichen, ohne daß sie es merken.“

Sie richtete sich auf. „Josy, ich will dir helfen. Sag doch, wie kann ich dir helfen?“

In diesem Augenblick hörten sie die Sirene eines Polizeiflitzers. Der Junge fuhr hoch. Doch die Sirene verklang in einer Nebenstraße.

„Hab doch keine Angst, Josy. Woher weißt du denn, daß sie dich suchen?“

Er lächelte. „Weil ich ihnen fehle. Ich hätte schon vor vier Tagen zurück sein sollen, und sie wissen, daß ich noch in Berlin bin.“

Sie nickte. Der Junge richtete sich auf. „Weißt du, was von allem das schlimmste war? Manchmal flogen wir morgens, und dann kamen wir über erwachende Dörfer und über kleine Städte, in denen der Schornsteinrauch wie ein Signal für uns hing. Wir sahen die Bauern, die auf ihren Feldern arbeiteten, und die Leute, wie sie auf ihren Straßen herumgingen. An einem Strand habe ich sie beim Baden beobachtet, wir flogen niedrig, und sie winkten zu uns herauf. Es war verrückt, aber wir winkten zurück, obwohl niemand uns sehen konnte. Sie waren uns so nahe, und wir mußten wieder in unser Zuchthaus von Eis. Unmöglich, mit ihnen ein Wort zu sprechen oder ihr Brot zu essen. Wir hatten in unsern Kopfhörern ja immer nur die Stimmen der anderen Maschinen und die von Thule, die uns festhielten wie unsichtbare Drahtseile.“

„Das ist doch vorbei, Josy“, sagte sie. „Du mußt es vergessen.“

„Vergessen kann man das nicht. Und es ist ja auch noch nicht vorbei.“

Sie nickte, dann begann sie sich anzukleiden, traurig, lächelnd, wehe. Plötzlich stand der Junge hinter ihr. „Etwas war noch schlimmer, noch furchtbarer. Wir hatten ja Bomben im Flugzeug. Wasserstoffbomben. Man kann eine ganze Stadt auf einmal zerstören mit einer einzigen Bombe. Du kannst alles, was unter dir liegt, mit ein paar Handgriffen auslöschen, die Bauern und die Pferde, die Häuser und die Blumen und die Bäume. Alles. Du bist eine Macht. Hör nicht auf die Worte im Kopfhörer, hör auf deine Verzweiflung. Wenn du nicht mehr leben magst, warum sollen die anderen weiterleben? Tu die Handgriffe, die sie dir gezeigt haben und die du üben mußt. Dann dauert es vierzehn Sekunden, und die Welt geht unter. Begreifst du, daß solche Eismenschen wie wir mit diesen Gedanken kämpfen müssen? Jeder? Und eines Tages wird vielleicht einer nachgeben und wird es tun.“

In diesem Augenblick drang das Sirren eines fernen Flugzeugmotors durchs Fenster. Die Geräusche auf der Straße gingen unverändert fort. Nur die beiden im Zimmer blickten sich an. Es war, als ob das Eis von Thule sie einschloße.

„Komm“, sagte er.

„Wohin?“ fragte sie erstaunt.

„Zum Flugplatz.“

„Warum nach Wien?“

„Sie sind neutral dort. Sie werden mich nicht ausliefern.“

„Aber du kommst ja nicht heraus. Sie kontrollieren alle, die heraus wollen.“

Er sah sie erstaunt an. Dann erschrak er. Sie nickte und war selbst erschrocken. Nun erst begriff sie: Aus dieser Stadt gab es keinen Weg für ihn. Vielleicht gab es ein Loch drüben, im Osten? Sie grübelte, doch sie fand keinen anderen Weg. Sie sagte leise: „Und wenn du hinübergingst?“

„Wohin?“

„In den Osten.“

Er schwieg. Dann sagte er: „Ich kann doch nicht überlaufen.“

„Du sprichst, als wäre Krieg.“

Das Telefon schlug leise an. Der Junge zuckte zusammen. Endlich hob er den Hörer ab. Sie hörte etwas fragen. „Nein“, antwortete er und legte den Hörer wieder auf. „Falsch verbunden.“

Sie sagte: „Vielleicht hast du recht. Vielleicht ist wirklich Krieg. Sie lassen Atombomben explodieren, und der Staub vergiftet uns alle. Ihr fliegt über fremde Länder und habt Wasserstoffbomben im Flugzeug. Ihr sollt uns schützen, aber ihr bedroht uns. Wir winken zu euch hinauf, aber ihr könnt nicht zu uns kommen und spielt mit dem Gedanken, uns zu töten. Routineflüge heißt das, nicht? Wie furchtbar: Routine!“

Der Junge saß zusammengesackt auf dem Bett. In diesem Augenblick fiel

ihr auf, wie sehr er noch ein Kind war. Als sie ihn kennenlernte, trug er eine Uniform und sah fast wie ein Mann aus. Jetzt sah sie, daß er nur ein verkleidetes Kind gewesen war. Ein Kind, das mit zwanzigtausend anderen in die Eiswüste befohlen worden war und mit Atomwaffen Routineflüge machen mußte.

„Einer aus unserer Schule ist vor zwei Monaten gestorben“, erzählte er. „Er war drei Jahre älter als ich und wollte Raketeningenieur werden. Wir hatten uns einen Versuchsstand bei Long Branch am Meer gebaut und fuhrten jedes Wochenende hinaus, vier Mann. Sieben Raketen haben wir gebaut, kleine Dinger nur, aber drei davon flogen wirklich. Einmal verbrannte sich Clyde den rechten Arm ziemlich schlimm, als die Ladung zu früh zündete. Wir mußten ihn ins Krankenhaus bringen. Dann kam sogar die Polizei und verhörte uns. Clyde, das ist der, den ich meine, mußte vier Wochen im Krankenhaus bleiben und bekam eine Hautverpflanzung. Er wollte trotzdem weitermachen, er war so begeistert. Aber dann zogen sie ihn ein, und weil er technisch begabt war, schickten sie ihn nach Nevada zu den Atomexperimenten. Dort haben sie etwas ganz Furchtbares mit ihm angestellt. Seine Kompanie mußte ein paar Minuten nach einer Explosion in das Versuchsgebiet vorgehen, ohne Schutzanzüge. Man wollte ausprobieren, wie schnell man ein Gebiet besetzen kann, das vorher mit Atomgranaten beschossen worden ist. Die Jungs kamen alle heil durch. Sie hatten keine Beschwerden, fühlten sich gut. Später mußten sie noch zweimal das gleiche machen, und immer ging es gut. Aber vor sechs Monaten bekam Clyde eine scheußliche Leberentzündung und eine Blutkrankheit, ich weiß nicht, wie sie heißt. Meine Mutter hat mir dann geschrieben, daß er gestorben ist. Er hatte keine Haare mehr und sah aus wie ein Achtzigjähriger.“

Der Junge nahm seine Brieftasche, die auf den Boden gefallen war, und suchte. „Das war er.“

Auf einem angeknickten Foto sah das Mädchen vier strubblige Köpfe. Vorn war Josy. Sein Daumen zeigte auf das Gesicht eines schwarzhaarigen Jungen, der den Arm in der Binde trug. Eigenartig, dachte das Mädchen, wie sich all diese Gesichter ähneln.

„Sag, Josy, machen sie das heute noch, daß sie die Jungs durch Atomwolken schicken?“

„Jetzt wissen sie, daß es gefährlich ist. Auch andere sind gestorben. Viele sind krank geworden, unheilbar. Und die nicht krank sind, bekommen vielleicht kranke Kinder.“

Sie schwiegen wieder. Dann blickte der Junge auf die Uhr. „Wir haben keine Zeit. Wir müssen nachdenken.“

Als wollte sie mahnen, klopfte das Zimmermädchen an die Tür. „Ich dachte, Sie wären schon gegangen. Bleiben Sie heute nacht?“

„Natürlich, wir bleiben. In zehn Minuten können Sie das Zimmer machen.“

Als ihre Schritte verhallten, wiederholte er: „Zehn Minuten. Zwei Jahre lang hätte ich nachdenken können, und jetzt muß es in zehn Minuten geschehen.“

Das Mädchen sah ihn an. „Wenn wir hier bleiben, fangen sie uns. Auch wenn wir uns irgendwo in der Stadt verstecken, fangen sie uns. Und ganz sicher fangen sie dich auf dem Flugplatz. Wir können nur hinüber.“

Der Junge sah aus dem Fenster. Wieder hörten sie Flugzeuggeräusch.

„Ich habe immer nur gehört, sie sind unsere Feinde. Jetzt soll ich zu ihnen und weiß nichts. Vielleicht ist alles falsch. Aber irgendwo müssen doch unsere Feinde sein, wenn Flugzeuge mit Bomben über Städte und Dörfer fliegen. Ich habe keine Zeit mehr zum Nachdenken. Ich weiß nur: Ich habe über alles zu wenig nachgedacht. Es ist zu spät.“

Es war zu spät. Auf dem Gang hörten sie Stiefelschritte, Ausrufe. Jemand schlug an die Tür. „Öffnen, sofort!“

Er sprang ans Fenster, blickte hinaus. Vor dem Hoteleingang standen Soldaten. „Nein!“ schrie das Mädchen. „Nicht!“ Aber er war schon hinausgeklettert. Seine Hände klammerten sich an der Dachrinne fest. Von der Straße hörte man eine Signalpfeife. „Josy“, schrie sie, „du bist verrückt. Bitte, komm! Tu das nicht!“

Als sie die Tür aufbrachen, piff ein Warnschuß in den Himmel. Der Junge hing an der Dachrinne. Er versuchte zu der Feuerleiter an der Seitenwand zu gelangen. Drei Soldaten rissen das Mädchen vom Fenster. „Stellen Sie sich dorthin“, sagte einer. Mit kristallener Klarheit nahm sie jeden Laut von draußen auf, obwohl es gespenstisch still war wie in einem dunklen Theaterraum. Nur zweimal wurde etwas gerufen. Dann Stiefelgeräusche, und wieder still.

Jetzt hallte eine dröhnende Stimme herauf, das mußte eine Art Lautsprecher oder Megaphon sein: „Der Block ist abgesperrt. Sie haben keine Chance. Geben Sie auf. Seien Sie vorsichtig beim Absteigen.“ Es klang so besorgt, und das Mädchen mußte an die vier strubbligen Köpfe auf dem Foto denken.

Wieder war alles still. „Er klettert weiter“, sagte einer der Soldaten. Auf einmal brach es aus ihr heraus, gellend: „Josy! Josy!“ Als sie wieder sehen konnte, fragte sie in das verschwommene Kindergesicht vor ihren Augen: „Was...?“ Das Kindergesicht öffnete den Mund. „Er kommt nicht weiter. Er hat sich irgendwo verfangen. Haben Sie keine Angst, Fräulein, gleich wird eine Leiter hochgedreht.“

Der Wasserhahn tropfte in die totenstillen Sekunden. Die Tropfen dröhnten. Ihre Ohren wurden wieder taub. Da kam ganz leise ein trockenes Knirschen, und der Soldat am Fenster drehte sich wachsfarben zu ihr. „Die Dachrinne ... Sie biegt sich durch.“



Sie hörte noch, wie das Knirschen zum Brechen wurde, hörte von fern das aufkochende Entsetzen furchtbarer Schlünde. Dann das Zischen von Raketen, dann das Brodeln einer Atomexplosion. Jemand sagte ganz leise durch das bläuliche Flimmern: „Ich habe zu wenig nachgedacht.“ Doch das Dröhnen eines Flugzeugs erstickte die Stimme. Eine Feuerwehrsirene spülte alles fort und spielte die Melodie der New Orleans Function. Als es hell wurde, sah sie die vier strubbligen Jungensköpfe über sich gebeugt. Doch die Kinder verkleideten sich, unsichtbare Hände hängten Uniformjacken über die schmalen Schultern, aus den Köpfen wuchsen Stahlhelme, und das Lächeln ging in eine Grimasse des Todes hinein. „Sind Sie wieder da“, fragte Clyde. Sein Mund war blutig, und kleine Blasen spritzten ihr ins Gesicht, bis es ganz feucht war. Ein Tuch fuhr über ihre Augen, und im bläulichen Flimmer sah sie wieder alles scharf: die vier Soldaten, das offenstehende Fenster, die aufgeblätterte Brieftasche Josys auf dem Tisch.

Aber die Ähnlichkeit mit den vier Jungensköpfen blieb. Alle sahen so aus wie Josy und Clyde. Verkleidete Kinder. „Warum habt ihr das getan?“ fragte das Mädchen. „Warum?“ antwortete eines der Kinder erstaunt. „Was sollten wir denn sonst tun?“

„Nachdenken“, antwortete sie.

*Gerd Semmer*

## WIR MÜSSEN ES WEITER BRINGEN

*Von den ältesten blutigen Zeiten  
bis zu den neueren Zeitaltern  
war ein tränenreicher Weg.  
Er wird blutig und tränenreich bleiben.  
Wir sind noch nicht am Ziel. Aber  
wir haben es weit gebracht.*

*Wenn einer gut zu dir ist,  
dann traust du ihm nicht.  
Das ist sicher ein großer Narr  
oder er will etwas umsonst von dir,  
was eigentlich Geld kostet. Ja  
wir haben es weit gebracht.*

*Du sorgst auch dafür  
(das Leben ist kein Spaß),  
daß niemand dir Dank schulde:  
Wem du Gutes angetan hast,  
der wird dein Feind. Ja  
wir haben es weit gebracht.*

*Daß einer mehr tut als er soll,  
weil Arbeit dem Leben dient,  
weil es nicht verschuftet wird,  
sondern einen Sinn hat:  
Das kann man hier nicht glauben. Ja  
wir haben es weit gebracht.*

*Während in einem anderen Land  
große Provinzen bewässert und  
zu fruchtbaren Gärten gemacht werden,  
zerfabren Panzer unsere Obstbäume  
und wir kaufen fremdes Obst. Aber  
wir haben es weit gebracht.*

## GRÜN IST DIE HOFFNUNG – ROT DIE LIEBE

*Man sagte euch: Laßt alle Hoffnung fahren,  
die Erde ist ein großes Jammertal.  
Ihr seid umstellt von Schrecken ohne Zahl,  
und in die Hölle trieb man euch zu Paaren.  
So war es immer! bleute man euch ein.*

*Und doch, und doch – wenn es euch überfiele:  
Habt ihr denn keine Lust, im Glück zu sein?  
Ihr seid viele.*

*Und weiter regt ihr Arm und Bein  
und zieht so weiter, lachend oder fluchend,  
das Land der Grießen mit der Seele suchend.  
Und eure Herren kamen überein:  
Das wahre Glück für euch sind ihre Waren.*

*Und doch, und doch – ihr müßt nicht unterliegen.  
Laßt nicht so eilig alle Hoffnung fahren,  
laßt sie fliegen!*

## ATOM, ATOM - ES DÄMMERT

*In der Welt habt ihr Angst.  
Und die kann man auch haben:  
Von den Galgen die Raben  
Schwirren wieder ums Haus.  
Doch ihr macht euch nichts draus,  
schlingt hinein euer Brot.  
Das geringe Stück Brot.*

*Morgen wird es zu Stein,  
schlägt die Zähne euch ein.  
Seht ihr im Westen das Abendrot?  
Atom-Aschen-Wind,  
das himmlische Kind,  
nimmt die Sorge euch ab  
für Weib und lieb Kind.*

*Laßt die Finger davon.  
Oder seht ihr euch schon  
mit erloschenem Blick  
und verdrehtem Genick?  
Nein, die Welt ist kein Grab.  
Reißt die Irren der Angst  
von dem Abgrund zurück.*

*Stefan Scherpner*

## EIN GENERAL FIEL UM

**Z**wei Saalordner hatten sich hinter der Tür postiert. Sie verbeugten sich steif und überreichten Grundel und seinem Begleiter Werbeschriften der „Antikommunistischen Aktion“. Grundel entdeckte unter den Blättern einen Anmeldeschein und überflog die Fragen. Er stieß den Atem hörbar durch die Nase und beugte sich zu seinem Begleiter. Grundel hielt ihm den Anmeldeschein vor die Augen und raunte ihm zu: „Dienstgrad: Häftling, Truppengattung: KZ, Dienstzeit: zehn Jahre, Auszeichnungen: Niere kaputt und Zähne verloren.“ Der andere lachte sarkastisch.

Der Saal war fast leer. Etwa ein Dutzend Männer verloren sich auf den langen Holzbänken. Aber das besagte nichts. Sie waren früh gekommen.

Grundel hielt sich mit seinem Begleiter im Hintergrund. Sie setzten sich auf die vorletzte Bank.

Nun hatten sie endlich doch eine gemeinsame Aktion erreicht. Nun saßen sie endlich doch zusammen in diesem Saal. Grundel hatte zu überprüfen, ob genügend Genossen erschienen.

Die Sozialdemokraten waren der Unsicherheitsfaktor. Von ihnen war ihm zu wenig bekannt. Er hatte sich gewundert, als Lehmann auf eine Absprache drängte. Lehmann hatte den persönlichen Streit mit ihm wegen der Kinder mit keiner Silbe erwähnt. Grundel wünschte sich eine gewisse Dickfelligkeit. Dagegen hatten die Sozialdemokraten nichts zu setzen.

Grundel fragte seinen Begleiter: „Hat Lehmann mit dir über die Sitzordnung gesprochen?“

„Ja. Ich weiß Bescheid, wo unsere Mitglieder Platz nehmen sollen. – Lehmann läßt dich an euren Treff vor Versammlungsbeginn erinnern.“

„Danke“, brummte Grundel. Es ärgerte ihn, daß Lehmann glaubte, ihn an den Treff erinnern zu müssen. Grundels Zuverlässigkeit war in seiner Partei bekannt. Na ja, dachte er, Lehmann wird dies auch noch anerkennen. Möglicherweise fühlte er sich auch ganz einfach hilflos vor der kommenden Stunde und wollte sichergehen, daß ich die Verantwortung mittrage.

Grundels Begleiter wies mit einer schnellen Kopfbewegung auf zwei jüngere Männer. Sie setzten sich wie vereinbart direkt vor den Vorstandstisch. Die anderen körperlich starken Genossen waren am Eingang eingeteilt.

Grundel dirigierte mehrere Arbeiter an die Fenster. Er zischte ihnen kurze Bemerkungen zu und sie verstanden ihn. Die Fenster konnten als Notausgänge Bedeutung erlangen, da der Saal im Parterre lag. Grundel hatte diese Lücke im Plan zum Glück noch gefunden.

Nacheinander trafen jetzt alle Genossen ein. Sie sprachen sich nicht an und kniffen nicht einmal ein Auge zu, wenn sich ihre Blicke fanden. Obwohl die Aktion in beiden Parteiorganisationen getrennt erläutert worden war, gab es kein Mißverständnis. Die Disziplin war gut. Sie wuchs mit der Gefährlichkeit des Feindes. Außerdem wollten sich die Sozialdemokraten nicht vor den Kommunisten und die Kommunisten nicht vor den Sozialdemokraten blamieren.

Grundel war zufrieden. Er ging nach draußen.

Lehmann verbarg sich hinter einem auf der Straße abgestellten Lastwagen. Grundel trat auf ihn zu und reichte ihm die Hand. Er lehnte sich an das Führerhaus. Da bemerkte er einen zweiten Mann und riß sich zurück. Er dachte an eine Provokation. Hatte ihn der Sozialdemokrat in eine Falle gelockt?

Grundel zog eine solche Möglichkeit in Betracht. Er bereitete sich auf



eine Abwehr vor. Er war nahe daran, kopflos zu werden. Im Saal war schon alles klar, und hier stimmte etwas nicht. Deshalb hatte Lehmann ihn noch einmal an den Treff erinnern lassen. Grundel zwang sich zu einem gleichgültigen Lächeln. Lehmann ahnte, was in ihm vorging und stellte den Unbekannten vor: „Schmiedemann, SPD-Stadtverordneter.“

Ohne Umschweife fragte Grundel: „Es bleibt bei unserer Abmachung, nicht wahr?“

„Natürlich bleibt es dabei“, wich Lehmann aus. „Aber wir müssen einiges nochmals überdenken.“

„Was willst du dir überlegen?“ bohrte Grundel und fuhr gereizt fort: „Mach schnell mit deinen Überlegungen. Die Nazis warten nicht. Die fangen mit ihrer Versammlung an.“

Der Sozialdemokrat fühlte sich nicht wohl in seiner Haut. Er druckste verlegen herum. Als der Stadtverordnete stumm blieb, erwiderte er nach kurzem Schweigen: „Ich weiß nicht, ob wir wegen dem alten Nazigeneral Krach machen sollen. Die Nazis haben keinen Anhang mehr. Wir geben unserem Kampf eine falsche Stoßrichtung, wenn wir uns mit den Nazis befassen.“

Lehmann lauerte auf die Entgegnung des Kommunisten. Der ballte die Faust und schlug sich hart auf den Oberschenkel. Grundel diskutierte nicht gern unter Zeitdruck. Doch ohne Zustimmung Lehmanns konnten sie nicht losschlagen. Wenn er unzugänglich blieb und so armselig zurücksteckte, würde er sich im Saal entscheiden. Waren die Genossen bereit, so mußte man die Aktionseinheit auch gegen die Führung verwirklichen. Grundel war enttäuscht, aber er antwortete sachlich.

„Vor zwei Tagen hast du noch auf die Absprache gedrängt. Wir waren uns einig. Die Regierung unternimmt nichts gegen die Nazis. Die Regierung gießt Wasser auf das Unkraut. Wir müssen die Nazi-Pflanzen ausreißen, sonst wachsen sie. Andere machen das nicht für uns. Die Stoßrichtung ist sehr einfach zu korrigieren. Am Sonntag spricht Adenauer in Frankfurt. Unsere Zusammenarbeit muß weitergeführt werden.“

Der Stadtverordnete sah, daß Lehmann schwankte und schaltete sich ein.

„Zusammenarbeit, Aktionseinheit, das sind altbekannte kommunistische Schlagworte. Wenn Sie es ehrlich meinen, kommen sie in unsere Partei. Bei uns gibt es auch für Linke Betätigungsmöglichkeiten. Mit diesem Schritt können Sie die Einheit herbeiführen. Es liegt durchaus bei Ihnen.“

Grundel kannte die herablassende Art dieser Funktionäre. Sie legten es darauf an, den Gesprächspartner zu beleidigen. Grundel hätte am liebsten polemisch geantwortet. Er unterließ es, weil er Lehmann überzeugen wollte. Den Stadtverordneten mußte er isolieren.

Grundel sagte: „Ich kann mich nicht unter Ihre Führung stellen. Sie ver-

sagt von Jahr zu Jahr. Die Arbeiterklasse verliert Jahrzehnte ihres Lebens. Die SPD-Führung orientiert die Arbeiter nicht auf den Klassenkampf. Sie leistet dem bürgerlichen Staat Hilfestellung, anstatt ihn zu beseitigen und den Sozialismus zu errichten. Sie mögen gescheite Reden über Frieden und Sozialismus halten können, Genosse Schmiedemann – im Klassenkampf versagen sie. Den können Sie nicht organisieren. Wir freuen uns, daß unsere sozialdemokratischen Genossen uns als ihre Freunde betrachten und nicht Adenauer und seine Parteigänger. Das gemeinsame Vorgehen heute abend entspricht beiderseitigem Interesse.“

Der Stadtverordnete grinste. „Gemeinsames Vorgehen? Mit wem denn?“ fragte er höhnend. „Ihre Partei war schon vor dem Verbot politisch bedeutungslos.“

Grundel suchte nach Worten. Der Stadtverordnete war unerschämte, verletzend. Er wußte, daß es den Kommunisten ernst war mit der Aktionseinheit. Deshalb trieb er den Disput auf die Spitze. Grundel begriff, daß ihn der Stadtverordnete ablenken wollte. Er würde noch reden, wenn die Nazi-Versammlung längst beendet war.

Er mußte Lehmann jetzt bedrängen. Zu dem Stadtverordneten gewandt, antwortete er kurz angebunden: „Darüber können wir uns nachher unterhalten.“ Und selbstsicher fügte er hinzu: „Wenn Sie bei Ihrer Meinung bleiben.“ Der Kommunist appellierte an Lehmann: „So wie wir beide uns verhalten, werden sich die Genossen verhalten. Entscheide dich. Wenn du dich zurückziehst, teile es bitte den Genossen selbst mit.“

Lehmann öffnete den Mund und wippte mit dem Kopf. Plötzlich sagte er scharf: „Gehen wir!“ Er packte Grundel mit der Hand am Oberarm und schob ihn fort.

Der Stadtverordnete fluchte leise. Dann unternahm er noch einen Versuch, die beiden zu entzweien. „Versammlungen sprengen! Das ist die Methode der Kommunisten. Die wollen nicht begreifen, daß wir in einem Rechtsstaat leben“, geiferte er.

Lehmann kam Grundel zuvor. Seine Diktion war hart.

„Ausgerechnet du willst diese Leute überzeugen? Willst du etwa in der Diskussion sprechen? Ich bin für andere Argumente. Die Hälfte der Versammlungsteilnehmer sind Genossen. Das ist unsere Versammlung. Der Nazi-General darf nicht zu Wort kommen.“

Sie beeilten sich. Die Saalordner an der Tür hatten sich bereits zurückgezogen. Der General saß am Vorstandstisch. Ein kurzgeschorener Mann erteilte ihm das Wort.

Grundel und Lehmann bewegten sich auf dem Mittelgang nach vorne. Sie fanden in den ersten Reihen keine freien Stühle und blieben stehen. Der General starrte die beiden an. Er wurde nervös. Die Saalordner bemerkten

das nicht. Sie musterten gerade den eintretenden Stadtverordneten, der ihnen bekannt war. Sie stellten sich in seine Nähe.

Der General ordnete sein Manuskript. Er räusperte sich und begann seine Rede. „Kameraden!“

Grundel rief sofort dazwischen: „Ihre Kameraden sind wir nicht!“ Grundel und Lehmann rührten sich nicht von der Stelle. Mehrere Saalschützer rannten auf sie zu. Da griffen die Genossen ein. Mit einer weiten Armbewegung schob einer die Nazis beiseite. Deren Gesichter verzerrten sich. Blindlings schlugen sie um sich. Das war das Ende der Versammlung.

Die Uneingeweihten waren bestürzt. Sie beteiligten sich nicht an der Schlägerei und waren froh, wenn sie nichts abbekamen. Überall erhoben sich Genossen.

Der Stadtverordnete Schmiedemann war vorübergehend ohne Besinnung. In ihm den Drahtzieher vermutend, hatte ihm ein Saalordner eine Stuhllehne über den Kopf geschlagen. An Schmiedemanns Jackett waren die Knöpfe ausgerissen. Mühsam erhob er sich. Seine Kopfhaut schmerzte. Er war gleich im Bilde. Er konnte nicht mehr schlichten. Der Kampf war entschieden.

Der General sah Lehmann auf sich zukommen und lief rückwärts. Nach wenigen Schritten fand er sich an der Wand. Wortlos kam Lehmann näher. Der General steckte zitternd seine Hand in die Tasche. Grundel sprang mit einem abgesplitterten Stuhlbein hinzu. In diesem Moment feuerte der General zwei Schüsse aus einer Tränengaspistole ab.

Grundel schlug dem General die Pistole aus der Hand. Gleichzeitig setzte Lehmann dem General die Faust unter das Kinn.

Der General lag reglos auf dem staubigen Boden. Nichts von Würde oder dergleichen! Ein General war keine Eiche. Ein General war viel leichter zu fällen.

Die übrigen Nazis waren feige und spielten die Unbeteiligten, die zufällig Hergekommenen. Die Genossen dachten nicht daran, sie zu belästigen. Die Lektion in Arbeiterdemokratie war beendet.

Inmitten umgeworfener und zerbrochener Bänke und Stühle sammelten sich die Genossen. Lehmann trat an den Vorstandstisch und bat um Ruhe. Mit einem Zuruf meldete sich Stadtverordneter Schmiedemann: „Was habt ihr nun erreicht? Eure Einheitsfront hat sich recht unangenehm eingeführt.“

Lehmann hob seine Stimme an. „Oh, wir haben viel erreicht heute abend. Sie – beispielsweise – haben wieder erfahren, was Klassenkampf ist. Die Nazis haben ihre Versammlung abgebrochen. Der heutige Abend war ein starkes Argument für ein Zusammengehen mit den Kommunisten. Der heutige Abend war ein starkes Argument gegen dich, Genosse Schmiedemann. Ich schließe hiermit die Arbeiterversammlung!“

Spontan stimmten die Sozialdemokraten und Kommunisten an: „Brüder, in eins nun die Hände.“

Der Gastwirt zwängte sich durch die Menschen. Er bejammerte den Schaden, der sich auf einige hundert Mark belaufen mochte. Etwas eingeschüchtert, blickte er auf die singenden Arbeiter. Dann sah er den General am Boden liegen und sagte entschlossen zu Grundel: „Ich mache den General für den Schaden haftbar!“

*Stefan Scherpner*

## EIN FLUGBLATT

### 1

*Auf dem Stimmzettel sind sieben Kreise.  
Wo immer Du Dein Kreuz machst, Kumpel –  
es bleibt ein Kreuz.  
Du wählst das Kreuz, Kumpel!  
Das Kreuz für das Kruzifix,  
das Kreuz für das Heldengrab.*

*Deine Freiheit dauert eine Minute.  
Du darfst unbeobachtet Dein Kreuz machen.  
Wer hat Deine Meinung gemacht?*

*Die Gewählten berufen sich auf diese eine Minute.  
Vier Jahre lachen sie über Deinen Zorn.  
Vier Jahre bist Du Untertan.*

### 2

*Wir werden Wahlen abhalten.  
Vier Jahre dauert bei uns die Wahl.  
Vier Jahre wirst Du frei sein.  
Wir machen unsere Meinung selbst, Kumpel!  
Wir üben Nachsicht  
und verlangen Einsicht.  
Wir stellen nur den Sozialismus zur Wahl.  
Unseren Feinden geben wir keine Freiheit.  
Nicht einmal eine Minute lang.  
Fürchte Du diese Einschränkung nicht!  
Kumpel, Du wirst Kandidat sein.*



## SONG VON DER VERMASSUNG

*Ruhm und Sieg gehören nicht Dir  
und nicht mir, sondern allen, der Masse.  
Auch durch mich lebt die Partei  
und in mir schlägt das Herz der Klasse.*

*Ich sei vermasst, sagt der Aktionär,  
weil ich im Arbeiterblock marschiere.  
Ihn erschreckt unsere Disziplin,  
ihn erschrecken die Menschenspaliiere.*

*In Frankfurt am Main, in der Fabrik,  
hat uns der Aktionär vermasst.  
Da schreit er uns Proletarier an:  
Ich schmeiße den 'raus, dem's nicht paßt.*

*Die Aktionäre haben das Elend der Welt  
auf unsere Klasse geladen.  
Im Kampf wachsen Klassenbewußtsein  
und die Einheit der Kameraden.*

*Aktionäre verrecken nicht an der Pest.  
Die gebieten den besten Ärzten.  
Uns halfen nur der Streik und der Marsch,  
wenn uns Herz und Magen schmerzten.*

*Da kommen die Lieder aus tausend Kehlen,  
und das Bewußtsein der Stärke erwacht.  
Der einzelne wird befreit in der Masse,  
denn er hat sich zum Ziel durchgedacht.*

*Vermasst soll ich sein, weil ich weiß, warum  
ich mit den Kameraden marschiere?  
Die Aktionäre wissen, warum sie lügen,  
denn wir richten ja ihre Papiere.*

*Heute noch nicht, aber morgen bestimmt,  
wenn wir den letzten gerührt.  
Wenn wir ihn aus der Vermassung heraus  
zum eigenen Standpunkt geführt.*

Rosemarie Heise

## Die Bürde der Vergangenheit

*Franz Fühmann: „Stürzende Schatten“, Novellen, Verlag der Nation, Berlin 1959  
Illustrationen von Hans und Lea Grundig*

Wie in den „Kameraden“, mit denen sich Fühmann – vorher vielen nur als Lyriker bekannt – nun auch als Prosaist von Rang auswies, wird auch die Thematik seines neuen Erzählerbandes von der unverminderten Aktualität bestimmt, die für den deutschen Schriftsteller und Leser noch immer die Auseinandersetzung mit dem Faschismus hat.

Im Schicksal von Menschen, die in die tödlichen Strudel der Agonie des „Dritten Reiches“ gerissen werden, läßt Fühmann die infernalische Vergangenheit noch einmal bedrängend gegenwärtig werden. An der Art, wie etwa ein junger Soldat, der in den letzten Stunden des Krieges erhängt werden soll und dem durch das Nahen der Roten Armee die Flucht gelingt, über seine ihm ausweglos scheinende Situation nachdenkt, wird das verheerende Zerstörungswerk des Faschismus am selbständigen Urteilsvermögen von Millionen junger Menschen offenbar („Kapitulation“). Die geistige wie gefühlsmäßige Verödung und Verwahrlosung, die aus dem barbarischen Ideologienarsenal des Faschismus erwuchs, spricht aus jedem Satz, der die Gespräche und Gedanken einer Gruppe deutscher Soldaten wiedergibt, die aus purer Langeweile ihren griechischen Koch umbringen, ehe sie selbst von den Kugeln siegreich vordringender Partisanen ereilt werden („Das Gottesgericht“).

Das sind schon – ebenso wie der „Traum 58“, in dem der Autor das Erlebnis der letzten Schreckenstage der Naziherlichkeit in eine apokalyptische

Traumbildmontage zusammenzudrängen sucht – Entlarvungen, die sich einprägen, selbst ohne die großartigen, in der Intention an Goyas *Capriccios* erinnernden Illustrationen von Hans und Lea Grundig, Entlarvungen, die auch den jungen und vielleicht zweifelnden Leser, der die krasse Wirklichkeit, die hinter den Erzählungen steht, nicht mehr bewußt erlebt, beeindrucken und mit Abscheu erfüllen müssen: es sind eindringliche, von leidenschaftlichem Humanitätswillen diktierte Verneinungen der faschistischen Barbarei.

Fühmanns Stärke in diesen Erzählungen, von denen im Gegensatz zu den übrigen Prosastücken „Das Gottesgericht“ und „Kapitulation“ am ehesten die Bezeichnung „Novellen“ für den Inhalt des Bändchens verdienen, liegt in der zwingenden Kraft seiner Sprache, in der klug modulierenden Sicherheit, mit der er – vom sachlich-knappen Bericht über die banale Äußerung im Landserjargon bis zur lyrisch-visionären Impression einer Landschaft und zum gleitenden Bildwechsel eines Traumes – die ganze Skala der Ausdrucksmöglichkeiten beherrscht und einsetzt.

Der große Ernst, mit dem Fühmann sein humanistisches Anliegen – die Entlarvung der Vergangenheit um ihrer Überwindung willen – vertritt, und seine ungewöhnliche Begabung verdienen eine wissenschaftliche Beschäftigung mit seinem Werk – dies an die Adresse unserer jungen Germanisten. Gerade diese großen Vorzüge seines Prosaschaffens sind

es aber, die den Kritiker verpflichten, problematische Seiten nicht mit einer Randbemerkung abzutun.

Fühmann läuft Gefahr, durch die Art und Weise, wie er seine Menschen (die Bezeichnung „Helden“ wäre hier fehl am Platze) handeln, denken und empfinden läßt, gerade das, worum es ihm zu tun ist, für den Leser letztlich wieder in Frage zu stellen. „Dies“, so wird der Leser sagen, wenn er „Die Kapitulation“ oder „Das Gottesgericht“ gelesen hat, „dürfen wir nie wieder zulassen!“ Zweifellos eine richtige, eine beabsichtigte Reaktion – aber kann sie dem Schriftsteller genügen?

Es fehlt den Erzählungen Fühmanns etwas für den Leser der Gegenwart schlechthin Unentbehrliches: Die Orientierung im Jetzt und Hier, die Anleitung zum Handeln, durch das allein die faschistische Vergangenheit wirklich überwunden werden könnte. Dazu aber bedürfte es eben mehr als nur der bloßen Entlarvung: Nur durch die Gestaltung ihrer tätigen Überwindung in unserer sozialistischen Gegenwart wird die faschistische Vergangenheit für den Leser als überwindbar erkannt, aber auch – angesichts der Situation in Westdeutschland – als noch zu überwinden bewußt.

Hier läßt der Autor ein Bedürfnis suchender Leser unerfüllt, die wichtige Erkenntnis der im Wortsinn „notwendigen“ Entscheidung für den Sozialismus bleibt unausgesprochen. So muß der positive Gehalt der negierenden Reaktion, die Fühmanns Schilderungen aus faschistischer Zeit auslösen, unbestimmt bleiben; er kann bei vielen Lesern nur die vage Vorstellung einer besseren, schöneren und edleren Welt als der geschilderten hervorrufen, ohne daß sie erfahren, wie denn eine solche aufzubauen sei.

Von dem jungen, dem Kriegsgericht entronnenen Soldaten, der, hilf- und ratlos, seinem Leben selbst ein Ende setzt, heißt es: „Mit einem Male, mit einer letzten ungeheuren Anstrengung des Geistes und der Seele erfaßte der Sterbende alles. ‚O Gott, gib mir noch einmal eine

Chance zu leben!“ so schrie sein Herz. ‚Gib mir noch einmal eine Chance zu leben, und ich wüßte, was ich tun müßte!“ Was dies aber sei, dies zu Vollbringende und auf tödliche Weise Versäumte, dies als Aufgabe nun erst zu spät Erkannte – wir erfahren es nicht, denn „der Tod trat vor seine Augen“.

So, wie Fühmann uns den jungen Soldaten schildert, als die gehetzte Beute unverstandener Schicksalsmächte, und durch das Wenige, was sonst über seine Persönlichkeit, seine Herkunft und seine Erfahrungen mitgeteilt wird, wäre eine solche Erkenntnis auch gar nicht glaubwürdig motivierbar. Daß er im Augenblick seines Todes noch mit Genugtuung seinen Henker unter den Kugeln sowjetischer Soldaten zusammenbrechen sieht, kann daher nicht mehr sein als die subjektive Genugtuung gestillten individuellen Rachedurstes; denn weder er noch die Leser erfahren von den Sowjetsoldaten und der Macht, die sie verkörpern, mehr, als daß sie die Sieger sind. Der Inhalt des Sieges bleibt hier ebenso abstrakt wie in der anderen Novelle „Gottesgericht“.

Die Unbestimmtheit hat noch einen anderen Grund. Die Menschen, die Fühmann als vom Faschismus bedroht und vernichtet zeigt, sind ihrer ganzen Anlage nach nicht geeignet, den Sieg über ihre Mörder als Sieg über den Faschismus deutlich werden zu lassen. Weder der verurteilte deutsche Soldat noch Agamemnon, der griechische Koch, repräsentieren die positiven gesellschaftlichen Kräfte, die trotz des subjektiven Untergangs historisch triumphieren im Sieg der Roten Armee und der Widerstandskämpfer. Wie die neue Welt, die Welt der Sieger aussehen wird, deuten weder die Sieger selbst noch die Opfer der besiegten Faschisten an. Deshalb können viele Möglichkeiten des Neubeginns, selbst utopische, irreale, ja in neues Verhängnis führende, dem Leser als praktikabel erscheinen (so etwa das Ideal einer bürgerlichen Demokratie).

Durch diesen Mangel an gesellschaftlicher Bestimmtheit des Geschehens, das

heißt aber des charakterlichen Profils der Handelnden oder Leidenden schränkt Fühmann auch die intellektuelle und emotionale Anteilnahme des Lesers ein; er macht ihm die Entscheidung schwer, für wen – und damit auch: wofür – er Partei nehmen soll. Gerade darin aber, in der Erleichterung dieser Entscheidung, liegt die große Chance und die große Verantwortung aller Literatur.

Die skizzenhafte Erzählung „Grenzstation“ und die – jedenfalls ihrem Gehalt und ihrer Pointe nach – an Weiskopfs Anekdoten erinnernde Skizze „Über den Waldsee“ gruppieren sich um zwei Grundprobleme, vor die eine noch tief in unsere Gegenwart hineinragende Vergangenheit jeden einzelnen Deutschen immer wieder stellt: die Rückeroberung des erschütterten Vertrauens der anderen Nationen und die Gewinnung und Erhaltung des Vertrauens unserer Kinder, der neuen Generation, die den Älteren die berechtigte Frage vorlegt, wie sie es dazu kommen lassen konnten. Im Rückblick aus einer hellen Gegenwart legt Fühmann in

diesen Skizzen den Finger auf noch nicht vernarbte Wunden, die der Faschismus schlug und ruft zu verantwortungsvollem Handeln auf gegen Gefahren, die noch immer nicht gebannt sind und die uns tödlich bedrohen, wenn wir nicht alle Kräfte einsetzen, um ihrer Herr zu werden.

Leider nutzt Fühmann nicht die Gelegenheit, in diesen Skizzen unsere sozialistische Gegenwart wirklich lebendig werden zu lassen und so das, was wir an den in der Zeit des Faschismus spielenden Erzählungen vermißten, hier wirksam nachzuholen. Ja, das Episodisch-Unabgeschlossene und Genrehaft-Vorläufige, das gerade diese Skizzen kennzeichnet, läßt beinahe die Besorgnis aufkommen, das den Autor offenbar immer wieder bedrängende Thema der Auseinandersetzung mit der faschistischen Vergangenheit verstelle ihm noch zu sehr den Blick, als daß er ihre machtvolle tätige Überwindung schon zu gestalten vermöchte. Vielleicht jedoch erweist sich diese Besorgnis schon durch Fühmanns nächstes Buch als unbegründet.

*Max Walter Schulz*

## **Das Pferdchen und sein Herr**

*Erwin Strittmatter: „Pony Pedro“, Kinderbuchverlag, Berlin 1958*

Es ist schwer, über ein Buch zu schreiben, das man zu den liebsten auf sein Bücherbord stellt. Leicht beginnt man zu streicheln statt zu klopfen und muß doch klopfen, wenn die Körnchen des Bedeutsamen zum Ansehen fürs kritische Auge herausfallen sollen.

Der Verlag empfiehlt das Buch für Leser von dreizehn Jahren an. Schon ein nützlicher Hinweis für Kinderbuchkäufer. Aber wo es gekauft wird, durchstöbern es alle lesefähigen Generationen in der Familie mit Gefallen, vom zehnjährigen Enkel bis zum achtzigjährigen Großvater. Der weibliche Teil nicht minder,

Was hat nun das Werkchen an sich, daß es so unterschiedslos gefällt? Man könnte sagen, es sei der uralte poetische Zauber des Sujets: der Mann und das Pferd; die Verkleinerungsform von Pferd (Pony) erzeugt noch das Besondere im Beliebten. Dazu ist der Herr ein bekannter Schriftsteller, der sich ein bißchen über die Kruppe seines mutwilligen Hengstleins ins Private und Intimere schauen läßt. Diese Reize spielen gewiß ineinander und werden außerdem von den springlebendigen, fibelheiteren Illustrationen Hans Baltzers aufs beste unterstützt.



Aber die sogenannten uralten poetischen Zauber glichen doch abgewohnten Stuben mit soliden altmodischen Möbeln, einladend nur für die Liebhaber des Gestrigen und Vorgestrigen, wenn sie nicht zu ihrem uralten Zauber die Poesie des Neuen, unserer Wirklichkeit von heute und morgen mitbrächten. Mit diesem Blick muß man Pedros Gänge und Kapriolen ansehen, und so wird einem deutlicher, was diese Geschichte heute taugt.

Das Pony Pedro ist kein wunderbares Überpferdchen, ist „hinten ein wenig eng gestellt, im Rücken zu weich“ (Körnote IIIb), ein Übermut, ein Prachtkerl, eine Freßgier, ein Zähmling von Pferd. Und ist doch alles in allem so ein liebenswertes Geschöpf, daß sich der Leser gern mit einer Mohrrübe versehen fände, falls ihm das Pferdchen einmal über den Weg liefe.

Pedro wird erzogen. Sein Herr findet aber das irdische Vergnügen nicht allein in seiner Pferdenarrheit. Wie man erfährt, gilt sein Tagewerk der Niederlegung eines Romans sowie nötigen und unnötigen Sitzungen in der Stadt. Die Pferdegeschichte schreibt er wie nebenbei auf, als sei's ihm literarisch gar nicht ernst damit. Ein Kunstgriff, der es den Leser gar nicht merken läßt, wie verteuelt viel Erziehungsabsicht nicht auf Pedro, sondern auf ihn selbst gemünzt ist, ja, wie ihm der poetische Zeigefinger passagenweise direkt auf die Brust gesetzt wird. Wenn man so sagen will, bringt Strittmatter das Kunststück einer schmerzlosen literarischen „Pferde“kur fertig.

Denn hinsichtlich des „uralten poetischen Zaubers“, der Pferd und Reiter umgibt, krankt der deutsche literarische Geschmack noch immer an den Ausflüssen gewisser Vorstellungen vom braven Reitersmann, von roten Husaren und blauen Dragonern, krankt, am Bild des legendär-modernen St. Georg oder des Kornetts, der reitet, reitet, reitet. In der Regel erfüllt das Pferd in dieser Kommißfolklore bzw. juchtenparfümierten

Salonliteratur die Funktion des halbmythischen Transporteurs auf dem ganz mystischen Weg zwischen Liebe und Tod fürs Vaterland. Kriegblöde Reuterromantik und nicht weniger gefährliche Herrenreiter-Aristokräzie wurden zuzeiten durch Lesebücher, Militärkalender, Soldatenlieder, Unterhaltungsromane, stilistisch hohe Schule reitende Novellen und durch Filme des Typs „... reitet für Deutschland“ als offene oder verkappte Ideologie der herrschenden Klasse, letztlich als Hirnseuchen zur Kriegsertüchtigung verbreitet. Hinzu kamen die Cowboyschwärze und Tom-Mix-Filme. Und doch schmaltzten diese ersten Wildwester weniger von der urwüchsig gesunden Poesie des Sujets als etwa ein Rudolf G. Binding mit seiner anspruchsvollen, kaisertreuen Reichspferdemetaphysik. Wie es heute in der bundesdeutschen Wirklichkeit um die Wildwester und dergleichen steht, ist eine andere traurige Sache.

Halten wir im „Pony Pedro“ Sujet und Tendenz auseinander. Das Sujet ist die Liebe des Mannes zum Pferd; die Tendenz: Erziehung der Gefühle. Korruptierte oder in der jüngeren Generation auch nicht korruptierte, wildwachsende oder wenig gepflegte Gefühle des Verhältnisses von Mann und Pferd sollen mit realistischen Mitteln der Dichtung im Handlungsrahmen sozialistischer Umwelt in gesunde, natürliche, gesellschaftlich nützliche Reaktionen gelenkt werden. Das ist die Aufgabe. Erfüllt sie das Buch? – Durchaus!

Wie? Mit der Frage nach diesem Wie gerät man notwendig in den Kreis der dialektischen Einheit von Inhalt und Form. Und auch wieder an die traktierten uralten poetischen Zauber des Sujets. Strittmatters Gestaltung arbeitet gegensätzlich: inhaltlich wird entzaubert, formal wird verzaubert. Inhaltlich attackiert der Autor die Pferdemystik, zieht nebenher gegen Spießbürgerei, Bürokratismus und Reaktion wie auch gegen die Überzivilisation mancher Schriftstellerkollegen zu Felde, formal verbündet er sich dabei mit der

schönsten und klügsten Tochter seiner Kunst, mit der Poesie, der Macht der Poesie. Der „wissenschaftliche Mensch“ wie der „große Junge“ in ihm sagt poetisch, was er zu sagen hat, macht dabei keinen Unterschied in den Worten, den Sätzen und den Bildern. – Drei Proben:

„Auf dem Dorf kennt jeder jeden. Die Lebenswege der Menschen liegen vor dir ausgebreitet. Du kannst verfolgen, ob sich deine Nachbarn vor dem, was sie Schicksal nennen, ducken, oder ob sie ihr Leben in die Hände nehmen und das Scheingotteskind Schicksals entmachen.“

Eine Passage über Pferdeklugheit. Pedro hatte gestern gemerkt, daß Äpfel zur Erde fielen, als er an den Blättern rupfte: „Heute arbeitete Pedros Freß-Gedächtnis. Es funktionierte vorzüglich. Er zog am Apfelbaumzweig, wie wir am Schieber eines Schokoladen-Automaten ziehen. Die Süßigkeiten purzelten aus dem Himmelsblau auf ihn hernieder.“

Allégorisch: „Der Morgen graute soeben, da war's mir, als hätte draußen jemand gerufen. Es stand ein Bote vor der Tür. Es war der Bote des Winters im glitzernden Mantel. – ‚Bitte?‘ – ‚Der König der Kälte wird sein Bivak im Dorf und in den Wäldern aufschlagen.‘ – ‚Danke.‘ Mit den Boten kalter Könige muß man sich gut stellen. Ich bot dem Kurier eine Zigarre an. Er lehnte ab. Er lutschte Eiszapfen.“

Das Sehen und Verstehen geraffter Bilder, der Eingang bildverschärfender didaktischer Interpretation durch Wissen und lebensklugen Humor des Dichters schaffen das große urwüchsige Vergnügen an der Poesie. Ein Vergnügen, das bis zum Grad leidenschaftlicher Anteilnahme Gefühl und Intellekt gleichmäßig berührt

und aktiviert. Doch die Poesie – hier wär's zu studieren – gelangt zuerst durch die Tore des Gefühls in uns. Wir nehmen auch alle äußere Welt zuerst durch die Widerspiegelung unserer Sinne auf. Erst danach können wir uns Begriffe von ihr machen. Aller „Reiz“ und alle „Idee“ des Poetischen entspringen den sensualistischen Abbildern der Wirklichkeit. Im Dienst an der sozialistischen Idee von der Lebenswirklichkeit die Stickluft falscher Gefühle aus der poetischen Atmosphäre abzusaugen, verlangt, richtige Gefühle dafür einströmen zu lassen. Ohne den Sauerstoff der richtigen Gefühle, der mit Geuß eingeatmet wird, wird die Kunst schwindstüchtig. – Aber das ist ein weites Feld der Erörterung. Auf jeden Fall sollten sich besonders auch unsere jungen Schriftsteller „Pony Pedro“ daraufhin ansehen.

Wenn einem das Büchlein auch ans Herz gewachsen ist, einer letzten Endes individualistischen Unart muß man Strittmatter doch zeihen: dem Vierteldutzend verschrobener Zeitgenossen, die in der Handlung auftauchen, wären (abgesehen vom Ich-Erzähler) ein paar ebenso derbkünftig gezeichnete Menschen vom neuen Bewußtseinsschlag gegenüberzustellen gewesen. Die positiven Nebenfiguren sind durch die Bank weniger konturiert als die negativen.

Und noch eine Kritik von der Seite jugendlicher Leser: Kinder, die noch nicht ganz das empfohlene Lesealter erreicht haben, fragten, warum das Mädchen Christa in dieser Geschichte nicht zum Reiten käme und der Junge Ilja nur einmal. – Ist eben das Reiten doch der stärkste poetische Zauber dieses uralten Sujets.

## Traumpassagier in die sozialistische Wirklichkeit

Günther Deicke: „Traum vom glücklichen Jahr“  
„Die Reihe“ 14, Aufbau-Verlag, Berlin 1959

Objektive und subjektive Grundlage seiner Gedichte charakterisiert Günther Deicke in einer „Erklärung“, die er dem „Traum vom glücklichen Jahr“ voranstellt:

*Der Mensch, aufgebrochen ins Neuland  
des Sozialismus vor vierzig Jahren,  
stößt vor in den Weltraum.*

*Kenn ich mich aus im eigenen Herzen,  
im Hirn, das schwankt zwischen Gefühl  
und Bewußtsein?*

Widerspruch von Gefühl und Bewußtsein wird als Ausgangsposition des lyrischen Helden angegeben. Man ist versucht, an Feuchtwanger zu erinnern, der im Nachwort zum „Exil“ das „einmalige Gefühl“ des Dichters „in einer Zeit des Übergangs“ beschreibt: Wie er sich nämlich nach dem Neuen sehnt und es fürchtet; wie er das Alte festhalten will und es nicht vermag; wie also in einer solchen Zeit „das Urteil des Herzens und das Urteil des Hirns“ oftmals auseinandergehen. Für Feuchtwanger erwuchs daraus ein literarisches Programm: „Der Gestalter darf sich da nicht die geringste Unehrllichkeit erlauben, rücksichtslose Offenheit wird von ihm verlangt. Gerade wenn sein Gefühl und sein Verstand einander widersprechen, muß er bemüht bleiben, keine der beiden Stimmen zu unterdrücken.“

Man möge den Hinweis auf einen Schriftsteller einer anderen Generation verzeihen – gerade durch ihn wird ein wesentliches Moment deutlich, das die Lyrik Günther Deickes bestimmt. Einerseits: die Widersprüchlichkeit in der Reaktion des Dichters auf unsere Zeit:

*Aber die Tage noch immer zerrädern  
Herzen und Hirne.*

*Träge in dir spult sich die Wirrnis glatt.  
Manchmal erschüttert hörst du zukünftige  
Sage.  
Aber noch immer in dir führst du erbittert  
Gefecht.*

Andererseits: die Ehrlichkeit der Aussage. Dieser Band bewegt uns deshalb weitaus stärker als „Liebe in unseren Tagen“. In den Vorbemerkungen zu den neuen Gedichten bestätigt Günther Deicke, daß er damals schwelende Konflikte nicht ausgetragen oder zu oberflächlich genommen hat; daß sie später zwangsläufig wiederkehren mußten. Jetzt ist Auseinandersetzung ins Zentrum seiner Dichtung getreten; oberflächlicher Optimismus, gemütvoller Naturbeschreibung sind verschwunden.

Damit ist eine Entwicklung angedeutet, die nicht nur Deicke durchzumachen hatte. Die Veränderungen in der Lyrik von Wiens oder Müller sind ähnlicher Art – ohne daß man die Unterschiede im einzelnen übersehen könnte. Die Zerstörung der nicht erkämpften Begeisterung, der Zwang zur tieferen Auseinandersetzung mit der Bejahung unserer Republik hatte bei ihnen allen im wesentlichen wohl zwei Gründe: Die Widersprüche des sozialistischen Aufbaus traten schärfer an den Tag – die Atompolitik eroberte deutschen Boden und verstärkte die Kriegsgefahr. Zur inneren Wahrhaftigkeit der dichterischen Aussage vorzudringen, die „Frage auf Leben und Tod“ (Deicke) zu stellen, war eine natürliche Konsequenz.

Das Problematische in dieser Entwicklung liegt auf der Hand: Da sie aus der erst beginnenden Überwindung eines ungefestigten und zumeist kleinbürgerlichen Weltbilds entsprang, das sich mit der Wirklichkeit konfrontiert sah, verzerrten sich die Proportionen der Wirklichkeit,

schoß sich die Auseinandersetzung mit der eigenen – und nicht immer zentralen – Problematik in den Vordergrund der Gestaltung.

Und damit mag wohl die Tatsache zusammenhängen, daß zwar – ähnlich wie bei Wiens und Müller – die Warnung vor der Atomgefahr stark in Deickes Gedichte eindrang, daß aber die Ansätze der Gestaltung des sozialistischen Lebens nicht wesentlich weitergeführt werden konnten, daß die Gedichte „Aue“ und „Oberschlema“ keinen Fortschritt gegenüber ähnlichen früheren bedeuten (und dies, obwohl Deicke sich ausdrücklich zu einer neuen „Heimat“ – zur Darstellung der Industrielandschaft – bekennt).

Der Dichter ist Traumpassagier zwischen gestern und morgen. Sein Traum hat den Januskopf:

*Künftiger Sommer Gezeiten, goldüber-  
sonnt,  
kündet des Mittags schwebender Hori-  
zont.  
Aber Vergangenheit mit dem Lemuren-  
gesicht  
schweigen noch nicht . . .*

In den Traum des lyrischen Helden fließen die verschiedensten Momente: Da ist Sehnsucht nach Wiederkehr der glücklichen Jugendzeiten, wo der Frühling ihm eingeboren war und der Sommer im Blute sang; da ist das Wissen, daß es diese Wiederkehr nicht gibt, daß es nur die Bewegung ins Offene geben kann, in die unbeschränkte Zukunft, dem unbedrohten Leben des Sozialismus zu; da ist die Erinnerung an die Straße des Wahnsinns, die Krieg heißt und jetzt die Schritte auf neuem Wege schwer macht, aber noch nicht vergessen werden darf.

Das Charakteristische der Gedichte aber ist nicht durch den Inhalt des Traums gegeben, der undeutlich bleibt. Vielmehr: Die Traumhaltung selbst und die Kritik an ihr bezeichnet das Spezifische der Übergangsposition Deickes und wohl auch seine weitere Entwicklung.

*Immer wieder die Träume, du magst sie  
verfluchen,  
drängen sich auf, und dann treibst du  
im strömenden Schein,  
statt im eigenen Dasein dich selber zu  
suchen . . .  
Aber so kann man nicht leben, so gibt  
uns der Tag  
nur die Nacht, und die Sehnsucht nichts  
als den Schein.  
Nichts ist am Abend volbracht – Und der  
Stundenschlag  
geht als ein leerer Klang in uns ein.*

Der Widerspruch von Gefühlen und Bewußtsein läßt den Dichter nicht mehr zu Hause sein, macht ihn zum Träumer: Das Verlassen der bürgerlichen Schranken und das Noch-nicht-angekommen-Sein im Sozialismus manifestiert sich vorerst als Untätigkeit und Kontemplation. Doch gerade das steht unter Selbstkritik und ist damit – im Ansatz – eigentlich schon überwunden.

Der Prozeß nun, der über die Kritik zur Negation der Traumhaltung durch die Tat führt, spiegelt sich in Deickes Band, und erst durch ihn gewinnt der „Traum vom glücklichen Jahr“ seinen Wert. Solange er nämlich einerseits als Wiederkehr zum Glanz der Kindheit, als Einssein mit der Natur angesehen wurde, solange er andererseits als sich plötzlich verwirklichende Hoffnung begriffen wurde, solange war die Persönlichkeitsauffassung Deickes nicht durch die – für den Sozialisten wesentlichste – Forderung nach Teilnahme an den Kämpfen der Gegenwart bestimmt. In den letzten Gedichten aber leuchtet hinter dem Traum vom glücklichen Jahr der Kampf um eine glückliche Zukunft auf, und diese Lösung aus der Traumwelt hat einen klaren politischen Aspekt. Er verwirklicht erst die Bemühung um einen neuen Kontakt zur Wirklichkeit, der durch das Bekenntnis zur hilfreichen Liebe vorbereitet war; vorbereitet auch durch den Widerstand gegen das Sich-treiben-Lassen auf trügerischen Wellen, gegen den Be-



trug süßer Natur, durch die Bejahung des Kampfes, aus dem das „Lied an die Freude“ steigt, Endlich aber erhält die abstrakte Forderung nach „Wandlung“ angesichts der Abschußrampen für Atomwaffen in Westdeutschland einen konkreten Sinn – und im Narrenkleid erscheint jetzt

*unser kleiner Traum, unsre große Geduld  
und die Hoffnung, die uns wiegt und  
lullt –  
daß der Drache kein Feuer speit.*

Dagegen wird die Notwendigkeit gesetzt, das Leben zu „führen“, der Welt unsre Gestalt zu geben; und dies, indem wir uns auflehnen gegen die Gesetzlosigkeit, gegen den Mythos der Unveränderlichkeit, gegen das Spiel mit dem tödlichen Ernst, gegen die gleißende Barbarei in den Westzonen, die reale Kraft für all das erscheint in Deickes Gedicht im Bild vom ersten Atomkraftwerk der Welt, vom Sozialismus, von der Arbeit der Tätigen, denen Deicke verpflichtet ist.

Diese Entwicklung hat ihr Ende noch nicht erreicht. Deicke wirft zum Beispiel die Frage auf: „Und die Zeit – ist sie gütig?“ Im vergangenen Jahr noch (NDL 5/58) ließ er die Zeit antworten: „Ich bin nicht gütig – denn ich fordere Vernunft.“ Anders jetzt: „Vielleicht bin ich nicht gütig – aber ich bin es, denn ich fordere Vernunft.“ Und trotz solcher Korrekturen, die den Weg angeben, bleibt ein abstrakter Antagonismus (Güte, Liebe, Glück – Vernunft fordernde, ungütige Gegenwart) und damit ein Rest jener Intellektuellenreaktion auf den Sozialismus, jenes Widerspruchs von Gefühl und Bewußtsein.

Funktion der Lyrik Deickes wird die Klärung der eigenen Position:

*Daß ich heimkebre in die Heimat  
der Menschen. Daß ich mich wiederfinde  
in der Strophe eines Gedichts.*

Von hier aus werden auch die poetischen Veränderungen seiner Dichtung verständlich. Die Auseinandersetzung mit

den zwei Seelen in seiner Brust verdrängt die Gefühls- und Gedankenreaktion des Dichters auf konkrete Erscheinungen der Wirklichkeit – im Unterschied zu früher entsteht so vorwiegend eine Weltanschauungslyrik. Das balladeske Element, das Konkretheit einschloß, und das Liedhafte – das Kollektive mithin – verschwindet weitgehend und macht vielfach der gedanklichen Aussage Platz. Die Suche nach adäquatem Ausdruck für seine jetzige Gefühls- und Gedankenwelt spiegelt sich in neuen Formelementen, zu denen auch gehört, daß der festgefügte, gereimte Vers in die Zerrissenheit seiner jetzigen Situation nicht immer passen will. Dazu gesellt sich die Entdeckung neuer Bilder (zum Beispiel des Meeres mit seiner traumhaften Stille, seinen verlockenden Gefahren, seinen Stürmen und Leuchttürmen), die sich in ihrer Bewegtheit von den idyllischen Naturbildern seiner früheren Zeit absetzen: Der archaische Pfiff der Lokomotive, den er in der „Erklärung“ noch als poetischen Gegenstand reklamiert, lebt in den neuen Gedichten nicht mehr. Und damit tritt auch in seine Naturlyrik in poetisch-konkreter Gestalt weltanschauliche Auseinandersetzung ein und vertieft ihre Aussage.

Allerdings vermag Deicke sich nicht immer auf einer solchen Höhe der dichterischen Gestaltung zu halten, gerade weil in diesen Übergang zum Weltanschauungsgedicht auch die Übergangsposition des Dichters selbst einfließt.

„In unserm Bewußtsein tragen die Kämpfe sich aus“ – in dieser These aus seinem Atomzyklus „Gesetze“ erscheint der Kampf heute als das Ringen von Leidenschaft, betörendem Taumel, Liebesvergeßlichkeit, Haßrausch, Wahnsinn mit Gesetzen, Regeln, menschlichen Maßen im lyrischen Subjekt selbst. Eine wichtige Seite der Wirklichkeit erhält ein Übergewicht, und die gedankliche Auseinandersetzung tritt vielfach unmittelbar, oft umgestaltet (allerdings echt) in Deickes Verse ein. Als vorbildlich an den Gedich-

ten Arendts – von der Berechtigung dieser Feststellung soll hier abgesehen werden – will er deshalb auch den Zug der Umwandlung von Liebe und Haß in Maß und Ziel betrachtet wissen, die Lösung aus den konkreten Widersprüchen in ein gereinigtes Maßideal also. Gerade

deshalb auch finden wir Gedichte, die keine poetischen Situationen zur Grundlage haben.

So zeigt sich von dieser Seite ebenfalls die Position des Übergangs, aus dessen „Katarakten“ Günther Deicke in den breiten „Strom des Lebens“ steuert.

*Gert Hillesheim*

## **Historischer Roman oder soziologische Typenmalerei?**

*Günter und Jobanna Braun: „Krischan und Luise“, Roman  
Verlag Tribüne, Berlin 1958*

Viel Mühe und Papier ist in der deutschen Literatur seit hundertfünfzig Jahren für das weite Feld des sogenannten „Historischen Romans“ mit wechselnden Absichten und wechselnden dichterischen Erfolgen aufgewendet worden.

Es ist hier nicht möglich, einen Abriss der Geschichte des deutschen historischen Romans, seiner sich wandelnden Formen und Gehalte zu geben. Erlaubt aber sei, einige Forderungen des heutigen Lesers an den Geschichtsroman zu fixieren, die uns unabdingbar scheinen. Stoffe, Geschehnisse, Figuren und menschliche Konflikte der Vergangenheit interessieren den Leser der sogenannten Schönen Literatur heute nur soweit, wie er in ihnen Antworten auf Fragen seines eigenen, zeitgenössischen Lebens findet. Er möchte sehen, wie früher im großen Geschichtsprozeß der Welt Menschen gelebt, gestritten und gelitten haben, wie sie sich zur historischen Wirklichkeit ihrer Zeit verhielten, wie sie diese förderten oder ihr unterlagen. Handeln, Fühlen und Denken solcher Menschen, Erfolge und Mißerfolge, Urteile und Vorurteile, Wissen und Nichtwissen im Angesicht großer oder zumindest bedeutender geschichtlicher Ereignisse, Epochen oder Wendepunkte sollten den Leser von heute an den historischen Erzählungen und Romanen interessieren.

Betrachtet man nun unsere deutsche historische Literatur, so finden wir kaum etwas, das nicht direkt oder indirekt dem aktuell-thematischen Anliegen der jeweiligen Leserschicht, der jeweilig herrschenden Klassenideologie entgegenkommt. Selbst bei jenen Autoren des 19. Jahrhunderts (wie Wilhelm Heinrich Riehl, Paul Heyse u. a.), die scheinbar nur historische Genremalerei darboten, dominieren kleinbürgerliche, resignierende oder klassenkompromißlerische Tendenzen, die den damaligen kleinbürgerlichen Lesern angepaßt waren. Auch die Reihe individualistisch-bürgerlicher und subjektivistischer Persönlichkeitslegenden der historischen Belletristik der zwanziger und dreißiger Jahre erfüllte einen aktuellen Scheinanspruch, indem sie spätbürgerliche, dekadente Gefühle und Gedanken in die Historie reproduzierte. Erst die große antifaschistische, bürgerliche Romanliteratur der deutschen Emigration mit Heinrich Mann und Feuchtwanger, Bruno Frank und anderen erreicht jene Stufe des historischen Romans, die zum sozialistischen Realismus hinüberleitet.

Nach 1945 entstand – zuerst sehr spärlich und dann seit 1953 in immer stärkerem Strom – in der Deutschen Demokratischen Republik eine Art von historischer Romanliteratur, deren Umfang (mehr als hundert Titel nach erstem,

noch oberflächlichem Überblick) im Gegensatz zu ihrer literarischen Qualität und Aktualität steht. Haben wir hier Hans Lorbeers Luther-Romane hervorgehoben\*, so bezeichnen diese einen literarischen und künstlerischen Höhepunkt. Viel krampfhaft-aktualisierte historisch-biographische Literatur, zum Teil aus dem echten Bedürfnis nach Bereinigung des verfälschenden spätbürgerlichen, faschistischen Geschichts- und Persönlichkeitsidols entstanden, tauchte auf dem Büchermarkt auf. Ebenso aber gab es die historische Genremalerei im neuen Gewand: Mehrfach erschienen Romane, Erzählungen, die sich bemühten, das Leben einfacher, unterdrückter Kleinbürger, Plebejer und Proletarier in revolutionären Zeiten der deutschen Geschichte zu gestalten, und die glaubten, damit schon zur historisch-dialektischen Gestaltung deutscher Geschichtsepochen Literarisches beigetragen zu haben.

Ein Beispiel einer solchen Fehlkonzeption haben wir in dem Roman „Krischan und Luise“ von Günter und Johanna Braun vor uns. Auch ihnen gelang es nicht, für die deutsche Revolution von 1848 jene wirklich ins Zentrum des historischen Geschehens führende Fabel und die entsprechenden Figuren zu finden, durch welche die Gestaltung individueller Geschehnisse in dem großen historischen Geschehen sinnfällig und glaubhaft gemacht werden konnte.

Krischan, der Leibkutscher, und Luise, die Tagelöhnerin, entweichen vom märkischen Gut ihres gnädigen Herrn von Duckwitz nach der großen Stadt Berlin, als ihnen dieser Herr in patriarchalischem Starrsinn die Heiraterlaubnis verweigert. Gelockt, geleitet und verleitet werden sie durch einen Ganoven reinsten Wassers, den Dieb, Einbrecher und späteren Bankier Louis Freitag. Aber schon im Zuge treffen sie auf den Lokomotivfabrikanten Borchardt (dessen Typ offenbar in der Geschichte der Firma Borsig eine große

Rolle spielte). Krischan repariert im Fahren eine Coupétür und erwirbt sich dadurch für den Notfall eine Arbeitsstelle in Berlin. Die Pläne des kleinen Verbrechers Louis scheitern auch an der Sauberkeit der beiden jungen Menschen. Krischan und Luise sitzen verlassen da und müssen in der Fabrik des Borchardt unterkriechen. Er beschäftigt sie, solange Krischan brav, einfältig und ergeben bleibt. Als er jedoch beginnt, Rechte für den Arbeiter zu fordern, ist die Freundschaft vorbei. Dies um so mehr, als der Fabrikant seine sentimentalen Neigungen mit der Beseitigung seiner wirtschaftlichen Schwierigkeiten und durch die Ehe mit einer reichen Frau verliert.

Durch viele, bisweilen recht gemütvoll geschilderte Elendsstationen müssen die beiden Landflüchtlinge hindurch, bis die Revolution von 1848 Krischan auf die Barrikaden ruft. Verwundet, gehetzt und verfolgt gerät er in die letzten südwestdeutschen Revolutionskämpfe, spielt den konterrevolutionären Truppen einen bösen Streich, muß weiter fliehen und fährt von Amsterdam aus mit Luise nach den Vereinigten Staaten.

Diese kurze Nachzeichnung der Fabel zeigt schon, daß die Autoren möglicherweise solchen Thesen wie der vom „mittleren Helden“ von Georg Lukács aufgesessen sind. Diese Art von Gestaltung endet hier in einer ausgesprochenen „Mittelmäßigkeit“ der Helden, der nun auch noch die „Mittelmäßigkeit“ des Stoffes, die Gestaltung des faulen bürgerlichen Kompromisses von 1848, entspricht. Weder historische Tragik noch Satire, weder Problematik des Revolutionärs noch des bourgeois Unternehmens geben die thematische Linie des Romans an. Es bleibt den Verfassern streckenweise nur das unfreiwillig-komische Rührstück, das sogenannte „einfache Menschen“ aus dem ländlich-feudalen Leben des 19. Jahrhunderts in die Stadt Berlin, in die Industrie verschlägt, sie dort mit den Mächten bourgeoiser Gewinnsucht konfrontiert und sie – scheiternd – in das gelobte Land

\* Siehe NDL 6/1959.

der Illusionen, nach Amerika, ziehen läßt.

Haben wir hier einen Roman über die Illusionen bürgerlich-industrieller Fortschrittsheuchelei vor uns? Nein, eher eine Parabel über die enttäuschten Hoffnungen der „Unwissenden“. Aber auch das ist nicht als zentrales Thema des Romans erkennbar. Ebensowenig geben uns die Autoren eine scharfe, satirische Abrechnung mit dem Anspruch der Bourgeoisie, durch ihre Revolution „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ zu bringen; eher noch machen sie den Versuch, frühe kapitalistische Unternehmerfiguren (wie Borchardt-Borsig) erklärend und verstehend zu entschuldigen. Durch diesen Konzeptionskompromiß kommt – gefördert noch durch eine gewisse künstlerische Naivität der Verfasser bei der Menschengestaltung – eine teilweise recht unerträgliche Kitschigkeit von Szenen und Episoden zustande, die an schlechte bürgerliche Unterhaltungsliteratur erinnert: So die Liebesepisode des noch nicht erfolgreichen Fabrikanten mit der rührenden, blassen Näherin, mit ihren erotischen Beziehungen und der verlogenen Sentimentalität bei der Beerdigung des verlassenen Mädchens.

Auch die Schilderung der bürgerlichen Revolutionsarmee und ihres Schicksals, die wohl ebenso wie die vorige Episode

satirische Züge tragen soll, mutet recht unglücklich an.

Bisweilen vermag jedoch eine gewisse naive und ehrliche Gradlinigkeit der Fabel, auch dort, wo sie den Charakter einer Kriminalstory annimmt, den Leser zu fesseln. Liebe und Zuneigung zu solchen einfachen Menschen aber darf sich nicht in der Simplizität des Geschehens erschöpfen, darf nicht dazu führen, daß auch das historische Geschehen dieser Vereinfachung angepaßt wird und damit ebenso simplifiziert erscheint.

Ein übriges literarisches Problem bleibt noch anzudeuten. Liest man die bisher erschienenen Gegenwartserzählungen der beiden Autoren, zum Beispiel ihre Erzählung „Gefangene“ aus dem zweiten Weltkrieg, so bemerkt man den Unterschied zwischen relativer Erlebnissnähe und bloßem Nachempfinden gerade bei der Lektüre unseres Romans. Die Ersetzung des aktuellen thematischen Anliegens (was sagt der Roman eigentlich aus?) durch soziologische Typenmalerei aus der Vergangenheit schafft jenes zwiespältige Gemisch zwischen langweiligem Geschichtsbuch und naiver Kolportagehandlung, das beides diesem gutgemeinten Versuch, ein Stück deutscher Geschichte aus der Perspektive des einfachen Menschen zu gestalten, das Gepräge gibt.

Peter Goldammer

## Theodor Storm in neuer Sicht

Fritz Böttger: „Theodor Storm in seiner Zeit“, Verlag der Nation, Berlin 1959

Als im Jahre 1955 Franz Stuckerts umfassende Darstellung vom Leben und Werk Theodor Storms erschienen war, mußten wir feststellen, daß die gültige Monographie über den Dichter noch zu schreiben bleibe\*; die Kategorien und

Methoden der spätbürgerlichen Literaturwissenschaft hatten sich wieder einmal als unbrauchbar für eine exakte wissenschaftliche Analyse erwiesen. Der mehr oder minder von der bürgerlichen Verfallsphilosophie, dem Existentialismus, abhängigen Literaturgeschichtsschreibung geht es nicht darum, das Werk eines

\* Siehe NDL 6/1956.



Dichters aus dessen eigenen Schaffensbedingungen zu erklären; indem sie vorgibt, durch die strenge Trennung des objektivierten Dichterwortes von der Absicht seines Schöpfers zu gütigen „Interpretationen“ zu gelangen, ersetzt sie nur die Anschauungen des Autors durch die des Interpreten. Die Dichtung wird zur Apologie der spätbürgerlichen Ideologie degradiert.

Im Gegensatz zu Stuckert und anderen bürgerlichen Storm-Interpreten ist Fritz Böttger bemüht, den Dichter – in Übereinstimmung mit dessen eigenem Bekenntnis, er sei ein Kind seiner Zeit – im Zusammenhang mit der Zeit zu begreifen, wobei dieses Wort „lediglich als Sammelbezeichnung für die sehr genau feststellbaren gesellschaftlichen Verhältnisse verwendet“ wird. Böttgers Methode ist – in Verbindung mit seiner gründlichen Kenntnis der Quellen und seiner Fähigkeit, den Ideengehalt wie den ästhetischen Reiz der Stormschen Dichtung aufzuspüren und sichtbar zu machen – geeignet, das Werk Theodor Storms wissenschaftlich zu analysieren und es so dem Leser unserer Zeit, unserer Gesellschaft nahezubringen. Obgleich der Verfasser selbst darauf hinweist, daß sein Buch als „etwas Vorläufiges genommen werden“ möchte, daß es „gleichsam nur die Präludien zu einer künftigen umfassenden demokratischen Storm-Monographie“ enthält, obgleich es manche Wünsche offenläßt, zu manchen Meinungsverschiedenheiten Anlaß gibt, erweist es sich doch in der ganzen Anlage wie auch in vielen Einzeluntersuchungen und -resultaten eindeutig der gesamten bürgerlichen Storm-Interpretation überlegen. Trotz einiger Mängel, von denen unten zu sprechen sein wird, stehen wir nicht an, Böttgers Storm-Buch als die beste Gesamtdarstellung vom Leben und vom Werk des Dichters zu bezeichnen, die bis heute geschrieben wurde. Ihr besonderer Wert liegt in der echten Synthese von Wissenschaftlichkeit und Allgemeinverständlichkeit. Der Autor weckt Liebe

und Verständnis für Storms Kunst und zerstört zugleich – ohne ausdrückliche Polemik – die Legende von dem unpolitischen, idyllischen Husumer Poeten. Allen Freunden der Stormschen Dichtung sei der Band wärmstens zur Lektüre empfohlen; aber auch der Literaturwissenschaftler sollte sich damit beschäftigen.

Es ist nicht möglich, alle Vorzüge im einzelnen hervorzuheben, und ebenso verbietet es der Raum, auf sämtliche Details hinzuweisen, in denen die Meinung des Rezensenten von der des Verfassers prinzipiell abweicht; wir müssen uns darum auf einige allgemeine, für die marxistische Literaturgeschichtsschreibung bedeutsame Probleme konzentrieren. Zu den Vorzügen der Darstellung gehört es, daß Böttger nirgends die Bedeutung der „Zeit“ für Storms Werk abstrakt und allgemein darlegt. Ohne zu schematisieren, weiß Böttger selbst die scheinbar privatesten Inhalte der Stormschen Dichtung aus gesellschaftlichen Bedingungen herzuleiten. Zum ersten Male ist es hier gelungen, die Liebeslyrik Storms aus einem Lebensgefühl zu erklären, das weit stärkeren gesellschaftlichen Bezug hat, als man bisher anzunehmen geneigt war. Böttgers Untersuchungen sind vor allem dort besonders wertvoll und aufschlußreich, wo er Charaktere und Situationen, ja selbst Stimmungen auf ihre gesellschaftliche Relevanz befragt. Ein guter Teil der Gedicht- und Novellenanalysen darf ohne Einschränkung als vorbildlich für literarhistorische Einzeluntersuchungen gelten. Nur in einem Falle fällt Böttger ein ausgesprochenes Fehlurteil, nämlich bei der Behandlung der Altersnovelle „Schweigen“, von der er meint, sie handle ein „psychiatrisches Thema“. Storm hat jedoch nichts weniger als einen psychiatrischen Fall dargestellt, noch hat er das beabsichtigt. In einem Brief an Keller heißt es völlig zutreffend: „... die Gemütskrankheit ... gibt übrigens nur die Veranlassung zu einer Schuld, und diese, nicht die Krankheit und deren Heilung, ... gibt das organi-

sierende Zentrum.“ Und Keller meinte ausdrücklich, Storm habe recht gehabt, „nicht eine psychiatrische Studie zu liefern“. Problematisch ist auch die Deutung des „Schimmelreiters“. Wenn Böttger behauptet, das Schicksal Hauke Haiens zeige, „daß eine Loslösung vom Volk am Ende zum Untergang führt“, und wenn in diesem Zusammenhang gar von der „volksfremden Isolierung“ der Intelligenz die Rede ist, so erscheint uns das reichlich gewagt und konstruiert. Wir vermissen in der „Schimmelreiter“-Analyse das, was andere Untersuchungen des Verfassers so wertvoll macht: die Interpretation auf Grund der ökonomischen und sozialen Situation, wie sie vom Dichter – auch und gerade im „Schimmelreiter“ – dargestellt ist.

Wer sich lange und intensiv mit dem Werk eines Dichters befaßt, erliegt leicht der Gefahr, seinen Gegenstand gleichsam mit einem Vergrößerungsglas zu betrachten, während die ihn umgebenden Gestalten und Erscheinungen ihre natürlichen Maße behalten. Die so entstehende Disproportion führt dann bisweilen zu ungerechtfertigten Überschätzungen. Böttger ist dieser Gefahr, vor allem bei der Bewertung des novellistischen Frühwerks, nicht immer entgangen. Wie Stuckert und andere spricht auch er der „Immensee“-Novelle, wenn auch mit einer gewissen Einschränkung, Klassizität zu. Es bedeutet nun aber durchaus keine Herabsetzung Storms, wenn man mit diesem Begriff bei der Beurteilung seines Werkes vorsichtig umgeht. Böttger zitiert am Anfang seines Buches die berühmte Stelle aus Storms Brief an Emil Kuh vom 1. September 1871: „Zur Klassizität gehört doch wohl, daß in den Werken eines Dichters der wesentliche geistige Gehalt seiner Zeit in künstlerisch vollendeter Form abgespiegelt ist...“ Doch der Satz ist hier nicht zu Ende, vielmehr meint Storm, er werde sich „jedenfalls mit einer Seitenloge begnügen müssen“. Diese wichtige selbstkritische Bemerkung hat Böttger nicht zitiert, und ebenso bleiben

kritische Äußerungen bedeutender, mit dem Dichter freundschaftlich verbundener Zeitgenossen (Turgenjews, Fontanes und anderer) außer Betracht, oder sie werden beiseite geschoben. Statt dessen wird die gewiß interessante, aber auch recht problematische kleine Schrift des Sozialdemokraten Johannes Wedde über Gebühr hervorgehoben, wenn es heißt, „daß sie die enge Volksverbundenheit der Stormschen Dichtung zu einer Zeit aufspürte, als die lesende Majorität in ihr nur Honoratiorenpoesie und Idylle um den Teekessel von Husum sah“. Wedde, der die Erzählung „Ein Doppelgänger“ fast als eine Art Bekenntnis Storms zum Sozialismus wertet, ist kein Marxist, sondern ein Reformist reinsten Wassers. Dagegen war es keineswegs nur die „lesende Majorität“, für die Storm hauptsächlich durch die idyllischen Züge in seinem Werk charakterisiert wurde. Franz Mehring hat einmal gegen solche Ästhetiker polemisiert, die das Talent Friedrich Spielhagens „unter Storm und andere stellten“, und er meinte, es sei „immer noch eine größere Ehre, im Wettlauf mit einem Balzac zu scheitern, als in holder Harmonie mit den Teekesseln von Husum zu summen“. Nun wird gewiß niemand von einem Storm-Biographen verlangen, daß er diesem Urteil Mehrings unbedingt beipflichtet; eine Auseinandersetzung damit hätte jedoch zumindest den Blick für die richtigen literaturgeschichtlichen Proportionen geschärft.

Eine Verschiebung der Proportionen hat auch dort stattgefunden, wo Böttger von der „Sonderstellung“ der politischen Lyrik Storms spricht. Zwar konzidiert er, daß die Zeitgedichte „ihr Pathos aus dem heimatlichen Unabhängigkeitssinn ziehen und nicht aus dem Willen zur gesellschaftlichen Umgestaltung“, aber zugleich rechnet er es Storm als besonderes Verdienst an, daß er „den Fehler aller forcierten ‚Tendenzpoesie‘, das Ideologisch-Abstrakte“, vermieden habe. Hier wird offenbar ein formal-ästhetisches Verdienst einseitig und über Gebühr betont;

denn ein Dichter, der – mit Böttgers eigenen Worten – „die beruflich-ökonomische Sicherung seines utopischen Gartenglücks von der Revolution erwartete, als wäre sie kein Tumult und keine unruhvoll gärende Gegenwart“, ein solcher Dichter war nie in Gefahr, „ideologisch-abstrakte“ Lyrik zu schreiben. Daß Storm überhaupt politische Gedichte verfaßt hat, ist allein der Bedrohung seines Gartenidylls zuzuschreiben. Im übrigen hat sich ein Mann wie Gottfried Keller, der als Dichter, auch als Lyriker, Storm wohl kaum untergeordnet werden kann, der jedoch über einen unvergleichlich weiteren politischen Horizont verfügte, nicht gescheut, auch im Gedicht mit politischen Schlagworten zu operieren. Die „Tendenzpoesie“ des Vormärz war nicht deshalb künstlerisch mangelhaft, weil sie ideologisch engagiert war, sondern weil sie eine verschwommene und unklare Ideologie ausdrückte, weil ihre Verfasser keine deutliche Vorstellung von den Zielen der bürgerlichen Revolution hatten. Zu ihrer Überwindung bedurfte es weit mehr als eines schleswig-holsteinischen Schollenpatriotismus (auch wenn er bisweilen auf ein einheitliches Deutschland hinauswies und bestimmte demokratische Züge trug); es bedurfte einer politischen und gesellschaftlichen Perspektive, die über bürgerliche Verhältnisse hinauswies. Storm hat gewiß auch einige schöne politische Gedichte geschaffen; die neue Qualität der politischen Lyrik aber tritt nicht bei ihm, sondern bei Freiligrath, Heine und Weerth in Erscheinung.

Daß Storm überhaupt den engen, provinziellen Gesichtskreis seiner frühen Dichtungen zu erweitern vermochte, ist seiner wachsenden Einsicht in die gesellschaftlichen Zusammenhänge zu danken. Eine entscheidende Rolle bei der Herausbildung der politischen Anschauungen des Dichters weist Böttger dessen Jugendfreund Theodor Mommsen zu: „Wenn Storm jemals eine politische Erziehung genossen hat, dann ist sie ihm durch den jungen Theodor Mommsen zuteil ge-

worden. Mommsen hat ihn in das Leben der Gegenwart eingeführt.“ Böttger weist hier auf eine zweifellos wichtige Begegnung hin, die von den übrigen Storm-Biographen nur beiläufig erwähnt wird und die es wert wäre, in einer Spezialstudie näher untersucht zu werden. Dabei darf man freilich nicht übersehen, daß der Einfluß Mommsens auf Storm nur indirekt nachweisbar ist und daß Böttgers apodiktisch vorgebrachte Bemerkungen sich lediglich auf Hypothesen stützen. Stuckert, dem der gesamte handschriftliche Nachlaß des Dichters zur Verfügung stand, betont, daß die Wirkung der Ansichten Mommsens „kaum zu fassen und zu belegen“ ist. Gewiß sind die Diskussionen mit dem Jugendfreund nicht ohne Folgen für Storms Anschauungen geblieben; ihnen jedoch die entscheidende Bedeutung zusprechen, wie es Böttger tut, heißt den Einfluß überschätzen, den ein einzelner Mensch auf Storm zu nehmen vermochte. Nicht bloß für sein dichterisches Schaffen, auch für die Ausbildung seiner politischen Ansichten bedurfte der Dichter des *Erlebnisses*. Wir meinen, daß sein politisches Denken vor allem durch die Erfahrungen bestimmt worden ist, die er in den fünfziger Jahren im preußischen Justizdienst zu sammeln reichlich Gelegenheit hatte. Es ist übrigens merkwürdig, daß Böttger, der auf den Einfluß Mommsens so großes Gewicht legt, die Beziehungen des Soziologen Ferdinand Tönnies zu Storm nur nebenher erwähnt.

Seltsam mutet es an, daß sich Böttger – wenn auch nur theoretisch – in seinem Vorwort zu Konzessionen an die bürgerliche, ja sogar an die faschistische Literaturgeschichtsschreibung bereit findet, indem er meint, die scheiternden Helden Stormscher Novellen könnten sich, „sobald sie ihrer zeitbedingten Züge entkleidet werden, zu Repräsentanten ‚nordischer Haltung‘ (sic!) wandeln“ und es ließen sich auch „genügend Zitate“ (?) finden, „die eine existentialistische Interpretation erlauben“. Es ist wirklich bedauerlich, daß derartige (offensichtlich

nicht recht durchdachte) Formulierungen nicht vor der Drucklegung ausgemerzt worden sind; denn man möchte dem im ganzen vorzüglichen Buch gern eine weite Verbreitung wünschen. Auf jeden Fall darf man auf die umfassendere Monographie gespannt sein, die zu schreiben sich Böttger offenbar vorgenommen hat. Wir wünschten, daß dort auch eine literaturgeschichtliche Einordnung des Dichters erfolgte, die manche Überbewertung verhindern kann, daß Storms ästhetische Anschauungen stärker berücksichtigt werden sowie auch sein Verhältnis zur Musik und zur bildenden Kunst und seine Beziehungen zu bedeutenden Zeitgenossen. Schließlich wäre es nützlich, wenn der Leser erführe, auf welche Sekundärliteratur sich der Verfasser vor allem bezieht. Das Fehlen von Literaturnach-

weisen oder wenigstens eines Verzeichnisses der benutzten Literatur macht sich schon bei dem vorliegenden Buch als ein empfindlicher Mangel bemerkbar. Der Leser, der nicht mit der Storm-Literatur vertraut ist, weiß oft nicht, wo Böttger fremde Forschungsergebnisse referiert und wo er – was erfreulich häufig der Fall ist – eigene Gedanken und Resultate vorträgt. Der Verweis auf umfassende Bibliographien aber verwirrt den Leser eher, statt ihm zu helfen. Daher muß auch davor gewarnt werden, das Literaturverzeichnis in der vom Rezensenten besorgten Storm-Ausgabe als eine „Auswahl“ der Storm-Bibliographie zu betrachten, wie Böttger anzunehmen scheint; der Benutzer der Ausgabe kann sich leicht davon überzeugen, daß es einen ganz anderen Zweck erfüllt.

Wolfgang Jobo

## Das Vermächtnis der Anne Frank

Joachim Hellwig und Günther Deicke: „Ein Tagebuch für Anne Frank“  
Verlag der Nation, Berlin 1959

Millionen unschuldiger Menschen wurden von den deutschen Faschisten ermordet, zu Tode gefoltert, erschlagen, vergast, dem Hungertod preisgegeben. Das wissen heute alle, oder sie haben doch die Möglichkeit, es zu erfahren, denn es gibt genug statistisches, in seiner nüchternen Sachlichkeit grauenvolles Zahlenmaterial darüber, es gibt literarische Zeugnisse über Konzentrationslager und Widerstandskampf. Das Tagebuch der Anne Frank, das zuerst in Holland erschien, in neunzehn Sprachen übersetzt wurde, in Millionen Exemplaren verbreitet, zum Film umgestaltet, zum Theaterstück geformt ist, ließ eine neue Welle starker menschlicher Erschütterung um die Welt gehen.

Es soll an den guten Absichten der amerikanischen Schöpfer sowohl des Spielfilms wie des Theaterstücks über Anne

Frank nicht gezweifelt, und es soll schon gar nicht die gute und nützliche Wirkung, die die weltweite Verbreitung ihres Tagebuchs tat, bestritten werden. Aber damit durfte es für uns Deutsche in der Deutschen Demokratischen Republik, die Brechts Wort beherzigen: „Besser als gerührt sein ist: sich rühren“, nicht genug sein. Wahrhaft tief und dauerhaft konnte die Wirkung jener rührenden Mädchenstimme an der Schwelle des Martertodes nur sein, wenn man Ursachen, Zusammenhänge und Folgen aufdeckte, die Konsequenzen zog und die Erschütterten und Gerührten zwang, selbst die richtigen Schlußfolgerungen zu ziehen, sich zu rühren.

Dies war Absicht und Funktion des Dokumentarfilms „Ein Tagebuch für Anne Frank“ von Joachim Hellwig und Günther Deicke. Dies ist der Sinn des gleich-



namigen Buchbandes der gleichen Autoren. Sie sagen es selbst in ihrem Vorwort deutlich: „Das Tagebuch der Anne Frank erfordert heute einen *deutschen* Standpunkt. Ihn zu geben, ist unsere Absicht.“ Und einige Seiten später rechtfertigen sie noch einmal ihr Unternehmen, indem sie die Schauspielerin, die Anne Frank auf der Bühne darstellen soll, sagen lassen: „Denn vielleicht genügt es nicht, nur dich zu kennen. Vielleicht kann ich dich erst dann voll begreifen, wenn ich das ganze Geschehen kenne.“ Damit sind Aufgabe und Thematik klar umrissen: Annes Schicksal sollte und mußte in die großen Zusammenhänge gestellt und als ein typisches Schicksal begreifbar gemacht werden. Das Buch durfte sich nicht damit begnügen, der Ermordeten ein literarisches und bildliches Denkmal zu setzen; es mußte zu einer Anklageschrift gegen die unmittelbaren und mittelbaren Mörder der Anne Frank und ihrer Millionen Leidensgefährten werden.

Wie schon in ihrem Film ist Hellwig und Deicke in dem zugleich dichterischen wie unerbittlich sachlichen Buch die Verwirklichung dieser doppelten Absicht voll geglückt. Sowohl im Bildmaterial wie im Text ist mit Recht einiges aus dem Film übernommen worden. Aber der Band ist etwas anderes und mehr als ein illustriertes Drehbuch. Die Autoren haben, die besonderen Möglichkeiten eines gedruckten Dokuments voll ausnützend, das Schwergewicht auf die peinlich genaue, faksimi-

lierte und somit unwiderlegbare Entlarvung und Anprangerung der Mörder gelegt, die heute größtenteils in Rang, Ehren und Würden in Westdeutschland noch leben. Das Epitaph für eine Tote, schlicht, phrasenlos, erschütternd durch die Sparsamkeit der Worte, ist gleichsam nur der Prolog für die Anklage. Dann heißt es: „Das Schicksal muß ergründbar sein. Es muß Namen haben und Adressen . . . Es muß Ursachen geben.“ Sie werden genannt, die Namen und Adressen. Man sieht sie, als uniformierte Mörder von einst, gut gekleidete Biedermänner von heute, in ihren Autos, vor ihren Villen. Ihr Lebensweg wird bloßgelegt. Und beim Leser und Betrachter verwandelt sich Rührung in Zorn, passives Mitleid in aktive Bereitschaft, gegen die überlebenden Mörder zu kämpfen. Und so wie ein konkretes Schicksal mehr ergreifen kann als anonymes Massenleid, so wird auch der Haß erst konkret, wenn Namen, Adressen und Funktionen deutscher Faschisten genannt werden, wenn man sie kennt. Sie werden Ausgangspunkt für eine allgemeine Anklage gegen das System, das sie hervorbrachte und sie heute noch und wieder pflegt. Hellwigs und Deickes Buch ist gut und richtig, weil es erfüllt, was wir vom Kunstwerk fordern: Typisches am konkreten Beispiel zu zeigen. Es ist gut und richtig, weil es den Gerührten zwingt, sich zu rühren. Darum erfüllt es, stärker als gut gemeinte Spielfilme und Theaterstücke, das Vermächtnis der Anne Frank.

*András Diószegi*

## Literarisches Leben in Ungarn

Als ich Ungarn vor drei Wochen verließ, waren es insbesondere zwei Fragen, die das Interesse der ungarischen literarischen Öffentlichkeit beanspruchten:

Die Woche des Buches und die Diskussionen anlässlich der Neugründung des Schriftstellerverbandes.

Die Woche des Buches, die alljährlich stattfindet, soll die Aufmerksamkeit aller Leser auf die fortschrittliche, insbesondere sozialistische Literatur lenken. Sie erhielt in den Jahren nach der Konterrevolution eine besondere Bedeutung. Denn gerade in diesen Jahren wuchs das Interesse für die neue ungarische sozialistische Literatur geradezu sprunghaft. Die Romane, Erzählungen und Gedichtbände, die sich um eine Antwort auf die brennendsten Fragen der Gegenwart und der Vergangenheit bemühen, konnten die größten Erfolge für sich buchen.

So wurden sowohl im vorigen als auch in diesem Jahr während der Festwoche Bücher im Werte von anderthalb Millionen Forint verkauft. Eine Anthologie junger sozialistischer Dichter, die einige Monate vor der Woche des Buches erschienen und sogleich vergriffen war, ist neu herausgebracht worden und fand das gleiche ungeteilte Interesse. Romane und Erzählungen fanden in wenigen Tagen vier- bis achttausend und mehr Käufer. Die Auflagenziffer von Prosawerken liegt in Ungarn durchschnittlich zwischen fünf- und zehntausend.

Es ist unmöglich, alle Romane zu erwähnen, die im vergangenen Jahr, zwischen den beiden Festtagen des Buches, erschienen sind. Deshalb seien hier nur einige erwähnt, die für viele der gleichen Art stehen. Thematik und Handlung eini-

ger Romane reichen bis in die problematischen Jahre vor der Konterrevolution zurück. Virág Mórictz schildert in „Spinnewebe“, wie reaktionäre Parasiten, die sich an ihre alten Privilegien klammern und ihr Faulenzerdasein aufrechterhalten möchten, die Familie eines gutmütigen, aber passiven Intellektuellen umgarnen, und wie sie seinen behüteten und verhätschelten Sohn an den Rand des Abgrunds treiben. Zwei weitere erfolgreiche satirische Romane (Gábor Godas „Der Wahrsager“ und Zoltán Galabárdis „Käspappel“) entlarven die Beschränktheit und Kurzsichtigkeit in der Provinz, wo „hinter Gottes Rücken“ dem Sozialismus feindlich gesinnte Elemente von Tag zu Tag sich offener, hemmungsloser und mit wachsender Lautstärke zu Wort melden und immer mehr an Boden gewinnen. Der Sturz dieser Elemente bildet den Schluß dieser geistreichen Satiren. Freilich wäre es noch verfrüht, zu erwarten, daß die Werke über den konterrevolutionären Putsch bereits heute eine umfassende epische Darstellung der Epoche bieten. Aus dem großen Fragenkomplex greifen die Autoren in der Regel nur ein einziges Problem heraus; dabei lassen sie sich im allgemeinen von der Ästhetik des sozialistischen Realismus leiten, oder sie bemühen sich wenigstens darum. Eine erregende Problematik unseres öffentlichen Lebens bildet die Rolle, welche die Gruppe der revisionistischen Schriftsteller damals gespielt hat. Den Weg eines jungen Schriftstellers, der sich dieser Gruppe anschließt, dann politisch und moralisch versagt und schließlich verkommt, schildert Géza Monár in seinem Roman „Wellenschlag“. Den gesellschaftlichen Hintergrund der Handlung bildet

das Leben desjenigen Teils der ungarischen Intelligenz, die sich in der Zeit vor der Konterrevolution in der Flut der falschen Ideen und schädlichen Illusionen nicht zurechtfindet und ihnen schließlich zum Opfer fällt.

Die Romane „Minenfeld“ von Miklós Zalka und „Mensch am Grenzrain“ von Miklós Gerencsér hatten ebenfalls Erfolg. Der letztere zeigt, wie sich die Produktionsgenossenschaften in der Konterrevolution bewährt haben. Mit dem Jugendproblem befassen sich die Bücher von László Erdős „Briefe nach Wien“, von Lajos Mesterházy „Höllenfahrt“ und von Magda Szabó „Richtet Zsófia aus“. Die Autorin des letzten Buches erzählt die Entwicklung eines schüchternen und unselbständigen Mädchens zu einem starken, tatkräftigen Charakter. Die Persönlichkeit dieses Kindes bildet sich im Kampf zweier antagonistischer Kräfte. Zwar ist die Konterrevolution geschlagen worden, aber die retardierenden Kräfte der Vergangenheit wirken noch durch menschliche Schwäche, Unverantwortlichkeit, Egoismus und Feigheit weiter. Und sie würden sich sogar die vaterlose Zsófia unterwerfen, fände sie nicht Hilfe und Unterstützung in der Gemeinschaft der einfachen werktätigen Menschen. Der Leser erlebt, wie die neue Gesellschaft die wertvollsten menschlichen Eigenschaften fördert und der Persönlichkeit zur Vollendung verhilft.

Der Reiz, den die nach der Konterrevolution veröffentlichten Romane und Erzählungen auf den Leser ausüben, liegt in der Vertiefung der realistischen Darstellung und der nuancierten Lebenskenntnis und in dem mutigen Versuch, den Problemen der Gegenwart nachzuspüren und sie lösen zu helfen. Auffallend ist die Bereicherung der künstlerischen Formen, der Genres und der Stilarten. Handlungsreiche Gesellschaftsschilderung und Satire, essayistische, psychologische und moderne Pikaro-Romane stehen nebeneinander in kaleidoskopischem Reichtum.

Auf der Bühne erfreuten sich in der vergangenen Spielzeit ebenfalls die Zeitstücke des größten Publikumserfolges, unter ihnen „Orkan“ von Imre Dobozy, „Pester Menschen“ von Lajos Mesterházy und „Verrufter Himmel“ von József Darvas. Sie sind mit echter dramatischer Spannung erfüllt, sie erschüttern den Zuschauer und wirken auf ihn zugleich befreiend und erbauend. Darvas schildert in der Tragödie des wankelmütigen Schriftstellers Sándor Joó die historische Prüfung der ungarischen Intelligenz. Mit den Mitteln des Dramas zeigt er, daß man sie nur dann bestehen kann, wenn man aufrichtig mit seinem Verhalten abrechnet und sich mutig die Lehren des Leidensweges zu eigen macht, wenn man sich auf die Kräfte des Sozialismus, wenn man sich auf die Partei stützt.

Wenn auch nur skizzenhaft und aus einem bestimmten Anlaß, so mußten wir doch auf diese Erfolge der ungarischen Literatur verweisen. Denn nur so wird es verständlich, wie es in Ungarn zur Vorbereitung der Neugründung des Schriftstellerverbandes kommen konnte. Der Hauptgrund liegt darin, daß infolge der Politik der Partei und Regierung nicht nur die allgemeinen gesellschaftlichen und politischen Bedingungen günstig sind, sondern sich ein kommunistischer Kern in unserer neuen Literatur herausgebildet und gestärkt hat, der von Schriftstellern repräsentiert wird, die durch ihre gesellschaftliche und berufliche Tätigkeit dafür garantieren, daß der neue Schriftstellerverband die Basis für die weitere Entfaltung der sozialistischen Literatur bilden wird.

Man muß aber auch noch andere Faktoren mit berücksichtigen. Die Analyse der Konterrevolution zeigt, daß der lenkende Einfluß der Partei in der Literatur verstärkt werden muß. Die theoretische Arbeitsgemeinschaft beim ZK der Ungarischen Sozialistischen Arbeiterpartei befaßte sich in den Beschlüssen „Fragen unserer Kulturpolitik“, „Die Volkstüm-

Schriftsteller“ und „Probleme der Entwicklung der ungarischen Literatur nach der Befreiung“ eingehend mit den wichtigsten Fragen des kulturellen Lebens. Dadurch erlebte die marxistische Kritik einen neuen Aufschwung. Aber nicht nur in den Spalten der Literaturzeitschriften „Kortárs“ (Der Zeitgenosse) und „Élet és Irodalom“ (Leben und Literatur) verbesserte sich die literaturkritische Tätigkeit. Mit Problemen der ungarischen Gegenwartsliteratur befaßt man sich aktiv auch auf den Universitäten. Das Institut für Literaturgeschichte veranstaltete seit September vorigen Jahres drei große öffentliche Aussprachen über Probleme unserer Gegenwartsliteratur. Was war der Inhalt dieser Diskussion? Wie bekannt, stützte sich die Konterrevolution in starkem Maße auf Intellektuelle, und nach ihrer Niederlage in der offenen, bewaffneten Konterrevolution versuchte sie erneut, dort Fuß zu fassen. Deshalb mußten wir den Einfluß der feindlichen Ideologien auf die Intelligenz, auf die Literatur in offenen, prinzipiellen Diskussionen zurückdrängen.

Eine besonders große Rolle bei der „Umwertung“ der Begriffe der sozialistisch-realistischen Literatur, des Prinzips der sozialistischen Parteilichkeit haben die Ansichten von Georg Lukács gespielt. Vor dem Oktober 1956 griff der Revisionismus den sozialistischen Realismus und dessen Ästhetik auf breiter Front offen an und verleumdete sie. Der Revisionismus wollte damals mit dem Kampf gegen die Parteilichkeit in der Literatur den sozialistischen Realismus und den Sozialismus selbst über Bord werfen. Nach der Niederlage der Konterrevolution wurden im theoretischen Organ der Partei „Társadalmi Szemle“, aber auch anderswo, diese antimarxistischen politischen, philosophischen, ästhetischen, literaturkritischen Ansichten analysiert. Eine fruchtbare Diskussion über das Problem des sozialistischen Realismus und der Parteilichkeit begann und leitete die Klärung der wichtigsten theoretischen Fragen der un-

garischen Literatur seit der Konterrevolution ein.

Eine besondere Rolle spielte bei diesem Klärungsprozeß die Diskussion über die sogenannten Volkstümlicher-Schriftsteller. Diese Schriftsteller schufen und schaffen heute noch – nicht zuletzt dank der ideologischen Anleitung durch die Partei – wertvolle fortschrittliche Werke. Die Diskussion, deren wichtigstes Problem der Nationalismus war, verfolgte unter anderem das Ziel, ihnen zu helfen, die künstlerisch richtige Orientierung, die sie verloren hatten, wiederzufinden. Denn die Volkstümlicher-Schriftsteller waren die wichtigsten Verbündeten des Revisionismus. Sie zählten zu seinen geistigen und ideologischen Reserven, und zwar vor allem durch ihre zu neuem Leben erweckten alten Ansichten über den Nationalismus. Dadurch erhielten alle diejenigen altüberlieferten, aber falschen und schädlichen Illusionen von der Lage des Ungarums, von seinen Beziehungen zu den Nachbarvölkern und von seiner Zukunft ein besonderes Gewicht und trugen in starkem Maße zur Verwirrung eines Teils der Intelligenz bei. In dieser Diskussion gelang es – und das ist ihr wichtigstes Ergebnis –, der Masse unserer Intelligenz, vor allem den Schriftstellern, die Zusammenhänge zwischen Revisionismus und Nationalismus klarzumachen. Sie verstehen heute, welchen politischen Schaden dieses „geistige Bündnis“ mit dem Revisionismus während der Konterrevolution angerichtet hat. Dieser Erkenntnis folgt auch die Bereitschaft, dementsprechend zu handeln.

Die Belebung der schöpferischen Arbeit, das Vordringen der sozialistischen Lyrik und Prosa in der Praxis hat dazu geführt, daß heute neben den Fragen, die die Vergangenheit und die Konterrevolution betreffen, die Schaffensprobleme der Gegenwart immer mehr in den Vordergrund treten. Die Werke einzelner Schriftsteller, die Tätigkeit einzelner Gruppen werden immer häufiger zur Diskussion gestellt. Das Problem des Neuerertums wird



in unserer Literatur seit längerer Zeit diskutiert und ist bis heute nicht abgeschlossen. Die marxistische Kritik bemüht sich nachzuweisen, daß die neue Kunst, die neuen ästhetischen Werte nur im Zeichen des Sozialismus und der Ideen des menschlichen Fortschritts entstehen können, daß sie sich nur entwickeln können, wenn die Schriftsteller einen lebendigen Kontakt zum sozialistischen Leben halten. Das ist die einzige sichere Basis, auf der man künstlerische Experimente erfolgreich durchführen kann. Das muß betont werden, weil die Konterrevolution unseren nach neuen Formen suchenden und experimentierenden Nachwuchs dadurch desorientieren wollte, daß sie die künstlerischen Erfolge des westlichen Modernismus und anderer bereits seit Jahrzehnten veralteter künstlerischer Bestrebungen „neu“ entdeckte und als nachahmenswerte Vorbilder hinstellte. Wir sind dagegen bestrebt zu zeigen, daß die Lobpreisung der künstlerischen Erfolge des Modernismus für die Konterrevolution Nebensache war; ihr kam es darauf an, die Ideologie dieser Kunst zu verbreiten, durch Nihilismus und Zynismus die Seelen der Jugendlichen zu verwirren und damit die Entstehung der sozialistischen Kunst, die einem echten Humanismus dient, zu verhindern.

Die richtige Politik der Partei und der Regierung, das Erstarken des kommunistischen Einflusses unter den Schriftstellern, die im Geiste des sozialistischen Realismus entstandenen Kunstschöpfungen, die Diskussionen mit den schädlichen und feindlichen Ideologien, die klärenden Auseinandersetzungen mit den theoretischen und praktischen Fragen der schöpferischen Arbeit – all dies trug dazu bei, daß wir im Frühling dieses Jahres damit beginnen konnten, die Neugründung des Schriftstellerverbandes vorzubereiten. Freilich müssen bis zum Abschluß dieser Arbeit – sozusagen unterwegs – noch viele Fragen geklärt werden. Doch die Grundlage, die für dieses Beginnen günstige Atmosphäre, ist bereits da.

Einen Faktor aber dürfen wir nicht übersehen, der entscheidend zu dieser gesunden literarischen Atmosphäre beigetragen hat. Heute erkennen wir bereits viel klarer jene Werte, die die ungarische sozialistische Literatur zwischen den beiden Weltkriegen zu Hause und außerhalb der Landesgrenzen in der Emigration hervorgebracht hat. Wir kennen und schätzen heute mehr denn je nicht nur die Werke eines Attila József, sondern auch die von Miklós Radnóti und Lajos Nagy, und neben dem Schaffen auch schon früher bekannter Schriftsteller aus der Emigration, wie Lajos Barta, Aladár Komját, Andor Gábor, Béla Illés, Sándor Gergely, wissen wir auch die Arbeiten von Sándor Barta, Frigyes Karikás oder József Langyel zu schätzen, deren Bücher früher für Leser und Literaturwissenschaftler gleichermaßen kaum zugänglich waren. Die Kraft unserer sozialistischen Literatur hat sich dadurch vervielfacht, daß nunmehr ihre eigenen Traditionen aus den Kämpfen eines Vierteljahrhunderts die gebührende Achtung erhalten haben. Dieser Umstand steigert auch die Arbeitslust jener Schriftsteller, die früher in der Emigration wirkten. Ein schlagender Beweis dafür ist einer der größten Bucherfolge der letzten Zeit, József Lengyels „Das wechselvolle Leben des Ferenc Prenn“, der Roman eines ungarischen Rotarmisten aus der Zeit der Räterepublik 1919. Nicht geringer war der Erfolg des „Anekdotenbuches“, eines Sammelbandes von Béla Illés, in dem der Autor charakteristische Begebenheiten über große Gestaltung der ungarischen Arbeiterbewegung und ihrer fortschrittlichen Literatur aus den letzten Jahrzehnten meisterhaft erzählt. (Ein anderes Buch von József Lengyel, „Die Visegráder Straße“, in dem die Gründung der ungarischen kommunistischen Partei geschildert wird, wird in Kürze auch in deutscher Sprache erscheinen.)

So zeigt sich heute, drei Jahre nach der Konterrevolution, daß sich unsere neue, sozialistische Literatur gesund entwickelt. Sie vertraut ihrer eigenen Kraft,

ohne dabei überheblich zu werden und in Selbstzufriedenheit zu verfallen. Nie wird sie darauf verzichten, ihr ideologisches und künstlerisches Niveau zu steigern. Die Aufgabe des neuen Schriftstellerverbandes dabei lautet: Kampf für die

Literatur des sozialistischen Realismus, die den Wettkampf mit den übrigen literarischen Richtungen durch ihre höheren Ideen und ihr echtes künstlerisches Neuerertum für sich entscheiden wird.

*Deutsch von A. Csongár*

*Jo Schulz*

## Überraschende Entdeckungen . . .

### a) beim Festprogramm der Bergarbeiter

Die Bitterfelder Premiere erlebte ich Sonntag nachmittags auf der Freilichtbühne. Schwer, sachlich zu registrieren: Begeisterung der Tausende und aber Tausende jeden Alters, ob im Kapott-hütchen oder in der zeitgenössischen Sechssackthose; Wiedergeburt antiken Volksspiels – Verschmelzung des Publikums mit den Darstellenden (es sollte unseren jungen Theaterwissenschaftlern eine Dissertation wert sein, das Warum zu begründen); Fanfarenstöße beginnender Kulturrevolution. Man kann natürlich auch ganz einfach sagen: Schön war's. Oder, wie es der offensichtlich auf ein längeres Schlußwort vorbereitete Beauftragte vom Braunkohlenwerk „Einheit“ ausdrückte: „Was ihr da gezeigt habt, liebe Kumpels, also . . . mir fehlen die Worte . . . Glück auf!“ Das kam von Herzen. Wie das Programm.

Es ist parteilich und daher optimistisch, echt volkstümlich und daher ohne jenes volkstümelnde Heißatirallalla, womit hurtige, meist hauptberufliche Volkskunstmacher an die schlechtesten Theatervereintraditionen anknüpfen.

Diese Zeit ist vorbei. Unsere Volkskünstler, Sänger und Spieler, Tänzer und Musiker sind mit ihrem Publikum gewachsen, sie stellen Ansprüche – an sich und an ihre Lehrmeister. Und siehe: sie bestehen neben einem so kraftvollen Schauspieler wie Erich Franz – und er besteht neben ihnen – als ehemaliger Kumpel. Charlotte Dühring (vom Hal-

lenser Theater) und er (Berliner Ensemble) sind als Bergarbeiterehepaar mit Rezitationen von Edith Bergner, Arnold Eisensee, Karl-Heinz Tuschel, Hans Marchwitza, Marta Nawrath u. a. Rückgrat des Programms.

Dazwischen eine Fülle vielfältiger und origineller Neuschöpfungen: kultureller Explosivstoff. Das zündet bei den Tanzspielen Willi Hinzerts, gleich anfangs beim „Glück auf, Brigade der sozialistischen Arbeit“ (Musik: Wehding), beim kämpferisch anklagenden „Hiroshima“-Tanz (welch begeisternde Exaktheit, welch eine Solistin! Augen auf, ihr Nachwuchssucher!); das zündet bei dem in seiner gedanklichen Präzision fesselnden und auch formal interessanten Einakter „Die Kumpels von Thräna“ von Wolfgang Neuhaus (wo doch längere Sprechszenen nach den Erfahrungen der Fachleute im Freien schwer „ankommen“ – und diese „kam an“, obwohl – Neuhaus verzeih! – der Autor, in letzter Minute für einen erkrankten Darsteller einspringend, mitspielte); das zündet, wenn in einem kostümprächtigen Kindertanz die Sputniks dem Spätnik begegnen (Musik: Spitzer), und auch wenn dem Herrn Krause (Achtung! ein Komiker – er heißt Pätzold!) von nebenan in der choreographisch leider noch nicht voll ausgewerteten Revue „Schwarze Diamanten“ (Text: Schulz, Musik: Hanz Nöhring) die Jungen Pioniere (von der Boleslaw-Bierut-Schule, Halle) mit ihrer Pionierleiterin

(Theater der Jungen Garde, Halle) eine polymusische Lektion zum Thema: „Ohne Kohle geht's nicht“ vermitteln. Und wie das zündet, wenn inmitten der Bitterfelder, Lehestener, Profener, Bornauer, Böhlemer, Holzweißiger und Eislebener Volkskünstler Alfons Schienemann das Schlußlied „Wie im Morgenlicht“ (Eisensee – Werzlau) singt! Da möchte man nachträglich einige Partien umbesetzen – mit Schienemann. Indes bin ich kein Regisseur – und der ist unverdientermaßen, dafür aber in Gemeinschaft mit dem künstlerischen Leiter Arnold Eisensee und dem Verantwortlichen für die Konzeption Heinz Götz sowie sämtlichen Volkskunst-Solisten nicht genannt. Er heißt Hannes Hoddenkamp; als Künstler und Mensch von Format (mittlerer Aussichtsturm) soll es ihm während der Proben nur selten gelungen sein, die Übersicht völlig zu verlieren. Mit seinen Kollegen vom Theater der Jungen Garde wird er künftig helfen, daß der neugewonnene Zündstoff dieser Festtage in den Volkskunstgruppen des Bergbaus weiterwirkt.

Sind denn nun diese vielen Neuschöpfungen vom Himmel und den Gewerkschaftern in den Schoß gefallen? Haben die irgendwo auf ein geheimnisvolles Druckknöpfchen gedrückt? Oder

einen ganz tollen Rundschrieb an unsere Schriftsteller losgelassen? Keineswegs. (Das hat direkt nach der Bitterfelder Konferenz gleich mal eben fix die sattem bekannte DKGD [= Deutsche Konzert- und Gastspiellidirektion] unter Benutzung des DSV besorgt; die Folgen sind noch nicht abzusehen – trotz ihrer Verheißung, mit neuen Programmen den Werktdtigen bei der Planerfüllung zu helfen, sowie der massiven Drohung an arglose Autoren, sie hätten die Manuskripte in sechs- bis achtfacher Ausfertigung abzuliefern! NB für die DKGD: Werktdtigit sind sehr häufig auch Volkskünstler. Autoren haben häufig Kontakt mit Volkskünstlern. Frage: Und warum wohl hat die DKGD das Nachsehen?)

Die Gewerkschafter, alte Bergarbeiter, kamen persönlich. Zu Autoren und Schauspielern – nicht mit leeren Händen, sondern mit einer Konzeption, die sich schon als Rohentwurf mindestens so gut las wie manches hochgelobte Endprodukt reimloser Lyrik . . .

Und nun singt und klingt es von den Podien und verlacht die Parolen vom amusischen Funktionär, vom kulturell hinterwälderischen Werktdtigen, vom weltfremden Künstler und vom grauen Sozialismus.

#### b) beim Festprogramm der Chemiearbeiter

Im Kulturhaus der Leuna-Werke „Walter Ulbricht“ ein ausgezeichnetes Programm. Würdig jeden Konzertsaa's. Höhepunkte: Walzer der Chemiearbeiter (Nawrath-Haase), Tanzspiel: Unser Plan (Lukowski, Müller). Die Aufführung ist be-

deutend schlackenreiner als die der Bergarbeiter, regielich, sprech- und überhaupt technisch, und enthält bedeutend weniger Uraufführungen als das Bergarbeiterprogramm. – Warum ich dieses so ausführlich bespreche? Eben deshalb.

#### c) für Direktoren von Vergnügungspalästen, Ballettschulen, Theatern, Rundfunkstudios u. dgl.

Es fehlt nicht an Nachwuchs – eher an Entdeckern für den Nachwuchs. Frage: Die Sängerin des Bergarbeiterwalzers sowie des Lipsi vom wunderschönen Leben hat Stimme. Darf sie trotzdem Schlager singen?

Der Walzer der Chemiearbeiter ist ebenso vergnüglich wie ein Strauß-Walzer, nur neuer. Darf er ebensooft gespielt werden oder weniger? Bekommen auch Berufskapellen die Noten oder dürfen nur Laien?

#### d) für Gastspielveranstalter

Man kann im Freien Tausende von Besuchern unterhalten, ohne Vico Torriani oder Schlimmere zu bemühen. Ich schlage vor, die nächstjährigen Arbeiterfestspiele

unter das Motto „Fest des gegenseitigen Entdeckens“ zu stellen. Laßt uns rasch damit anfangen, ihr Künstler, ihr Beruflichen und ihr Berufenen. Es ist höchste Zeit.

Max Zimmering

#### Dem Roten Morten zum neunzigsten Geburtstag

*In diesem Jahr, am 26. Juni, wäre Martin Andersen Nexö 90 Jahre alt geworden. In Dresden, wo der Dichter seine letzten Lebensjahre verbrachte, fand anlässlich dieses Geburtstages eine Gedächtnisfeier statt, auf der Max Zimmering die Festansprache hielt. Wir veröffentlichen sie hier in gekürzter Form.*

„Was ich geworden bin, wurde ich nicht kraft einer bestimmten Begabung, sondern durch mein eigenes Leben mit seinen Entbehrungen und Kämpfen, Enttäuschungen und Freuden in Gemeinschaft mit anderen Menschen.“

„In Gemeinschaft mit anderen Menschen“, betonte Martin Andersen Nexö und sprach damit eine Grundvoraussetzung jeder großen Literatur, vor allem jeder sozialistischen Literatur aus. Und wenn wir heute vom Schriftsteller unserer Republik fordern, sich auf das engste mit dem Leben zu verbinden, so handelt es sich genau um dieses Einswerden mit denen, über die und für die und durch die wir schreiben. Hierin liegt eben der kollektive Charakter bedeutender Kunst, den bereits Goethe erkannt hatte und auf den auch Andersen Nexö in seinen „Erinnerungen“ hinwies, als er schrieb: „Wäre der Dichter nur ein Wesen für sich, ein Zufall, der überraschend wie eine Sternschnuppe über den Himmel der guten braven Leute zieht oder plötzlich auf sie niederpurzelt – ja, dann wäre seine Tätigkeit die gleichgültigste Sache der Welt. Ist aber etwas an ihm dran, so ist er auch im gleichen Maße ein Ausdruck für alle. Je größer sein Werk als Dichter ist, desto mehr haben an ihm Anteil – und desto größer ist ihr Anteil. Über einen der größten Dichter der Welt zu berich-

ten, ist dasselbe, wie über die Menschheit selber zu berichten.“

Ja, vom Dichter des „Pelle“, der „Ditte“ und des „Morten“ zu berichten, heißt mehr, als nur irgendeine „interessante“, aufregende Biographie vor unseren Augen auszubreiten, denn sein Leben ist bei aller Besonderheit die Widerspiegelung des Weges, den das Proletariat von der „Klasse an sich“ zur „Klasse für sich“ gegangen ist. Diesen mühevollen Weg hat er, der Sohn des Steinmetzen Hans Jörgen Andersen aus einem Kopenhagener Elendsviertel, mit durchschritten, und auf ihm ist er zum Dichter der Arbeiterklasse geworden, von dem der große französische Schriftsteller und revolutionäre Humanist Romain Rolland in einer Grußbotschaft zum 70. Geburtstag sagen konnte: „Gorki und Nexö sind so verschieden wie Dänemark und das alte Rußland. Aber das Wesentliche haben sie gemein: die Forderung nach Wahrheit in der Literatur. Und wenn heute die Arbeiterklasse und das ganze Volk Nexö ehren, so nicht deshalb, weil er berühmt ist. Es gibt viele Berühmtheiten, vor denen wir nicht einmal den Hut rücken. Wir danken ihm für seine ständige Forderung nach Wahrheit. Wir danken ihm dafür, daß er der dänischen Literatur und der Weltliteratur so große Werke von Wahrheit und Kampf geschenkt hat.“



Welch ein Leben und welch ein Dichternetzwerk. Als der kleine Martin „in der Sankt-Annä-Straße in Christianhaven, direkt unter der goldenen Kugel der Erlöserkirche, in der Dachstube eines Hinterhauses“ zur Welt kam, zeigte der Kalender den 26. Juni des Jahres 1869. Das „Kommunistische Manifest“ war gerade erst zwei Jahrzehnte vorher erschienen, und als Karl Marx starb, wurde der junge Martin Andersen schon konfirmiert und arbeitete als Hirt und Stallknecht auf Bornholm, wohin die Familie auf der Suche nach einer besseren Existenz übersiedelt war. 1954, als er – zum großen Dichter der Arbeiterklasse geworden – von uns ging, hatte der Kapitalismus längst den Gipfel seiner Entwicklung und Macht überschritten, und das berühmte und umkämpfte Manifest der beiden „Doktoren der Revolution“ hatte sich auf einem Drittel unserer Erde in Fleisch und Blut verwandelt. Martin Andersen Nexö aber war nicht nur Augenzeuge und Registrator dieser gewaltigen Umwandlung, sondern ihr Mitgestalter gewesen.

Für mich und viele meiner Generation steht sein Name mit am Anfang unserer literarischen und politischen Erinnerung; er war einfach da wie die Luft, die man atmete, wie Sonne, Mond und Sterne, nicht wegzudenken aus dem, was wir unsre Welt nannten, ja, mancher fand den Weg in diese „unsere“ Welt überhaupt erst durch ihn, der uns den proletarischen „Eroberer“ Pelle geschenkt und uns den Worten der „Internationale“ entsprechend, gelehrt hatte, daß diese Welt unser sein müsse.

Er selbst hatte sich als junger Mensch noch nicht auf solche Gefährten aus dem Bereich der Literatur stützen können. Ihn formten die neu aufkommenden Gedanken der jungen Arbeiterbewegung, die sich mit seinen reichen Lebenserfahrungen vereinigten. Daß es gerade die deutsche Arbeiterbewegung war, die für seine politische Erziehung von besonderer Bedeutung werden sollte, ist wohl auch kein Zufall, denn von der geographischen

Nachbarschaft Deutschlands und Dänemarks abgesehen, hatte sie sich gerade in den letzten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts im industriell rasch vorwärtsschreitenden Kaiserreich zu außerordentlicher und für die internationale Arbeiterklasse beispielhafter Höhe entwickelt. Von nachhaltiger Wirkung war für den jungen Dänen die Begegnung mit einem deutschen Glasergesellen, dem er beim Bau einer Kirche in Östermarie als Hilfsarbeiter und Dolmetscher an die Seite gegeben worden war. „Er schnitt das bunte Glas“ – erzählt Andersen Nexö später – „und faßte die Glasstücke in Blei, oder er stand oben auf seiner Leiter und arbeitete, daß ihm der Schweiß vom Gesicht triefte. Dabei plauderte er mit mir, pffte die Internationale, hielt mir sozialistische Vorträge und trank Bier. Es war meine erste Begegnung mit Deutschland, wo ich später während einer Reihe von Jahren eine zweite Heimat finden sollte. Und die Begegnung konnte nicht besser gewesen sein. Wie dieser Berliner Arbeiter war – rechtschaffen, klug und zugleich naiv, stolz auf sein Handwerk und bescheiden, pflichttreu und hilfsbereit –, so lernte ich später das einfache deutsche Volk bei meinem viele Jahre dauernden Zusammensein kennen.“

Martin Andersen Nexö war einer der großen Sänger und Darsteller der Elenden und Entrechteten, aber sein Werk gehört nicht zur „Armeleute“-Literatur, denn aus ihr spricht nirgendwo das Mitleid des gutherzigen Außenstehenden, sondern das Miterlittenhaben, es spricht der Leidensgefährte, der die Hungernden kennt und die Wurzeln des Hungers erkannt hat und schonungslos vor unseren Augen sichtbar macht. Da ist nichts von jener Romantisierung und Poetisierung, wie wir sie bei dem von ihm so verehrten Leo Tolstoi finden oder im Werk seines großen Landsmannes und Namensvetters Hans Christian Andersen. Auch hierin gleicht er Maxim Gorki, mit dem er so verwandt ist, daß man beide immer

wieder in einem Atemzug genannt hat, nennt und nennen wird.

Nur aus dieser unromantischen, aus der sozialistischen Erkenntnis gewachsenen Einstellung zur Armut konnte sein kämpferisches Werk wachsen, konnte „Pelle der Eroberer“ entstehen, der nur um wenig später als Gorkis „Mutter“ geschaffen wurde und so nach diesem bedeutenden Buch des großen Russen der zweite wirkliche Proletarierroman in der Weltliteratur war. Welche Wirkung das Erscheinen des „Pelle“ hatte, zeigt die bürgerliche Kritik jener Zeit, die ihn widerwillig als „ein großes Werk“ anerkennt, wenn sie ihm auch im gleichen Atemzug verständlicherweise die „historische“ Qualität abspricht.

Auf die lesenden Arbeiter, deren Zahl von Tag zu Tag wuchs und an Bedeutung gewann, übte Andersen Nexøs großer Roman einen tiefen Einfluß aus. Willi Bredel erzählt in seinem ersten Teil der Trilogie „Verwandte und Bekannte“ vom alten Hardekopf: „Wahrhaft begeistert und von der Größe, Wahrheit und Schönheit der sozialistischen Anschauung erfüllt aber hatte ihn das Buch, das weder Theorie noch Geschichte, sondern das Leben selber wiedergab: der Roman ‚Pelle der Eroberer‘.“

Die Proletarier hatten keinen Grund, sich über den neuen Ton in der Literatur zu beschweren, wie es das Bürgertum bereits bei den ersten Erzählungen Andersen Nexøs getan hatte, indem es durch den Mund des bekannten Kritikers Hermann Bang erklären ließ, daß jetzt auf dem Parnaß der Holzschuhtanz begonnen habe. In der Tat: Was da der junge Dichter aus der Arbeiterklasse vorführte, war kein höfisches Ballett. Viel eher war es eine dänische Carmagnole, zumindest ihr Vorspiel. Von einem allerdings, der aus der Tiefe des Volkes kommend, Weggenosse der zur Erkenntnis ihrer Lage vorstoßenden „Passagiere der leeren Plätze“ war und sich offen zu ihrem dichterischen Anwalt gemacht hatte,

konnte auch keiner erwarten, daß er den „Parnaß“ mit seidenen Pantöffelchen betreten würde.

Auch den Nabelschauern und Selbstbespieglern überließ er ihr Handwerk und machte sich nichts daraus, daß sie ihm die Fähigkeit zur Selbstanalyse absprachen. Er gab es vielmehr unumwunden zu, daß er keinen Trieb in sich fühlte, sich mit seinem Inneren zu beschäftigen und erklärte: „In der Welt, der ich durch Geburt, Kindheit und geistige Einstellung angehöre, beschäftigt man sich nicht sehr viel mit sich selber. Und es würde auch schlimm mit einem stehen, wenn man es täte. Das Dasein tritt dort meistens in Gestalt von Plagen, Entbehrungen und Widerwärtigkeiten auf; wegen der unzähligen eigenen Sorgen würde man überhaupt gar keinen Raum für irgendein Gemeinschaftsgefühl mit seinesgleichen haben. Wie oft hörte ich nicht Mutters mitleidvolle Worte über unsere Nachbarn, wenn wir selber kaum das Nötige im Hause hatten: ‚Ach, diese Ärmsten, woher sollen die nur etwas zu essen kriegen!‘“

Aus dieser Haltung zum Leben und zum dichterischen Auftrag wuchs Werk um Werk, schenkte er dem nach Menschlichkeit und Wahrheit dürstenden Leser Bücher voller Tiefe, Echtheit und Kraft, Bücher, in denen die höchsten künstlerischen Normen ihre Verwirklichung fanden: nämlich Klarheit, Einfachheit, Verständlichkeit. Daß er bewußt diese Eigenschaften anstrebte, finden wir in seinem Bekenntnis: „Meine Sprache und ganze künstlerische Form hat es natürlich beeinflusst, daß ich lieber Schwarzbrot als Kuchen für meine Mitmenschen backen wollte.“

Uns, den Schriftstellern, war er und bleibt er Vorbild, bleibt er Lehrmeister, der uns als Vermächtnis die Worte hinterließ: „Der Dichter hat eine große Verantwortung vor der Menschheit – die größte, die überhaupt auf jemand gelegt worden ist.“

## Streifzug durch eine lächerliche Brecht-Monographie

Einen Augenblick lang ist man verdutzt, wenn man das schmale Buch zur Hand nimmt und den Titel liest: „Köpfe des XX. Jahrhunderts – Willy Haas“ – nanu?

Indessen Willy Haas ist nur der Referent, der Kopf heißt in diesem Falle Bert Brecht. Ich habe nicht die Absicht, das Buch von Haas zu rezensieren, denn es rezensiert sich selbst, wie Sie gleich sehen werden – falls Sie die Geduld aufbringen, mir in das Dschungel Haasscher Ansichten zu folgen. Wir werden dort prächtige Blüten lesen, und eine der schönsten eröffnet die 92seitige Druckschrift:

„Vielleicht sollte man zuerst über die Masken dieses Mannes sprechen, um seine Physiognomie zu verstehen.“ Und Willy Haas verbreitet sich über Brechts Frisuren, Brillen, Jacken und tut so, als könne er an ihnen die geistige Physiognomie Brechts ablesen. Offenbar hatte Haas seinen Artikel ursprünglich für eine Veröffentlichung in dem Familienblatt „Welt am Sonnabend“ konzipiert, und so schreibt er: „Doch konnte man wohl verstehen, daß er auf Frauen wirkte, denn es war auch etwas Gnomisches an ihm.“ Haas hat da wohl seine Erfahrungen.

„Er war damals noch nicht der eindeutige Marxist und materialistische Dialektiker, der, wenn man Karl Marx einigermaßen kannte, leicht zu entziffern war.“ Wenn man Willy Haas einigermaßen kennt, was nach der Lektüre seiner Brecht-Monographie der Fall ist, so vermag man ohne weiteres zu entziffern, daß Haas weder Marx noch Brecht kennt. Vielmehr gibt dieser Referent vor, gerade das Unbegreifliche seines Gegenstandes zu begreifen. Manches Dunkle an der Lyrik des jungen Bertolt Brecht kann ihm gar nicht dunkel genug sein, als daß er es nicht, zugleich tiefsinnig und vieldeutig, uns erläutern wollte. Im Grunde

definiert er das Wesen Brechts als undefinierbar, aber er gibt das natürlich nicht offen zu, weil er so seine ganze Druckschrift selbst für überflüssig und unnütz erklären würde. Weit effektvoller als eine Analyse, die zudem Sachkenntnis voraussetzt und Mühe bereitet, ist es beispielsweise, Brecht „einem merkwürdigen Typ von Extremisten“ zuzuordnen: „... das Leben gab seinem produktiven Wesen nur zwei Extreme als schöpferische Stimulantien: eine brodelnde, betäubende, boden- und grenzenlose Sinnlichkeit, die Geilheit des Dschungels, die Lust am Kochenden, betäubend Duftenden, ja Stinkenden – und dann die Lust am Kalten, Harten, Scharfen, Tödlichen: am Beil des Scharfrichters, am kalten Lauf des Revolvers, am Stahl der Hand- und Fußfesseln, auch an den dogmatischen Hand- und Fußfesseln der ‚Partei‘...“

Woher weiß er denn das? Willy Haas konstatiert bei Brecht „langwährende Fehlleistungen, die manchmal fast kindisch waren“. Die Feststellung, daß Brecht nur extreme Lüste kannte, ist eine ausgesprochen kindische Fehlleistung von Haas. Der Hamburger Referent, der boden- und grenzenlose Sinnlichkeit sowie die Geilheit des Dschungels allenfalls von der Reeperbahn kennen mag, amüsiert seine Leser hier mit einem Charaktergemälde, das einem Tatsachenbericht der „Bild-Zeitung“ würdig wäre.

Wie Haas zu argumentieren pflegt, ist überhaupt bemerkenswert. Etwa so: „... denn wenig wird von ihm lebendig bleiben.“ Nämlich von Brecht. Begründung: „Auch von Baudelaire ist wenig Dichterisches da.“ In zehn Jahren, orakelt Haas, werden „nur noch Literaturforscher und Spezialisten die monumentale zehnbändige Gesamtausgabe von Brechts Werken durch und durch studieren“. Je nun – abgesehen davon, daß Haas nicht gerade

ein begabter Prophet ist (wie wir im Verlauf unseres Streifzuges noch sehen werden), so hätte man sich gewünscht, daß er die „monumentale zehnbändige Gesamtausgabe“ wenigstens überflogen hätte. Aber woher denn! Ihm fliegt's ja zu, beispielsweise die Entdeckung, daß Brecht, „der geborene Immoralist, den spießbürgerlichen Oberlehrer am Ende doch nur spielte“, welcher Bemerkung entgegenzuhalten wäre, daß Haas, der geborene spießbürgerliche Oberlehrer, den Brecht-Kritiker am Ende doch nur spielt, und nicht einmal mit Glanz.

Nachdem Haas prophezeit hat, daß von Brecht nicht viel lebendig bleiben wird, verrät er uns auch, was das sein wird. Darauf wäre der freundliche Leser nie gekommen. Es ist nach der Meinung des Haas „dieses Wenige mit seiner unendlichen Zartheit, seiner hinreißenden, breiten, hymnisch-sinnlichen Strömung, seiner ahnungsvollen, stillen Elegik...“ Was dem Haas nämlich nicht schmeckt, das frißt er nicht, und so stempelt er Brecht kurzerhand zum unendlich zarten Elegiker. Man kennt ihn gar nicht wieder, diesen Rainer Maria Brecht. Brechts „Erscheinung als Gesamtheit“, so räumt Willy Haas allerdings ein, „wird immer wieder auftauchen, wo einer, der dazu legitimiert ist, die Geistes- und Kulturgeschichte dieser Epoche schreiben wird“. Hoffentlich taucht bald einer auf!

Als Hymniker läßt Haas den Brecht gelten, als Theaterkritiker, der er selbst ist, fühlt er sich ihm überlegen: „Der Einundzwanzigjährige war kein bedeutender Theaterkritiker und keiner, der spätere Bedeutung versprach.“ Überhaupt hat Brecht für das deutsche Theater der Gegenwart nie die große Bedeutung erlangt wie etwa Haas. Was Kritiker anlangt, so kennt sich Haas gut aus. Er erwähnt, daß „der große Kritiker Alfred Kerr“ dem „Brecht viel Unrecht getan hat, und nicht immer aus ganz sachlichen Gründen“. Es erheben sich hier zwei Fragen. 1. Kann man jemandem auch aus sachlichen Gründen unrecht tun? 2. Wieso war Kerr ein

großer Kritiker, etwa weil er vor Brechts Werk versagt hat? Dann müßte man den Haas auch einen großen Kritiker nennen.

„Brecht beherrschte offenbar das Englische nicht bis in die späten Jahre seines Exils“, vermutet Haas, der in der Taschenpostille (1926) offenbar weder den Alabama Song noch den Benares Song bemerkt hat, die in englischer Sprache abgefaßt sind. Brechts Darstellung der Brutalität des Imperialismus (in „Mann ist Mann“) verfälscht Haas mühelos zu Brechts „blutiger Lust an der Brutalität“. Zu dieser Komödie bemerkt Haas weiter: „Die Verwandlung eines individuellen Menschen zu einem Soldaten, der nur noch Maschine ist, ist eine Tatsache, die immer da war und vielleicht immer da sein wird, solange es Soldaten gibt.“ Das walte die NATO. Daraus zieht Haas den überraschenden Schluß: „Die ‚Ummontierbarkeit‘ des modernen Menschen läßt sich so ziemlich an jedem anderen Beispiel besser demonstrieren als an seiner Militarisierung.“ Haas, der über das wehrpflichtige Alter längst hinaus ist, kann ohne Risiko die Verwandlung individueller Menschen in Soldaten-Maschinen als etwas Unabänderliches hinstellen. „Der Mensch“, so meint Haas, „wird heute in der Tat ‚ummontiert‘ und mechanisiert; weniger vom Kapitalismus, wie Marx irrtümlich meinte – denn die Mechanisierung des Menschen durch die Industrie nimmt in dem Maße ab, in dem die Fabriktechnik selbst automatisiert wird –, sondern vom Kommunismus selbst, der, wenn wir Berichten glauben dürfen, Methoden der vollständigen ‚Ummontierung‘, der totalen Veränderung der Persönlichkeit, des ‚Brain washing‘, entwickelt hat, die der Kapitalismus sich nie hätte träumen lassen.“ Mit anderen Worten: die Gesellschaftsordnung, die dem Menschen erstmalig alle Möglichkeiten gibt, sich zu entwickeln, betreibt, wenn Haas „Berichten glauben darf“, Gehirnwäsche mit den Leuten – hingegen der Kapitalismus, die alten Menschenschinder in der neuen Bundeswehr, die Bild-Zeitung, Elvis Presley, die Gang-



sterliteratur, der Schundfilm, Spielautomaten, Arbeitslosigkeit und was weiß ich noch alles dienen nach Kräften der Entwicklung von Individuen!

Das macht uns ein Mann weiß, der von Brecht behauptet: „Immer war Brecht von des Gedankens Blässe angekränkt, doch leider nur selten vom Geist erfüllt.“ Zu diesen seltenen Fällen zählt Haas die „Hauspostille“, von der er schwärmt: „Es gibt Gesänge und Verse in diesem Bändchen, die so groß, so rätselhaft groß sind wie irgend etwas, was der Mensch je gesungen hat.“ Was ist also groß? Antwort: Rätselhaftes. Wenn alles, was dem Haas rätselhaft vorkäme, groß sein müßte, wäre viel Größe auf dieser Welt. Unser Referent fügt noch philosophisch hinzu: „Es kann nichts Größeres geben als das Große – hier versagen die Maßstäbe.“ Nicht einmal die Schlußverse des Großen Dankchorals von Brecht, die er lobend zitiert

*Es kommt nicht auf euch an,  
Und ihr könnt unbesorgt sterben.*

geben dem Willy Haas zu denken.

Stilistisch ist manche Passage recht eigenwillig, so diese über die Dreigroschenoper: „Brecht zog die Figur des alten französischen Dichtervagabunden und Wegelagerers François Villon hinein (15. Jahrhundert) ...“ Ich sah nur Aufführungen der Dreigroschenoper, in denen man die Figur des alten französischen Dichtervagabunden und Wegelagerers leider gestrichen hatte. Bei der Dreigroschenoper versucht Haas übrigens denselben Taschenspielertrick anzuwenden, der ihm schon bei „Mann ist Mann“ mißlang; die kritische Darstellung stempelt er zur Lobpreisung: „Kein vernünftiger Mensch hat je daran gezweifelt, daß die ‚Dreigroschenoper‘ ein Lob des Zynismus, der anarchistischen Gewalt sei – geradezu ein Entzückungsschrei über diese.“ Freilich – die spießbürgerlichen Oberlehrer aller Art haben die Dreigroschenoper stets so begriffen und sie deshalb, je nachdem, gelobt oder getadelt. Den Dreigroschenroman, in welchem Brechts Sozialkritik freilich präzi-

ser, schärfer, ja geradezu unausweichlich ist, nennt Haas „einen ganz primitiven Schlüsselroman, in dem Antonin Bata und die Batabetriebe, eine der größten Schuhfabriken der Welt, die ganz Asien mit Schuhen belieferte, ziemlich primitiv kariert werden“. Entweder der Roman hat dem Haas sehr weh getan, und er grollt dieserhalb, oder aber Haas hat den Dreigroschenroman gar nicht gelesen (ich halte für das letztere). Freilich ein Schlüsselroman ist das – einer auf den späten Kapitalismus überhaupt. Was weiß denn Haas von den Bata-Werken, die zu kapitalistischen Zeiten die gemeinste Ausbeutung betrieben? „Sie belieferten ganz Asien mit Schuhen.“ Abgesehen davon, daß das übertrieben ist – was soll es sagen?

Was den Referenten mehr interessierte als Brechts Werke, waren Brechts Amouren: „Das Privatleben Bert Brechts, der doch eine repräsentative Erscheinung dieser Zeit war, wird auf eine lächerliche Art geheimgehalten. Wir wünschen gewiß nicht, in intime Details einzudringen. Auch liegt uns nichts daran, daß Schulkinder der Zukunft die Jahreszahlen der Liebesgeschichten Bert Brechts hersagen müssen, wie man früher die Liebesgeschichten Goethes mit allen Jahreszahlen auswendig zu lernen hatte.“ Was wünscht er denn eigentlich?

„Mit welcher bewundernswerten Sorgfalt und Genauigkeit“ (sie könnte dem Haas zum Vorbild dienen) „Brecht ... die Vorstellungen ... inszeniert hat, davon zeugen seine eigenen Aufzeichnungen und Bruchstücke von Erinnerungen seiner engsten Mitarbeiter, die erst nach seinem Tode veröffentlicht worden sind.“ Der 434 Seiten starke Band „Theaterarbeit – 6 Aufführungen des Berliner Ensembles“ (Dresden 1952) ist dem Experten Haas natürlich nicht bekannt; auch von dem Umstand, daß Brechts Proben quasi bei halbwegs offenen Türen stattfanden und jeder interessierte Besucher willkommen war, wenn er nicht gerade störte, hat Haas keine Kenntnis genommen. Er hat,

so scheint's, alles Wichüge nur gehört, oder erraten, oder erfunden. „Helene Weigel hat sich inzwischen, wie wir erfahren, zu einer selbst- und zielbewußten Intendantin entwickelt...“

„Nur ein einziges Mal noch hat er ein normal gebautes, politisch gerichtetes dramatisches Werk geschrieben, und zwar ein sehr wirksames: ‚Die Gewehre der Frau Carrar‘, ein Stück aus dem spanischen Bürgerkrieg – auch dieses ist freilich nach einer Vorlage des bedeutenden irischen Dramatikers Synge gearbeitet.“ Welches Brecht-Stück ist denn noch nach Synge gearbeitet? Die Emigrationsjahre „in den westlichen und wahrhaft demokratischen Ländern“ (vergleiche hierzu das Verhör Brechts vor dem unamerikanischen Ausschuß) hält Haas für Brechts produktivste Zeit „nach der ‚Dreigroschenoper‘“, weil im Exil „nicht die Fuchtel der Partei täglich und stündlich über ihm schwebte“. Sehen wir von der Albernheit mit der schwebenden Fuchtel einmal ab. Haas tut im Grunde nichts anderes, als daß er die ganze Theaterarbeit, die Brecht mit dem Berliner Ensemble geleistet hat, schlankweg für unproduktiv erklärt.

Schwingt sich Willy Haas zum Propheten auf, so wird es vollends peinlich. „Das Gangsterspiel vom ‚aufhaltsamen Aufstieg des Arturo Ui‘ ist ein kläglicher Versager... Diese romantisch-lehrhafte Verniedlichung ist fast eine Tat für, nicht gegen Hitler.“ Fatalerweise haben inzwischen die „Ui“-Aufführungen in Stuttgart und Berlin gerade das Gegenteil ausgewiesen. „Die heilige Johanna der Schlachthöfe“ nennt der Seher Haas „im ganzen aber doch wohl ein totgeborenes Werk“. Und ausgerechnet in Hamburg, wo auch Willy Haas seine Tage verbringt, hat die „Johanna“ (in einer Inszenierung von Gründgens) mittlerweile ihre Lebensfähigkeit gezeigt.

Nicht einmal Lappalien stimmen in der Druckschrift von Willy Haas. So teilt er mit, daß Brecht „seine billige schwarze Zigarre rauchen und eine Flasche Wodka

oder Korn trinken konnte, wenn er arbeitete“. Brecht rauchte aber sehr teure Zigarren und trank, mit Rücksicht auf seine Gesundheit, in seinen letzten Jahren äußerst mäßig.

Nach einer ausführlichen Betrachtung über das Verhältnis zwischen König Ludwig II. von Bayern und Richard Wagner, die in einer Brecht-Monographie wohl entbehrlich scheint, schließt der eigenartige Aufsatz. Unsicher im Urteil, unkorrekt im sachlichen Detail und nicht selten lächerlich in der Formulierung, ist das Buch vorzüglich geeignet, Verwirrung in die Köpfe seiner Leser zu bringen. Willy Haas, der als ein renommierter Kritiker galt, hat sich hier wahrhaftig nicht als ein solcher erwiesen. Er hat Brecht auch nicht annähernd begriffen. Er schreibt: „Wir durchschauen seine komplizierten Erwägungen nicht immer ganz.“ Sehr wahr! Aber weshalb um alles in der Welt mußtet Ihr dann ein Buch über Brecht schreiben?

*Adelbert Reij*

### „Lolita“

Ab Herbst dieses Jahres wird der bundesrepublikanische Leser in den Auslagen der westdeutschen Buchhandlungen gleich neben dem „Dr. Schiwago“ ein Verlagserzeugnis bewundern können, das auf den Schnulzentitel „Lolita“ getauft ist, selbstredend aus den USA stammt, wo diese „zweite literarische Sensation des Jahrzehnts“ zusammen mit dem Pasternak-Roman an der Spitze der Bestseller-Liste steht, wie ein Teil der westdeutschen Presse bereits zu berichten wußte.

Eine geschickt lancierte internationale Vorpropaganda sorgt – genau wie im Falle Pasternak – augenblicklich für „mysteriöse Stimmungsmache“ um Buch und Autor, denn schließlich wollen die Lolita-Verlagsbosse mit der Schiwago-Konkurrenz im Rennen bleiben.

So erfährt der biedere Literaturfreund

u. a., daß es sich bei dem Autor jenes „Lolita“ benannten Werkes um einen gewissen Nabokow handelt, der als Literaturprofessor und Schmetterlingsforscher in den USA lebt und bereits acht Romane, dazu Erzählungen und Gedichte veröffentlicht hat, die aber von einem breiteren Publikum so gut wie keiner Beachtung gewürdigt wurden.

Über „Lolita“ selbst berichtet der Rezensent einer immerhin angesehenen bürgerlichen Wochenzeitung Westdeutschlands im typischen US-Jargon:

Lolita erzählt in Form einer Ich-Konfession von der ebenso abseitigen wie leidenschaftlichen Liebe des etwa 45jährigen europäischen Emigranten Humbert Humbert zu dem 12jährigen „american girl“, Dolores Haze, einer „nymphet“, einem Nymphlein, wie der auf solche Wesen fixierte Erzähler gewisse Mädchen mit vorpubertärer, dämonischer Anziehungskraft nennt.

„Dieses Verhältnis ist natürlich kriminell und in hohem Maße schockierend“, resümiert der illustre Feuilletonist, was ihn aber nicht hindert, „vom Skandalösen der besonderen Konstellation abgesehen“, Lolita als eine „romantische Liebesgeschichte“ zu empfehlen:

„... schließlich wird der zitternde, zerquälte Humbert Humbert eher von Lolita, dem ungerührt Kaugummi und Coca-Cola konsumierenden Gör, verführt, als sie von ihm. In einem jener fortschrittlichen Schulferienlager hatte sie bereits ihre Erfahrungen gemacht.“

Romantisch!

Über Nabokow wird berichtet, daß er von Poe und Baudelaire beeinflusst sei, Sartre nicht verstehe, Balzac, Gorki und Thomas Mann nicht schätzt (dies brauchte eigentlich nicht erst betont zu werden), sich über Freud lustig macht und Albert Schweitzer sterbenslangweilig findet – Eigenschaften, die allerdings überzeugend seine Eignung zum „Lolita“-Autor demonstrieren.

Die Legende, die um den Verlagsweg des Lolita-Manuskriptes gesponnen wird,

ist nicht weniger mysteriös als die um den Autor und seine Heldin. Sie steht der Pasternak-Schiwago-Story vom vergangenen Jahr nicht nach.

Mehrere amerikanische Verleger sollen das Manuskript des Romans bereits im Jahre 1954 zurückgewiesen haben. Einer von ihnen hatte Nabokow die Veröffentlichung in Aussicht gestellt, wenn er aus Lolita einen Knaben machen würde, der von einem Farmer verführt wird – „in kurzen realistischen Sätzen...“ Daraufhin hat Nabokow 1955 die Rechte an einen Verlag in Paris gegeben, der eine englische Ausgabe publizierte. Von dieser Ausgabe, die auf Veranlassung des britischen Außenministeriums in Frankreich verboten und später wieder zugelassen wurde, gelangten einige Exemplare durch Reisende in die USA, wo nach mehreren Besprechungen in Literaturzeitschriften im letzten Jahr ein New Yorker Verlagskonzern zugriff.

In England hat „Lolita“ heftige Pressefeinden provoziert und sogar das Unterhaus beschäftigt, in Frankreich durfte es nach mehrmaligem Verbot soeben erscheinen, und in Westdeutschland bereitet der Hamburger Verleger Ernst Rowohlt für den Herbst die deutsche Ausgabe vor. Hofft Rowohlt mit diesem „Wurf“ den Vorsprung aufzuholen, den im vergangenen Jahr S. Fischer aus Frankfurt dank des Pasternak-Rummels mit dem „Schiwago“ errungen hatte?

Ein Lob darf man der westlichen Literaturkritik nicht vorenthalten: daß sie den Pasternak-Schiwago neben Lolita stellt, ist ein Verdienst; dadurch schafft sie Klarheit, wo sie noch nötig sein sollte.

## Davongelaufen

Einer Meldung der Presseagentur AP zufolge sind kürzlich aus einem Londoner Gefängnis während einer Theaterraufführung zwei Häftlinge ausgebrochen.

Ausgebrochen? Davongelaufen! Das Stück stammte von Agatha Christie.

## Die Pflaume - sie schmeckt nicht

Frohlocket, Freunde der literarischen Idiotie: Der Gipfel des Schwachsinn ist erreicht! Da schickt uns ein allseits geschätzter, seriöser Verlag mit einem Begleitbrief, der von heiligem Ernst und lauterstem Glauben an die gute Sache zeugt, das „Werk eines jungen österreichischen Dichters (Thomas Bernhard), das sich nach dessen eigener Aussage in keine der literarischen Gattungen einreihen läßt...“ (Das hat seinen guten Grund, wie bald ersichtlich sein wird.)...

Statt langer Beschreibungen ein ohne jede Bosheit gewähltes Zitat, das wir – weil uns einfach der Platz dieser Spalten zu wertvoll ist – nicht in seiner ursprünglichen typographischen Gestalt, sondern fortlaufend abdrucken. Der Leser möge aber bedenken, daß fast jedes Wort eine Zeile für sich bildet, und er möge ferner berücksichtigen, daß das ganze Werk besteht aus „fünf sätzen für ballett stimmen und orchester“, was natürlich eine törichte Mystifikation ist, eine literarische Rücktrittsbremse. Man kann ja notfalls immer sagen: Ihr müßt euch eben Musik (welche denn?) dazu vorstellen. In folgendem Zitat äußern sich ein Mädchen (m), ein Gärtner (g) und der Chor.

„m: brich ihn nicht ab / g: eins zwei drei / m: brich ihn nicht ab / g: eins zwei drei / m: brich ihn nicht ab / g: eins zwei drei / die welt / müßte / rund / sein / sie müßte schmecken / wie eine pflaume / wie eine pflaume / wie eine pflaume / chor: wie eine pflaume / rund / schmecken / rund / wie eine pflaume / schmecken / schmecken / schmecken / m: brich ihn nicht ab / du sollst ihn / nicht / abbrechen / oh / g: eins zwei drei vier / es / stimmt nicht / m: was stimmt nicht / g: es stimmt nicht / m: was / g: die pflaume / m: die pflaume / g: sie schmeckt nicht / sie schmeckt nicht / wie eine / pflaume / m: mmm / g: und wenn ich sie / und wenn ich sie / eins zwei drei vier / und wenn ich sie / einpflanze / chor: einpflanzen / einpflanzen / ein-

pflanzen / einpflanzen / g: wenn ich sie / einpflanze / hier / hier / hier / chor: hier / hier / hier / hier / hier / m: was tust du / m: oh / g: eins zwei drei vier...“

In diesem Stil (aber was heißt schon Stil?) geht das über rund sechzig Seiten, was gar keine besondere Leistung ist. Ich zum Beispiel mache mich anheischig, ohne geistigen Schweißausbruch auf diese Weise doppelt soviel Seiten zu füllen (Kunststück: Ich bin ja auch kein Dichter). Halten wir fest: Das Denkwürdige ist nicht, daß derlei rhythmisiertes Symbolgequatsche einem sendungsbewußten Jüngling irgendwann im Halbschlaf einfällt und hinterher notierenswert erscheint, da gibt es noch ganz andere Proben. Was uns mit düsterer Heiterkeit erfüllt, ist der Tatbestand, daß der Verlag diesen Offenbarungen – vermutlich zum Erstaunen ihres Autors selbst – eine „starke Wirkung als Wortkunstwerk“ prophezeit. Ecce Poeta! Wir gehen paradiesischen Zeiten entgegen. Die Zukunft wird von Dichtung erfüllt sein: Ist denn nicht, wenn diese Begriffe vom Wortkunstwerk sich erst herumgesprochen haben, ein jegliches Gestammel, jegliche Anhäufung von Wörtern, die unseren Alltag ausmachen, Dichtung? Jeder sein eigener Dichter! Die Welt als unaufhörliche Folge von Sätzen für Stimmen, Ballett und Chor, was für Aussichten!

Aber das wahrhaft Traurige (für uns Traurige) kommt erst: Wir können absolut sicher sein, daß Autor und Verlag diese Kritik als unwiderleglichen Beweis dafür betrachten werden, wie weit sie ihrer Zeit voraus sind. Und wahrscheinlich haben sie recht. Trauriger Ruhm, den wir uns da säen: Es gab, so wird es dereinst heißen, einmal Leute, die von einem Wortkunstwerk im Ernst Notwendigkeit der Fügung, Geschlossenheit des Gebildes, Zufallsenthobenheit verlangt haben. So eigensinnig stellten sich diese Leute dem



Fortschritt in den Weg, daß sie (obwohl längst eines Besseren belehrt) Form für ein Element der Kunst hielten und glaubten, an einem Gedicht, dessen Zeilen man beliebig vertauschen, vermehren oder vermindern kann, stimme etwas nicht.

Im S. Fischer Verlag hat die Zukunft schon begonnen.

*Wir zitieren diese Glosse von Oliver Storz nur leicht gekürzt nach der „Stuttgarter Zeitung“, wiewohl der Autor kein Wort verliert über das gesellschaftliche Klima, das solche Pflaumen erst reifen läßt.*

### Piratenstücke

Neulich gab der Vorsteher des westdeutschen Börsenvereins für den Deutschen Buchhandel seinen Jahresbericht. Er mußte manches „Unschöne“ erwähnen, was die Existenz des westdeutschen Buchhandels bedroht, mußte von einer „Aggression der Behörden gegen den Bestand des Sortiments“ sprechen. Besonders betrüblich fand er, daß ein zwischen dem Börsenverein und dem Bundesverband der deutschen Industrie abgeschlossenes Rahmenabkommen, die Honorierung von Photokopien aus Büchern und Zeitschriften betreffend, von seiten der Industrie nicht eingehalten wird. Wörtlich sagte Reinhard Jaspert:

„In dem Rahmenabkommen wird der Industrie eine grundsätzliche Genehmigung zum Photokopieren erteilt unter der Voraussetzung der pauschalen oder Einzelhonorierung bei Einhaltung eines Minimums an technischer und Verwaltungsarbeit. Trotz dieses Übereinkommens haben sich weite Kreise der Industrie und ein mir bis dahin unbekannt gebliebener Gemeinschaftsausschuß der Technik, Düsseldorf, mit massiven Mitteln gegen die Erfüllung des Grundgedankens dieses Rahmenabkommens gewandt und teilweise unter Entzug von Anzeigenaufträgen die Verleger zu veranlassen versucht, das honorarfreie Photokopieren zu erlauben. Es entsteht hier die groteske Situation,

daß die Industrie mit ihrer wahrhaft guten Kalkulation und den Millionenverdiensten sich weigert, den Autoren den ihnen zustehenden *sehr* geringen Anteil an Honorar zu zahlen – und das alles im Namen des öffentlichen Interesses.“

Kein Kommentar.

### Preisausschreiben

Der Friedrich-Hofmeister-Verlag in Leipzig veranstaltet zusammen mit dem Ministerium für Kultur und der Pionierorganisation „Ernst Thälmann“ ein Exposé-Preis Ausschreiben zur Förderung neuer sozialistischer Kinder- und Jugendstücke. Einsendeschluß ist der 31. Dezember 1959. Nähere Angaben über den VEB Hofmeister-Verlag, Leipzig C 1, Karlstr. 10.

Zu Ehren ihrer 550-Jahr-Feier ruft die Karl-Marx-Universität, Leipzig, zu einem künstlerischen Wettbewerb auf. Ausgezeichnet werden Arbeiten, die das neue sozialistische Leben an den Bildungsstätten unserer Republik gestalten. Der Wettbewerb erstreckt sich auf die Gebiete Literatur, Musik und bildende und angewandte Kunst. Die Einsendungen sind bis zum 10. September 1959 an das Rektorat der Karl-Marx-Universität, Leipzig C 1, Ritterstraße 26, „Künstlerischer Wettbewerb“, zu richten. Auskünfte über die genannte Adresse.

### Kurt-Tucholsky-Sammlung

Eine chronologisch geordnete Gesamtausgabe der Schriften Kurt Tucholskys (1890–1935) wird der Rowohlt Verlag im Herbst 1960 vorlegen. Diese erste, umfassende Sammlung der Werke und Briefe Kurt Tucholskys erscheint anläßlich des 25. Todestages des Autors. Der Verlag bittet alle Besitzer von Briefen und anderen unveröffentlichten Aufzeichnungen Kurt Tucholskys, ihm diese leihweise (im Original oder als Photokopie) gegen Erstattung der Unkosten zu überlassen.

## Informationen

Wilhelm Pieck hat der Deutschen Akademie der Künste Materialien und Originalhandschriften von Heinrich Mann, Lion Feuchtwanger, Bertolt Brecht, Johannes R. Becher und Zeichnungen von Lea Grundig übergeben.

Der Dietz Verlag plant, noch in diesem Jahr eine neue Taschenbuchreihe unter dem Titel „Rote Dietz-Reihe“ herauszugeben. In dieser Reihe sollen Werke der proletarisch-revolutionären Literatur der zwanziger Jahre (Romane, Erzählungen, Reportagen und Lebensberichte) und sozialistische Gegenwartsliteratur erscheinen.

Der Arbeitskreis Thüringen des Deutschen Schriftstellerverbandes verlegt seine Mitgliederversammlungen regelmäßig in verschiedene Teile seines Wirkungsbereiches, um die Struktur, die Produktionsformen und Arbeitsbedingungen der Industriezweige und ihre kulturpolitische Situation kennenzulernen.

Die Künstler, Schriftsteller, Wissenschaftler, Pädagogen und Kulturfunktionäre des Bezirks Schwerin haben sich in einem Aufruf zu Ehren des 10. Jahrestages der Gründung der DDR zu einer engen Zusammenarbeit mit den „Brigaden der sozialistischen Arbeit“ und den Brigaden, die um diesen Titel kämpfen, verpflichtet.

Das Kreistheater Annaberg/Erzgebirge bereitet zum 10. Jahrestag der Gründung der DDR eine szenische Reportage über Wismutkumpel vor, die den Titel „Brigade der sozialistischen Arbeit“ erringen wollen. Das Stück schrieb Martin Viertel zusammen mit Bergleuten und Mitarbeitern des Theaters.

Der Kulturbund in Dresden hat künstlerische Arbeitsgemeinschaften gebildet, um seine Mitglieder stärker an

der Kulturpolitik zu beteiligen. Es existieren die Arbeitsgemeinschaften „Bildende Kunst“ (75 Mitglieder), „Literatur und Musik“ (60 Mitglieder) und „Theater“ (etwa 50 Mitglieder).

Auguste Wieghardt-Lazar erhielt den Martin-Andersen-Nexo-Kunstpreis der Stadt Dresden.

Vom 1. August bis zum 30. September 1959 findet im Alten Rathaus und in der Alten Handelsbörse in Leipzig eine internationale Buchkunstausstellung statt. Neben der Sowjetunion, China, Korea, Polen, der ČSR und der DDR nehmen auch Buchkünstler und Graphiker aus nichtsozialistischen Ländern daran teil.

Das Staatssekretariat für das Hoch- und Fachschulwesen der DDR veranstaltete vom 3. bis zum 30. Juli in Weimar einen internationalen Hochschulferienkurs für deutsche Sprache und Literatur.

Die Direktion des Deutschen Theaters will im Herbst 1959 eine theoretische Konferenz durchführen, die sich mit der sozialistischen Spielplangestaltung und mit der Aufführung von Gegenwartsstücken befassen soll.

Die Spielplanentwürfe der Berliner Bühnen enthalten für das Spieljahr 1959/60 mehr Gegenwartsstücke als bisher. So wird Gustav von Wangenheim's „Studentenkomödie“ in den Kammerspielen und eine Bearbeitung von Michail Scholchows „Neuland unterm Pflug“ am Schiffbauerdamm inszeniert. Außerdem will das Deutsche Theater wenigstens zwei der neuen Gegenwartsstücke aufführen, an denen Erwin Strittmatter, Heiner Müller, Ludwig Turek und Jurij Bržan arbeiten.

Während eines Besuches in Berlin stellte der französische Dramatiker Ge-



orges Soria fest, die Inszenierung seines Dramas „Die Fremde auf der Insel“ durch Wolfgang Langhoff sei die intensivste und sensibelste, die er kenne. Das Bühnenstück wird zur Zeit in Paris, Stockholm, Budapest und Bukarest gespielt, in Moskau, Prag, Warschau und Rom steht die Aufführung noch in diesem Jahr bevor.

Harry Buckwitz inszenierte in Frankfurt am Main Bertolt Brechts „Schwejk im zweiten Weltkrieg“. Brechts Drama „Das Leben des Galilei“ steht in der kommenden Spielzeit auf dem Plan des Landestheaters Hannover.

Der Hamburger Senat hat sich gegen Gastspiele des Berliner Ensembles und des Deutschen Theaters ausgesprochen. Veranstaltungen, die „von drüben“ kommen, zum Beispiel dem Tucholsky- und dem Brecht-Abend, soll man nach Ansicht des Senats die Säle verweigern.

Der Verband Bildender Künstler Deutschlands in Nürnberg plant eine Ausstellung von Graphiken und Kleinplastiken aus der DDR.

Die Hamburger Freie Akademie der Künste hat ihre Plakette 1959 Peter Huchel verliehen.

Der Literarische Rat und der PEN-Club der Volksrepublik Ungarn haben Stephan Hermlin für seine Verdienste um die ungarische Literatur mit der Plakette „Pro Literis Hungaricis“ ausgezeichnet.

Nach dem Tode Peter Suhrkamps hat Siegfried Undseld die Leitung des Suhrkamp-Verlages übernommen.

Das Deutsche PEN-Zentrum Ost und West veranstaltete vor kurzem im Münchener Regina-Palast-Hotel eine Feierstunde zu Ehren Johannes R. Bechers.

In einem Leningrader Archiv fand man Originalhandschriften von Goethe, Schiller, Wieland, Herder und Klopstock. Unter ihnen befinden sich Szenen aus „Wilhelm Tell“ mit Regieanweisungen Schillers und ein Brief Goethes an seinen Zeichenlehrer Oeser.

Der Hamburger Verleger Ernst Rowohlt beabsichtigt, Johannes R. Bechers Roman „Abschied“ zu verlegen.

Überall in der Sowjetunion werden in den Kolchosen „Universitäten der Kultur“ gegründet, die es der Landbevölkerung ermöglichen, sich kulturell weiterzubilden. Allein in den Kolchosen des Krasnodarsker Bezirks entstanden mehr als dreißig solcher Universitäten.

Die Buchhandlung in der Gorkistraße in Moskau verkaufte während der fünf Jahre ihres Bestehens über fünf Millionen Bücher aus den Ländern der Volksdemokratie; fast die Hälfte davon waren Bücher aus der DDR.

Vor wenigen Monaten ist der Dostojewski-Forschung neues Material zugänglich gemacht worden. Eine sowjetische Wissenschaftlerin dechiffrierte die steno-graphischen Notizen im Tagebuch Anna Dostojewskis, der Frau des Dichters.

Auf Beschluß der UNESCO werden der 100. Geburtstag Anton Tschechows, der 200. Geburtstag Friedrich Schillers, der 100. Todestag Alexander von Humboldts und der 150. Todestag Joseph Haydns als internationale Gedenktage begangen.

Nach einer Statistik der UNESCO hat im Jahre 1957 die Buchproduktion der Welt 315 000 Titel erreicht. Mit 60 000 Titeln steht die Sowjetunion an erster Stelle. Es folgen Japan mit 25 000 Titeln, Großbritannien mit 20 000 und Indien mit 18 000 Titeln.

## NEUERSCHEINUNGEN

### Belletristik

*Lion Feuchtwanger*: Stücke in Prosa. Greifenverlag, 570 S. etwa DM 12,50

*Louis FURNBERG*: Echo von links. Lieder, Gedichte und Aufsätze. Verlag des Ministeriums für Nationale Verteidigung, 320 S. DM 2,60

*Hanna Heide KRAZE*: Der rote Punkt. Skizzen und Erzählungen. Union-Verlag, 144 S. etwa DM 5,-

*Manfred KÜNNE*: Kautschuk. Roman. Paul List Verlag, 477 S. etwa DM 8,50

*Günter KUNERT*: Der Kaiser von Hondu. Fernsehspiel. Aufbau-Verlag, 100 S. DM 1,95

*Käthe MIETHE*: Rauchfahnen am Horizont. Roman. Carl Hinstorff Verlag, etwa 240 S. etwa DM 6,50

*Armin MÜLLER*: Das weiße Schiff. Gedichte. Verlag Neues Leben, etwa 48 S. etwa DM 2,80

*Paul KÖRNER-SCHRADER*: Ostlandreiter. Roman. Verlag des Ministeriums für Nationale Verteidigung, 332 S. etwa DM 8,20

*Anna SEGHERS*: Die Entscheidung. Roman. Aufbau-Verlag, 600 S. DM 10,50

Unser Balladenbuch. Kinderbuchverlag, etwa 224 S. etwa DM 4,50

### Literatur- und Theaterwissenschaft

*Fritz ERPENBECK*: Aus dem Theaterleben. Henschelverlag, etwa 400 S. etwa DM 14,50

*Ursula WERTHEIM*: Friedrich Schiller – Dichter der Nation. Verlag Neues Leben, etwa 164 S. etwa DM 9,80

## ZEITSCHRIFTEN- UND ZEITUNGSSCHAU

*Die Literatur der neuen Etappe* (Gedanken zum III. Sowjetischen Schriftstellerkongreß), von Christa Wolf, „Neues Deutschland“ 20. 6. 59/Beilage

*Gegen die Ideologie des dritten Weges*, von Walter Ulbricht, „Forum“ 11. 6. 59/S. 3

*Künstler und Publikum auf dem Weg zu einem sozialistischen Nationaltheater*, von Siegfried Wagner, „Sonntag“ 21. 6. 59/Beilage

*Kunst – Opium oder Waffe*, von Alfred Kurella, „Neues Deutschland“ 14. 6. 59/S. 6

*Größtes Kulturfest der deutschen Arbeiterklasse* (Berichte von den I. Arbeiterfestspielen der DDR), von Horst Richter, „Neues Deutschland“ 21. 6. 59/S. 3

*Von der persönlichen Verantwortung des Schriftstellers*, von A. Twardowski, „Presse der Sowjetunion“ 7. 6. 59/ S. 1553

*Die Einstellung des Schriftstellers zum Leben*, von Alexander Karaganow, „Sowjet-Literatur“ Heft 6 1959

*Die Rolle der ästhetischen Erziehung bei der Bildung des neuen Menschen*, von W. Skaterstschikow, „Presse der Sowjetunion“ 17. 5. 59/S. 1352

*Wofür kämpfen die Revisionisten in der Literatur?*, von W. Iwanow, „Kunst und Literatur“ H. 6. 59/S. 569

*Die Aufgaben der sowjetischen Literatur beim Aufbau des Kommunismus*, von A. Surkow, „Für den Propagandisten und Agitator“ Nr. 10/1959